This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Nach Jerusalem!

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Erster Theil.

Griechenland, Kleinasien, Syrien.

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1858.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Ludw. Aug. Frankl.

Nach Jerusalem!

Erster Theil.

Nach Jerusalem!

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Erster Theil.

Griechenland, Kleinasien, Syrien.

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1858.

Der

Hochwohlgeborenen Frau

Elise Herz

geb. Edlen von Lämel

in verehrungsvoller Huldigung

gewidmet.

Inhalt.

	Seite
Zweck der Reise	1
Verkündende Stimmen	9
Persönliche Vorstellung	14
Jochannan ben Sakai	17
Abreise	21
Corfu	25
Zante	33
Ein Sturm	39
Athen	42
Meine Nachbarn	52
Die Akropolis	57
Die Universität	62
Dichterkrönungen	67
Kolonos	73
An Hellas	75
Beim österreichischen Gesandten	77
Schulen	82
Rangabé	85
Der Nymphenhügel	89
König und Königin	94
Das Gut der Königin	98
Ein deutsches Dorf	101
Die Herzogin von Piacenza	104
Eleusis	108

Seite

Abſchied 115
Piräus 117
Syra 125
Smirna 129
Die Dardanellen 140
Konſtantinopel 145
An Byzanz 147
Abenteuer mit einem Schädel 150
Im Bosporus 154
In der Stadt 160
Paſſahfeier 165
Der Padiſchah 168
Harem und Gärten des Sultans 171
Die deutſch-engliſche Legion 181
Beſuch bei Omer Paſcha 188
Die Juden 194
Synagogen 200
Ezchajim 201
Bat-Halewi 202
Kadoſch Birani 203
Bene Hamikra 204
Leichenhöfe 207
Geſpenſtergeſchichten 211
Ein Geiſterfeſt 211
Die Bruſche 212
Das verwandelte Kind 215
Du für mich; ich für Dich! 215
Chalebi 217
Beim Chacham des Riſchan 220
Ein Freitagabend 227
Der Palaſt des Beliſar 231
Bruſſa 238
Salonik 242
Galib Paſcha 254
Abreiſe von Konſtantinopel 257

Seite

Mytilene 260
Samos 264
Rhodos 270
Cypern 278
Beyrut 291
Die jüdiſche Gemeinde 294
Zum Fürſten des Libanon 298
Empfang in Sibne 302
Mittagsmahl 307
El ſit Meïs 312
Auf dem Libanon 317
Erſter Tag 317
Zweiter Tag 325
Dritter Tag 332
Damaskus 340
Beſuche 344
Ein Feſt 347
Abd-el-kadr 357
Die Juden 365
Geſang und Kabbala 376
Zum Antilibanon 380
Erſter Tag 380
Zweiter Tag 385
Baalbek 389
Beim Militärgouverneur 393
Die Tempel 397
Spaziergang 404
Gäſte 408
Ein trauriger Ritt 413
Die Zedern 420
Den Libanon hinab 430
Tripolis 434
Abſchied von Syrien 440

Zweck der Reise.

Eine Stiftungsurkunde. — Briefe des Gemeindevorstandes in Wien und Prag.

Am 18. August 1855, mit der nähern Bezeichnung „am Geburtsfeste Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich" richtete Frau Elise Herz, geborene Edle von Lämel, an den Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde in Wien folgendes Schreiben:

„Erlauben Sie, geehrte Herren! daß ich Ihnen eine mir heilige, von der Pietät für meinen seligen Vater gebotene Angelegenheit vortrage. Ich darf, bei dem Umstande, daß dieselbe mit den Interessen unserer Glaubensgenossen eng zusammenhängt, Ihrer Aufmerksamkeit sowohl, als auch Ihrer unterstützenden Theilnahme gewiß sein.

„Es ist ein Gebot unserer ewigen Tafeln: „du sollst Vater und Mutter ehren", und es ist ein schöner Zug des Menschenherzens, der uns drängt, dieses Gebot auch dann noch zu erfüllen, wenn diejenigen, die wir ehren sollen, uns von der Gruft genommen worden sind.

„Während ich gemeinschaftlich mit meinen Geschwistern durch fromme und wohlthätige Stiftungen das Andenken an meine selige Mutter für eine ferne Zukunft dankbar zu begründen strebte, ist es mir eine vom Herzen gebotene Pflicht, ein Gleiches auch für meinen in Gott ruhenden Vater zu thun.

„Kein Monument ist schöner als dasjenige, welches im Sinne und Geiste desjenigen gedacht und ausgeführt ist, dem es errichtet

werden soll. Wenn ich mir die unvergeßliche, mir stets gütige Persönlichkeit meines Vaters vorstelle, so erscheint mir neben seinen allgemein menschlichen, trefflichen Eigenschaften vor Allem sein frommes Gemüt, seine unverbrüchliche Treue für den Glauben unserer Väter, sein im Geiste wehmütig freudiges Verweilen an den Stätten, die uns durch Religion und Geschichte unseres Volkes stets heilig, ehrwürdig und theuer bleiben werden. Mit diesen Gefühlen lebten aber auch diejenigen in ihm, welche ihn, treu und begeistert fürs Vaterland, zu den edlen und aufopferndsten Handlungen anspornten und ihn durch die Gnade eines Monarchen von Oesterreich zu den „Edlen" des Landes reihten.

„Ich beschloß denn, ihm in Palästina, in der Stadt Jerusalem selbst ein Denkmal zu errichten; keines das prunkt, aber eines das wirkt, bildet und edel macht. Ein Institut, in welchem die Anschauung der israelitischen Jugend frühzeitig wahrer Religiosität und Nützlichen Gewerben zugewendet und jener Sinn wachgerufen wird, welcher der Keim ist für jede Bürgertugend und echte, begeisterte Vaterlandsliebe, zunächst für das große Oesterreich!

„Durch reisende und in Jerusalem ansässige Israeliten wurde mir, wie die Armut unserer Glaubensgenossen daselbst, überhaupt das Schicksal der Jugend, der Kinder herzerschütternd geschildert; nackt und hungernd, wenn nicht krank und elend, füllen sie die Straßen der Stadt, entbehren sie der Ueberwachung, des Unterrichtes.

„Ich habe denn beschlossen, in Jerusalem eine

Kinder-Bewahranstalt

zu stiften, und zur Begründung und Erhaltung derselben die 4½ Prozent Zinsen eines Kapitals

von 50,000 fl. Fünfzigtausend Gulden

in Staatsschuldverschreibungen zu bestimmen, mit welchen die Erhaltungskosten der Anstalt nach den folgenden Bestimmungen bestritten werden sollen:

„In der Anstalt sollen zunächst die israelitischen Kinder österreichischer Unterthanen Aufnahme finden, und um ein Zeichen

der unserem heiligen Glauben innewohnenden Duldsamkeit und Nächstenliebe zu geben — wenn kein Hinderniß dagegen von der einen oder andern Seite obwaltet — auch Kinder christlicher und mohammedanischer Eltern Aufnahme und Schutz finden. Diesen soll dann, der Zahl nach zusammen der fünfte Theil eingeräumt sein.

„Die Zahl der aufzunehmenden Kinder überhaupt wird sich nach Verhältniß der Erhaltungskosten zu den Zinsen des Stiftungskapitals richten. Die Kinder, die vom Morgen bis zum Abend in der Schule zu verbleiben haben, sollen ein einfaches, gut nährendes Mittagsmahl und die völlig Armen die Bekleidung erhalten. An dieser Kinder-Bewahranstalt, welche je nach sich ergebenden Lokalbedingungen in einem eigens anzukaufenden, oder in einem gemieteten Hause und Garten sich befindet, soll ein Mann angestellt werden, welcher mit den nötigen speziellen Kenntnissen ausgerüstet, wenigstens der hebräischen, arabischen, deutschen und möglichst auch der italienischen Sprache kundig und ein Mann von vorzüglicher Moralität und Religiosität ist. Er muß verheiratet und seine Gattin geeignet sein, ihn als Lehrerin und Kinderbewahrerin zu unterstützen. Ein Arzt soll die Verpflichtung haben, in der Anstalt selbst die Sanität zu überwachen.

„Es ist mein lebhafter Wunsch und ich hoffe, daß Sie, geehrte Herren! denselben im Interesse der Humanität und des Heils unserer Glaubensgenossen zu erfüllen geneigt sein werden: das Ehrenamt der Kuratoren dieser meiner Gründung, welche unter dem Namen:

Simon Edlen von Lämel's Stiftung

fortan in Jerusalem bestehen und blühen soll, zu übernehmen.

„Ich wünsche, daß die genannte Stiftung unter den Schutz der Regierung, unseres gnädigsten Herrn und Kaisers, der unter seinen glorreichen Titeln auch den eines „Königs von Jerusalem" führt, gestellt und der jeweilige kaiserlich österreichische Consul in Jerusalem beauftragt werde, die von der Anstalt regelmäßig an die Herren Kuratoren in Wien zu richtenden Berichte mit zu unterzeichnen, nach deren Einlangung erst die Zinsen zur

Erhaltung des Inſtituts in Jeruſalem anzuweiſen ſein werden. Ebenſo ſollen die Herren Kuratoren verpflichtet ſein, der hohen kaiſerlichen Statthalterei von Oeſterreich unter der Enns jährliche Rechnung über die verwendeten Zinſen abzulegen.

„Neben der aus dieſen Verfügungen fließenden Beruhigung leitet mich zugleich das Gefühl des patriotiſchen Stolzes, daß unſeren Glaubensgenoſſen, wie den Chriſten in Paläſtina, der hohe Schutz der Regierung unſeres Kaiſers und Herrn zu Theil werden ſoll, und dies in einer Angelegenheit, in der es gilt, die Herzen der Jugend fromm und glaubensinnig, die Geiſter treu und hell zu bilden, auf daß ſie für das Vaterland begeiſterte, treue, religiöſe und fleißige Bürger werden.

„Um aber ein ſolches Inſtitut in Jeruſalem zu begründen, iſt es unerläßlich, in Jeruſalem ſelbſt die nötigen Einleitungen zu treffen, die entſprechenden Lehrer, den Arzt glücklich zu finden, die Lokalitäten für die Schule aufzunehmen und einzurichten, überhaupt, daß Alles geſchehe, was erſprießlich iſt, um das beabſichtigte Werk zu gründen und dem Giebel entgegenzubauen. Ich habe denn einen Bevollmächtigten in der geehrten Perſon des Dr. med. Herrn Ludwig Auguſt Frankl gefunden und habe volles Vertrauen zu ihm. Er ſagte mir zu, der Arbeit und der Gefahr der Reiſe in den Orient ſich zu unterziehen.

„Menſchliches Wollen aber, kaum mächtig in der Gegenwart, iſt ſtets vermeſſen, wenn es in eine ferne Zukunft und, wie es zu heißen pflegt, für ewige Zeiten wirken will. Wolle der Himmel ein Schickſal abwenden, daß durch unberechenbare, der menſchlichen Vorſicht ſich entziehende Weltereigniſſe die Exiſtenz des dargeſtellten Inſtitutes in Jeruſalem in künftigen Zeiten unmöglich würde. Weil aber dies bei der Vergänglichkeit aller menſchlichen Einrichtungen möglich iſt, ſo beſtimme ich, wie folgt:

„Wenn die Anſtalt in Jeruſalem jemals durch unvorhergeſehene Ereigniſſe zu ſein aufhören müßte, ſoll das ganze in Wien für die Kinderbewahr-Anſtalt in Jeruſalem ſichergeſtellte 4½ prozentige Stiftungskapital in Staatsſchuldverſchreibungen zu zwei

Stiftungen, die wieder ihrer ursprünglichen Widmung gemäß dem Unterrichte der Jugend zu Gute kommen sollen, getheilt werden, und zwar soll die Hälfte: 25,000 Gulden zu einer Unterrichtsstiftung in der israeltischen Kultusgemeinde in Wien, die andere Hälfte: 25,000 Gulden, zu einer gleichen in Prag verwendet werden.

„Die Herren Kuratoren der Simon Edlen von Lämel's Stiftung in Jerusalem zahlen sodann die genannte Hälfte des Stiftungskapitales an den Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde in Prag, welcher, sowie der in Wien, das Stiftungskapital unter hoher Genehmigung der kaiserlich österreichischen Regierung sicherzustellen verpflichtet ist, und zwar, wie sie dann heißen soll, für die

Simon Edlen von Lämel's Unterrichtsstiftung in Wien und Prag.

„Die Verwendung der 4½ prozentigen Zinsen beider Stiftungskapitalien à 25,000 Gulden bestimme ich für Wien und Prag wie folgt:

„Nachdem sich das Kapital à 4½ Prozent mit 1125 Gulden jährlich verzinst, so theile ich diese Summe in fünfzehn Stipendien à 70 Gulden, und zwar:

Für zwei Hörer der Medizin zwei Stipendien .	à	70 fl.
Für zwei Hörer der Jurisprudenz zwei Stipendien	à	70 „
Für zwei Schüler der bildenden Künste (Architekten, Bildhauer, Maler) zwei Stipendien . .	à	70 „
Für zwei Hörer der Technik zwei Stipendien .	à	70 „
Für zwei Hörer der jüdischen Theologie (Rabbinatskandidaten) zwei Stipendien	à	70 „
Für zwei Lehramtskandidaten zwei Stipendien .	à	70 „
Für zwei Lehramtskandidatinnen zwei Stipendien	à	70 „
Für einen israelitischen Kantor ein Stipendium .	à	70 „

„Auf diese Stipendien sollen zunächst diejenigen Anspruch haben, die aus der Verwandtschaft meiner seligen Eltern stammen, und zwar aus den Familien Lämel, Duschenes, Knina und Blau.

„Die Nennung des Namens meines seligen Vaters bei der Todtengedächtnißfeier in der Synagoge zu Jerusalem und in der Altneuschule zu Prag, wie dies bereits im Tempel in Wien durch die Anordnung des Vorstandes geübt wird, ferner das Anzünden eines Seelenlichtes an seinem Sterbetage, am 18. April 1845, wird mir nicht als Bedingung, aber doch als frommer Wunsch nicht versagt werden.

Der Himmel verleihe meinem Wollen seinen Segen!"

Der Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde in Wien erwiderte unterm 27. August 1855:

„Hochgeehrte Frau!

„Ihre Zuschrift vom 18. dieses Monats, in welcher Sie uns Ihren Beschluß mittheilen, zum Andenken Ihres seligen Herrn Vaters Simon Edlen von Lämel mit 50,000 Gulden in 4½ prozentigen Staatsschuldverschreibungen eine Kinder-Bewahranstalt in Jerusalem zu begründen, ist uns zugekommen.

„Erlauben Sie, hochgeehrte Frau! daß wir vor Allem diesen, von edelster Pietät getragenen Akt einer menschenfreundlichen Gesinnung, diese That eines frommen Herzens und eines für Erziehung und Bildung der Jugend begeisterten Gedankens im Namen aller Derer dankbar begrüßen, die jetzt und in künftigen Zeiten der großmütigen Wohlthat theilhaftig sein werden. Sie segnen fortan das Andenken einer Frau, deren Name bereits durch vielfach wohlthätige Handlungen in den Annalen der Städte Wien und Prag glänzend eingezeichnet steht und die wir mit Stolz ein Mitglied der Kultusgemeinde nennen, die wir zu vertreten die Ehre haben. Es ist ein unvergängliches Denkmal, das Sie auf einer durch historische und religiöse Erinnerungen uns theuren Erde Ihrem seligen Herrn Vater und sich selbst errichten, zur Verherrlichung des heiligen Namens unseres Gottes, zur Wohlfahrt für die gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechter. Ihrem Wunsche gemäß, in welchem wir ein Zeichen Ihres besondern Vertrauens erkennen,

und in Anbetracht einer unseren Glaubensgenossen für alle Zeit zu Gute kommenden Wohlthat nehmen wir das Ehrenamt der Kuratoren Ihrer Stiftung an.

„Indem wir für das Gedeihen Ihrer humanen großmütigen Stiftung die glücklichste Gründung und erfolgreichen Segen wünschen, zeichnen wir mit dem Ausdrucke wahrer Verehrung.

Leopold v. Wertheimstein, Joseph Wertheimer, Heinrich Sichrovsky, Moritz Goldschmiedt, Joseph Biedermann."

Die Vertreter der israelitischen Kultusgemeinde in Wien brachten am 12. September 1855 die Stiftung zur Kenntniß Sr. Exzellenz des Herrn Statthalters von Oesterreich unter der Enns mit der Bitte um Sanktionirung derselben. Zugleich wurde dem Vorstande der israelitischen Kultusgemeinde in Prag der Stiftungsbrief in Abschrift mitgetheilt, worauf am 14. Oktober 1855 dieser an Frau Elise von Herz-Lämel folgende Zuschrift richtete:

„Hochwohlgeborene Frau!

„Wir sind von der Stiftung in Kenntniß gesetzt, welche Sie, hochwohlgeborene Frau! für Jerusalem begründen.

„Da Sie hierbei auch die Prager israelitische Kultusgemeinde mit der eventuellen Zuwendung des halben Stiftungsgenusses bedacht haben, so erfüllen wir nur eine dringende Pflicht, indem wir Ihnen den tiefgefühlten Dank für diesen neuen Beweis der Großmut, der Anhänglichkeit und der werkthätigen Erinnerung an Ihre frühere Gemeindegenossenschaft aussprechen. Erlauben Sie, hochwohlgeborene Frau! aber auch, daß wir zugleich die besondernde Anerkennung an den Tag legen, die Ihr unermüdlicher Wohlthätigkeitseifer und Ihr neuerliches, großartiges Werk verdienen und allenthalben finden. Aus dieser Ihrer Schöpfung leuchten gleich glänzend Ihre Religiosität und Menschenliebe, Ihr Patriotismus und frommes Kindesgefühl hervor, und wie Sie damit die Absicht erreichen, dem gesegneten Andenken an einen

ausgezeichneten Mann, Ihren seligen Herrn Vater, ein unve
gängliches Denkmal zu errichten, so tragen Sie damit zugleic
zur Ehre unseres Vaterlandes und unserer Glaubensgenossen be
Aber auch Ihnen selbst wird aus dieser Saat eine reiche imm
sich erneuernde Ernte von Segnungen erblühen, die der Allgütig
Sie noch lange auf Erden genießen lasse!

„Genehmigen Sie, hochwohlgeborene Frau, die Versicherun
unserer aufrichtigsten Hochachtung.

Der Vorsitzende des Vorstandes
Ernst Wehli."

Verkündende Stimmen.

Kol mebasser. — Sensazion. — Zustimmende und Widersprechende. — Politische Auffassung. — Denunziazion. — Weihegeschenke. — Empfehlungsbriefe. — Sieben Weise. — Ein auswärtiger Zelote.

Ich bereitete eine kleine Schrift vor, eine Ansprache an die jüdischen Bewohner Jerusalems, in welcher ich mich ihnen als Sendboten vorstellte, der eine geistige und materielle Wohlthat ihnen zu überbringen so glücklich sei.

Im allgemeinsten Umrisse wurde die Geschichte, der Zweck, die Einrichtung und die Bedeutung des Institutes der Kinderbewahr-Anstalt auseinandergesetzt; wie sich dasselbe in allen gebildeten Staaten Europa's des Schutzes der Regierungen und der Magistrate erfreue und wie auch die frommsten Rabbinen demselben ihre volle Zustimmung geben und in ihren Gemeinden gedeihen lassen. Unter den strengstgläubigen Rabbinen wurden auch der von Pesth, Herr Schwab, von Preßburg, Herr Sofer angeführt, in deren Gemeinden, ohne ihren Widerspruch Kinderbewahr-Anstalten eingeführt worden sind.

Dieser allgemeinen hebräischen Ansprache folgte eine Uebersetzung der Stiftungsurkunde, der Antwort des Vorstandes der Kultusgemeinde von Wien und Prag, nebst einer kurzgefaßten biografischen Skizze des seligen Herrn Simon Edlen von Lämel, damit die Bewohner Jerusalems den Mann kennen lernen, zu dessen Ehren von einer frommen Tochter ihnen eine außerordentliche Wohlthat

zu Theil werden ſollte. Dieſe Schrift unter dem Titel „Kol mebaſſer“, verkündende Stimme, wurden nebſt der öſterreichiſchen Volkshimne und einem Gebete für den Sultan in hebräiſcher Sprache auf fliegenden Blättern in Wien gedruckt und wird ſpäter über dieſe Druckſachen nicht Unwichtiges zu ſagen ſein.

Die beabſichtigte Stiftung wurde, da die Zeitungen von ihr Nachricht gaben, ſchnell in weiten Kreiſen bekannt und erregte eine nicht geringe Senſazion.

Es wurden, wie ſtets, wenn eine von den hergebrachten Anſchauungen ſich abſcheidende Idee, ein der Alltäglichkeit entgegengeſetzter poetiſcher Gedanke, ein der religiöſen Gleichgiltigkeit unbegreiflicher frommer Sinn auftauchen, Meinungen und Urtheile der verſchiedenſten Art laut, welche auf Alles ſcharfſinnig geriethen, was dem Verſtande daran zugänglich iſt. Aber die jeder Berechnung ſich entziehenden Regungen eines Gemütes, ſeine oft durch die wunderbarſten Erlebniſſe wachgerufenen Bedürfniſſe, die häufig verſchämt verhüllten Motive einer nicht gewöhnlich erſcheinenden That werden, von der Menge nie, von einzelnen Denkern nur geahnt.

Die frommen, von poetiſch religiöſer Sehnſucht nach dem gelobten Lande getragenen Gemüter begrüßten den Gedanken faſt zweifelhaft und dann freudig erſtaunt. Die Kulturfreundlichen fühlten ſich der hiſtoriſch geweihten Erde näher und dachten an geiſtige und ſittliche Erfolge. Man war verwundert, wie plötzlich aus einem bewegt frivolen Reſidenzleben, aus einer, wenn auch treu, doch ohne orthodoxe Färbung dem moſaiſchen Glauben anhängenden Gemeinde unerwartet und aus einem Frauenherzen die fromme Abſicht auftauchte, in der Jehova heiligen Stadt eine Anſtalt zu begründen, die in menſchenfreundlichſter Weiſe Geſittung und Lehre zu verbreiten berufen ſein ſollte. Die Stiftung wurde wohl auch vom politiſch ſozialen Standpunkte betrachtet. Wie Amerika durch Turos' Teſtament, England durch Sir Moſes Monteſiore, Frankreich durch die Familie Rothſchild auf heiligem Boden für moſaiſche Glaubensgenoſſen in Wohlthätigkeit fördernder Weiſe vertreten ſind, ſollte nunmehr auch aus Oeſterreich, deſſen

Monarch überwiegend mehr Unterthanen mosaischen, als christlichen Glaubens in der heiligen Stadt zählt, eine materielle Wohlthat, eine geistige Erhebung kommen.

Es fehlte aber auch nicht an Stimmen, welche die humanitäre Absicht eine exotische nannten, was sie rücksichtlich eines fernern Welttheils, in der glanzvollen Perspektive des Morgenlandes auch wirklich war. Es ließen sich Manche vernehmen, die da meinten, daß Gesittung und Lehre in uns näher liegenden Kreisen zu verbreiten eine größere Notwendigkeit und Wohlthat wäre, und wie zu ihrer Anpflanzung und zu ihrem Wachsthume ein noch gar großer Raum im Vaterlande selbst sich darböte.

Neben solcher wohlmeinenden Aeußerung blieb auch die Gemeinheit mit der ihren nicht ferne. Eine angebliche Persönlichkeit, die sich in völlig unberechtigter, maßloser Selbstüberschätzung bei der Angelegenheit unbeachtet sah, stellte das Mißlingen der Stiftung als unausbleiblich dar. Sie konnte das, denn sie hatte Sache und Personen, bis ins innerste, unantastbare Leben derselben und ihrer Familie greifend, nach Jerusalem denunzirt. Die dortigen Bewohner erfuhren so, von einer in dergleichen Dingen sehr geübten Feder zuerst in verläumderischer und entstellter Weise, was ihnen als Wohlthat entgegengetragen werden sollte, was sie ohne diese Erbärmlichkeit mit dem tiefsten Dankgefühle schon damals aufgenommen haben würden. Statt eine edle, fromme, patriotische That, die unter allgemeiner Theilnahme vernommen, auch von den kaiserlichen Behörden mit lebhafter Gutheißung aufgenommen und unter den Allerhöchsten Schutz Sr. k. k. apostolischen Majestät gestellt wurde, statt sie pflichtschuldigst wenigstens nicht zu stören, statt eine Wohlthat frommen Glaubensgenossen nicht zu entziehen, wurde eine förmliche Bewegung in Jerusalem künstlich vorbereitet und organisirt, um sie dann, als durch den mit der Aufgabe Betrauten hervorgerufen, verläumderisch darzustellen. Es wurden nicht allein Schreiben nach Jerusalem, sondern auch nach Amsterdam, nach London gerichtet und geradezu aufgefordert, die noch nicht vorhandene Anstalt mit dem Banne zu belegen.

Die Zahl der Zustimmenden und Theilnehmenden war jedoch

die bei Weitem überwiegende. Deputationen, Briefe, poetiſche Zurufe und Grüße ſtrömten aus nah und fern herbei, namentlich aber wurden die koſtbarſten Weihegeſchenke für die zu gründende Anſtalt wie für die Synagogen der heiligen Stadt ſelbſt eingeſendet. Thorarollen, prächtig geſtickte Umhüllungen von Sammet und Seide, koſtbare Vorhänge, ſilberne dem rituellen Gebrauche geweihte Geräte, Bücher und bildliche Darſtellungen, Gemälde und Schulgegenſtände — wie all dies zum Andenken an die frommen Spender in einem Verzeichniſſe dieſer Blätter beigegeben iſt — häuften ſich zu einem ſtattlichen Bazar an, der Tagelang von Beſuchenden bewundert wurde. Immerhin mag dies als Zeugniß gelten, wie in vielen Gemütern und Geiſtern ein ſittlich frommer Gedanke anklinge und wie ein tief geheimer Zug den Menſchen im Abendlande nach dem Oſten und beſonders „Nach Jeruſalem!“ innewohne.

Die kaiſerliche Statthalterei von Oeſterreich unter der Enns, der die Kuratoren die Stiftungsurkunde vorlegten, leitete den Akt an das kaiſerliche Miniſterium des Aeußern, welches denſelben ſofort der kaiſerlichen Internunziatur in Konſtantinopel notifizirte, welche unterm 31. Januar 1856 die ins Leben zu rufende Anſtalt dem kaiſerlichen Conſulate in Jeruſalem ankündigte und mit den Worten ſchloß: „Nachdem die kaiſerliche Regierung der wohlthätigen Abſicht der Stifterin jede Nachhilfe umſomehr zu gewähren entſchloſſen iſt, als auch Kinder öſterreichiſcher Unterthanen in die zu gründende Anſtalt aufgenommen werden ſollen, ſo iſt ſie Ihrer beſondern Sorgfalt empfohlen, und Sie werden gleichzeitig erſucht, Herrn Dr. Ludwig Auguſt Frankl, der als Bevollmächtigter der Stifterin in Abſicht auf die Gründung der Anſtalt nach Jeruſalem geht, den zur Förderung ſeines Reiſezweckes erwünſchten Beiſtand in jeder Weiſe angedeihen zu laſſen.“

Mit Empfehlungsſchreiben des kaiſerlichen Miniſteriums des Aeußern an die kaiſerlichen Conſular-Aemter in Syrien und Egypten, von Ihren Exzellenzen, dem kaiſerlichen Finanzminiſter Freiherrn von Bruck, dem Präſidenten der oberſten Juſtiz, Anton Ritter

von Schmerling und noch hundertundſiebenzig anderen bedeutenden Perſönlichkeiten verſehen, rüſtete ich mich zur Abreiſe.

So wichtig und erfolgreich dieſe Empfehlungen für mich waren, gewährten mir die vom Oberrabbiner der Gemeinde in Prag, Herrn Rappaport, der Kultusgemeinde in Wien, Herrn Horwitz und der ſepharediſchen Gemeinde, Herrn Baruch, eine beſondere Zuverſicht für das Gelingen der Stiftung. Sie ſtellten das zu gründende Inſtitut vom ſtrenggläubigen Standpunkte des Judenthums mit allen jüdiſch tradizionellen und religiöſen Anſchauungen im vollen Sinne übereinſtimmend dar. Und um nicht wieder auf dieſen Gegenſtand kommen zu müſſen, iſt zu bemerken, daß der nunmehr in Gott ruhende, ſtrenggläubige Oberrabbiner des lombardiſch-venetianiſchen Königreiches in Trieſt, Herr Treves, der Jeruſalemitane, Herr Chazan, Oberrabbiner der joniſchen Inſeln in Korfu, der Chacham Baſchi des türkiſchen Reiches und ſein älterer Amtsgenoſſe im gleichen Sinne und auf Grundlage meiner erwähnten Anſprache: „Kol mebaſſer“ die Anſtalt den jüdiſchen Glaubensgenoſſen empfahlen.

Sieben jüdiſche Chachamim — Weiſe — deren Gelehrſamkeit und ſtrengreligiöſe Obſervanz über allen Zweifel erhaben ſind, haben ſomit das Unternehmen nicht nur gutgeheißen, ſondern mit Schrift und Wort lebhaft unterſtützt.

Dieſe Thatſache muß regiſtrirt werden, um ſie raſch zur Hand zu haben, wenn ſpäter davon die Rede ſein wird, wie ein auswärtiger Zelote ſich anmaßte, in die inneren Gemeinde- und Gewiſſensangelegenheiten der Stadt Jeruſalem zu greifen und es zu verſuchen, die Gründung eines Inſtitutes unmöglich zu machen, das unter den Allerhöchſten Schutz Sr. Majeſtät des erhabenen Kaiſers von Oeſterreich geſtellt iſt.

Persönliche Vorstellung.

Austausch von Visitkarten. — Biblische Studien. — Der neunte Ab. — Im künftigen Jahre in Jerusalem. — Hammer-Purgstalls Anregung. — Sagen aus dem Morgenlande. — Der Libanon — Jochannan ben Sakai.

Es möge mir gegönnt sein, einige Worte über meine eigene Stimmung und Beziehung zu der Reise im Orient zu sagen; indem ich auf meinen Bildungsgang ein betrachtendes Auge zurückwende. Der Leser, der die freundliche Ausdauer hat, mich auf meiner weiten Reise, reich an ernsten Erlebnissen und heiteren Abenteuern zu begleiten, wird die nähere Bekanntschaft des Reisenden nicht ungerne machen. Dieses Blatt mag wie eine Visitkarte sein, die Reisende, wenn sie zu Schiffe gehen, oder eine Eisenbahn besteigen, gegenseitig austauschen; ohne daß es ihnen einfiele, damit Unbescheidenes zu thun.

Das Erste, was ich in frühester Jugend lesen und verstehen lernte, waren die heiligen fünf Bücher in der Ursprache. Die jugendliche Fantasie wurde mit den von heiliger Legende und Geschichte verklärten Szenen näher vertraut, als mit den sie umgebenden Bildern und Gestalten. Gewiß erschienen ihr die letzteren im Abstich zu dem glanzvollen Morgenlande kalt, kahl und gleichgültig. Allmälig bevölkerte sich die heimisch gewordene, ferne Szene mit den Gestalten der Profeten und ihre am Tage erlernten, begeisternden Worte hallten in den Träumen des Knaben nach. Eine Sehnsucht nach dem gelobten Lande erwachte und tausend Fragen, wie man dahin gelangen könne, wie es jetzt aussehe, quälten meine fromme Mutter, den nicht immer Bescheid wissenden Lehrer. Und

wenn der neunte Ab, der Tag der Zerſtörung Jeruſalems, in der Synagoge gefeiert wurde, und die Klagelieder des Profeten erklangen, weinte ich aus kindlichem Herzen. Der am Schluß des Paſſahfeſtes geſungene Vers: „Im kommenden Jahre werden wir in Jeruſalem ſein!“ wirkte jedesmal, weil ich ihn von den Eltern und allen Hausgenoſſen inbrünſtig ausſprechen hörte, Tage und Wochen in mir nach, denn ich glaubte an die Erfüllung.

Wie ſpät, wie unerwartet und in welch anderem Sinne ſollte die Sehnſucht nach Jeruſalem in Erfüllung gehen!

Andere Studien beſchäftigten mich ſpäter als Jüngling, andere Kreiſe hatten mich aufgenommen und die eigentümliche Melodie, mit der die Sehnſucht nach Jeruſalem ſo wehmütig meine Jugend umrauſcht hatte, war faſt völlig verklungen. Ein günſtiges Geſchick brachte mich in Wien in vertrauteſte Beziehung zu dem mir unvergeßlichen, väterlichen Freunde Hammer-Purgſtall. Er erſchloß mir den Orient mit ſeinen brennenden Farben und Lichtern, indem er mir durch Wort und Schrift die engen Kreiſe des Vaterlandes meiner Väter weiter zog und die Fantaſie von einer kleinen Erde, der ganzen großen des Morgenlandes zuführte. Herder, Goethe, Rückert vollendeten, was Hammer-Purgſtall mächtig in mir anregte.

Weil aber eine Fantaſie, welche die Luſt des Geſtaltens in ſich ſpürt, nicht ins Allgemeine ſtreben darf und ſich einem Beſtimmten, einem ſicheren Punkte zuwenden muß, von dem aus ſie wirken ſoll; ſo ſuchte ich die früheſten geiſtigen Jugendeindrücke zu verkörpern. Ich ſchrieb Sagen aus dem Morgenlande, deren Geſtalten aber zumeiſt dem kleinen Lande der Urväter angehörten, während der ganze glanzvolle Orient ihr großartiger Hintergrund war. Einige derſelben ſind an der entſprechenden Stelle dieſen Blättern eingefügt.

Das praktiſche Leben ergriff und brachte mich, durch eine ſeltſame Fügung mit den politiſchen und ſozialen Einrichtungen meiner Glaubensgenoſſen in unmittelbaren amtlichen Verkehr. Die poetiſchen Stimmen, die nach Jeruſalem riefen, waren darüber völlig verklungen und noch andere mit ihnen. Und doch ſollte

ſelbſt dieſer in meinen ganzen Lebensgang greifende Umſtand nur eine Vorbereitung ſein, um dereinſt eine nazionale Aufgabe zu löſen.

Ich beobachtete einmal die bekannte, ſich ſchön mit blauen, roten und violetten Blumen ſchmückende Winde; damit ſie das ganze Fenſter mir grün beſchatte, bog ich ihre Spitzen bald herab, bald zur Seite hin. Die gebundene Pflanze mußte ſich fügen. Wenn ſie aber eine Weile ſo hinwuchs und ſie aus ſich neue Spitzen trieb, ſo richteten ſie ſich immer empor, um nach oben zu wachſen.

Es konnten meine Lebensverhältniſſe den mir innewohnenden Trieb wohl umbiegen, hemmen, aber niemals vernichten. Vielmehr entwickelten ſich aus jenem ſelbſt Zuſtände und Bedürfniſſe, an denen er ſich feſtklammern und immer wieder grün und friſch emporſchießen konnte. Ich ſchrieb einen Beitrag zur Geſchichte der Juden in Wien, ich durfte die fromme Brüderſchaft zur Erhaltung ihrer alten Denkmale veranlaſſen und beſchreibend herausgeben. Ich ſammelte alle poetiſchen Stimmen der Völker, welche die Mythe, die Legende, die Geſchichte, das Familienleben des jüdiſchen Volkes verklären. Die leſende Welt kennt das Buch für Familie und Schule unter dem Titel „Libanon."

Als ich dieſen Namen wählte, hatte ich auch nicht die entfernteſte Ahnung, daß ich ein Jahr ſpäter unter dem Schatten der Zedern des Libanons wandeln ſollte.

Als einen neuen Beweis, daß die Fantaſie mit ihren Fühlhörnern oft merkwürdig vortaſtet und profetiſch weiß, was geſchehen werde, wenn auch alle Lebensbedingungen gegen die Thatſache ſprechen, mag noch ein inneres Erlebniß hier mitgetheilt werden. Mir tauchte plötzlich einmal die Geſtalt des Mannes auf, der, als Jeruſalem zu Grunde gegangen war, vom Feldherrn ſich nur die Gnade erbat, eine Schule gründen zu dürfen. Der Stoff formte ſich mir zum Gedichte, das ſich mit ſeiner Sehnſucht und ſeinem Vertrauen hier anſchließen mag. Einige Wochen ſpäter, wie vom Himmel herab, fiel mir die Aufgabe zu, nach Jeruſalem zu gehen um auf ſeinen Ruinen ein Lehrhaus zu gründen.

Jochannan ben Sakai.

Es stürmt der Feind schon vor den Mauern,
Der Aufruhr in Jerusalem;
Bald sinkt sein Strahlendiadem
Für alle Zeit in dunkles Trauern.
Von Pfeilen sind die Köcher leer,
Verzweiflung hält nur Gegenwehr;
Kein Gottesglanz im Tempel mehr —
Den Gram will Keiner überdauern.

Nur Einer räth der weisen Väter:
„Die Waffen streckt, hier siegt kein Muth!"
Ihn schmerzt es tief, daß so viel Blut
Vergebens dampft zum blauen Aether.
Sie aber hören nicht sein Wort,
Sie rufen: „Wo ist Zions Hort?"
Sich rettend eilt ben Sakai fort,
Sie stein'gen sonst ihn als Verräther.

Und durch das Rasen der Zeloten
Zieht mit Gebet ein Männerchor,
Im Sarge tragen sie vor's Thor
Ben Sakai, als Lebendigtodten.

Gerettet, in der Römer Kreis
Steht vor dem Feldherrn bang der Greis.
„Zum Frieden rietheſt Du, ich weiß.
Sie wählen glücklich ihren Boten!“

„„O Herr! ſie bitten nicht um Gnade,
Legionen Gottes, treu dem Schwur,
Sie laſſen untergehend nur
Jehova's heil'ge Bundeslade.
Was auch Empörerzorn beginnt,
Da ſie, o Herr! doch Helden ſind —.
Die Mutter ſchone und das Kind
Auf deinem blut'gen Siegespfade.““

„Ein Römer, tödt ich, die ſich wehren:
Beim Zeus! ich bin Herodes nicht!
Doch weil du ſie gemahnt zur Pflicht,
Darfſt eine Gnade du begehren.“
„„Herr! wenn dein Blitzſtrahl niederfuhr
Und du vertilgt des Tempels Spur,
In Jabneh laß mich gründen nur
Ein Haus, die Jugend drin zu lehren.““

Der Feldherr, lächelnd, winkt Gewährung,
Wie thöricht ihm die Bitte ſcheint;
Und ahnend nicht, gewährt der Feind:
Des Volkes ewige Verklärung.
Das ehr'ne Rom wird untergeh'n,
Der Völker viel der Sturm verweh'n,
Doch Juda's Geiſt wird auferſteh'n,
Ein Adler über der Verheerung.

Es forſcht und lehrt der Gottesſtreiter,
Die Jugend mehrt, was ſie erwarb;
Wenn ein Geſchlecht von Weiſen ſtarb,
Geſchlechter erben's muthig weiter,

Bis, ob umdroht von Tod und Nacht,
In tausendjähr'ger Geisterschlacht
Der Bau des neuen Reichs vollbracht,
Ein für die Ewigkeit gefeiter.

O Königin Jeruschalaim!
Thu' ab der Witwe schwarz Gewand,
Es krönten neu mit goldnem Band
Dich die Geschlechter der Tanaim.
Unsterblich, wird dir nie ein Grab,
Wie Mosen keins die Erde gab,
Der mit dem wundervollen Stab
Dein Volk geführt hat aus Mizraim.

Noch ziehen deines Geist's Gebete,
O Königin des Zedernthrons,
Empor gleich Adlern Libanons!
Ein Dichter sang es, kein Prophete:
„Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft,
Der Mensch die Heimat, Juda nur die Gruft."
Du bleibst der grüne Strauch voll Duft,
Wenn ihn die Flamme auch umwehte.

Und wenn in Zeiten, die verschollen,
Der Holzstoß flammend dich umloht,
Da sangen sie dich in den Tod
Mit Psalmenklang, die Mitleidvollen!
O, schön're Rache ward dir nie:
Der Psalmen heil'ge Melodie,
Von deinem Dichter borgen sie
Die Hymnen, wenn sie beten wollen.

Die Sänger aller Völker dichten
An deiner ew'gen Elegie,
In Stein und Farben formen sie
Die ewig heiligen Geschichten.

Es iſt unſterblich nur allein,
Wen ſanft umfließt der Mythe Schein —
Und iſt die Gegenwart nicht dein,
Es muß ſich deine Zukunft lichten.

O Volk auf deinen Dornenpfaden!
Du haſt der Denker bleichen Ruhm,
Du haſt purpurnes Märtirthum,
Und einen Bund mit Gottes Gnaden!
Zerſtreut auf deiner Erde hier,
Wir beten, ew'ger Gott, zu dir;
Gedankenſchaaren weiden wir,
Jehova's heilige Nomaden.

Abreise.

Ki tow. — Peter der Einsiedler. — Trauriger Abschied. — Winkelmann. — Die Zahl 13. — Bora. — Eine Feuersäule. — Gesellschaft. — Trefflichkeit des Schiffes. — Glückliche Fahrt. — Sonnenuntergang.

Es war ein trauriger Abschied, den ich im Bahnhofe in Wien zu nehmen hatte. Eine treffliche, geistvolle, herzlich gute Gattin, über deren Haupte ich den Todesengel schweben sah, begleitete mich; ich wußte nicht, daß mir der glückliche Schmerz vorbereitet sei, sie noch Einmal, und dann sterben zu sehen. — Ich fügte zu ihrem bewunderungswürdig tapfer bekämpften, laokoonhaften Leiden noch die Sorge um mich, der ich mich den Wechselfällen einer so großen Reise, den Gefahren eines fremden Klimas hingab und die Verantwortlichkeit einer mir zugekommenen, geistig heiligen Aufgabe übernahm, der ich mich nicht länger mehr entziehen konnte.

Am dritten Schöpfungstage, erzählt die Bibel, sprach der Schöpfer und Weltenherr, als er sein Werk betrachtete, zweimal: daß es gut sei, während er dies bei den anderen Schöpfungstagen nur einmal sagte. Die Juden halten daher den Dienstag für einen guten Tag, irgend ein Werk zu beginnen, oder eine Reise anzutreten. „Ki tow!“

Der 11. März 1856 war zufällig ein Dienstag, als ich die Reise antrat, um aber auch ein böses Anzeichen zu nennen, war

es nach christlichem Kalender der Tag Peter des Einsiedlers, der durch seinen begeisterten Aufruf: „Gott wills!“ zum Kreuzzuge nach dem Morgenlande aufforderte. Unter den Hunderttausenden, die für eine religiöse Ueberzeugung einen schönen Tod fanden, waren aber auch viele Tausende Juden, welche ein wahnsinniger Fanatismus schlachtete. Sprach da der Herr: „Ki tow!“ daß es gut sei?

In Triest an einem kalten Tage angelangt, kehrte ich, wie schon einmal vor Jahren im Hotel grande, in erinnerungsvoller Pietät ein. In diesem Gasthofe wurde vor achtundachtzig Jahren der Aristoteles der Plastik, Winkelmann von dem wälschen Archangelt aus Habsucht erdolcht. Um dem Unsinn einen neuen Beweis für seinen Aberglauben zu bieten, sei bemerkt, daß die Stube mit der verhängnißvollen Zahl 13 numerirt ist. Der Wirt bewohnt jetzt die im zweiten Stockwerke gelegene Stube, aus der Winkelmann, aus fünf Wunden blutend, eine Treppe hinabeilte, um Hülfe zu suchen, sein Testament zu sprechen und dem Mörder, der sich gewaltsam durchrettete, zu vergeben.

In der liebenswürdigen Familie S. wurde mir ein heiteres Abschiedsfest bereitet.

Draußen stürmte eine heftige Bora und ließ nicht die angenehmste Seefahrt hoffen. Der L'loyddampfer wagte nicht auszulaufen; ich mußte einen Tag länger verweilen. Am 15. März früh halb acht Uhr ging ich an Bord der Aquila imperiale, eines neuen Schraubendampfers, der eben aus England gekommen war, um seine Fahrten ins Morgenland zu beginnen. Die See war noch sehr bewegt, die Farbe der Wellen bläulich grün, von weißen Schäumen eingefaßt. Die Höhen, an die Triest emporgebaut ist, waren eingeschneit, der Himmel sonnig blau, die Kälte empfindlich.

Um zehn Uhr wurden die Anker gelichtet und so befuhr ich wieder dieses Meer, wie einst als Pilger in das gelobte Land der Kunst, nach Italien, jetzt nach Jerusalem, in das gelobte Land der Väter. Ich stand lange auf dem Vordertheile des Schiffes

nd ſchaute in die Flut. Der vom Schiffe emporgeworfene Schaum-
aub ſpiegelte eine Regenbogenſäule, die mit uns vorwärts zog
nd mich an die Feuerſäule mahnte, die meinen Urahnen, auch
urch eine Wüſte leuchtend, voranging.

Wir hatten günſtigen Wind. Die angenehme Einrichtung
leiner Bibliotheken auf den L'loydſchiffen kam uns ſehr zu ſtatten
nd kein Touriſt, der mit ihnen fährt, ſollte es verſäumen, ſie
urch ſein Buch, wie wir dies ſelbſt zu thun uns vornehmen, zu
ermehren. Eben ſo angenehm waren die Begegnungen und Zu-
ſammenkünfte in der Kajüte, unter Vorſitz des durch Erſcheinung
nd freundlichen Anſtand imponirenden Schiffskapitäns. Ein deut-
ſcher Kaufmann, Herr Müller, der jetzt in Smirna anſäßig iſt
nd als Philhellene den großen Freiheitskampf mitgekämpft hatte,
erzählte viel von Menſchen und Szenen. Ein junger öſterreichiſcher
Conſulareleve Herr Filek, träumte von Salonik, wohin er be-
ſtimmt war und der Schiffsarzt Herr Ruhdorfer, bildeten die Ge-
ſellſchaft des erſten Kajütenraumes. Es war eine eben eingeführte,
nicht genug zu lobende Einrichtung des öſterreichiſchen L'loyd, auf
jedem Dampfer einen Arzt anzuſtellen, der für die Schiffsmann-
ſchaft unentbehrlich, für die Reiſenden eine Wohlthat iſt, wenn er
ſie auch nicht vor der Seekrankheit retten kann.

Das Schiff, ein Muſter der Baukunſt, gewaltig und elegant
zugleich, war eben ſo trefflich eingerichtet, jede Kabine des Nachts
erleuchtet, die elaſtiſchen Betten ausgezeichnet. Es fehlte nur eine
ſo leicht herzuſtellende Kleinigkeit: ein Glockenzug, um, ſeekrank im
Notfalle den Diener herbei zu rufen, um eine Taſſe Kaffee, oder
ſonſt eine Labung ſich erbitten zu können.

Es wurde allmälig Abend, die Sonne lag als rote Kugel
auf den blauen Wogen, die mit ihr Fangball zu ſpielen be-
gannen. Bald lag ſie einer Rieſenwelle auf dem Rücken, bald
glitt ſie von ihm ab, um für einen Augenblick unſichtbar zu
ein und wieder emporgeſchnellt zu werden, bis ſie verſank und
nur für kurze Zeit noch einen roten Lichtſchein zum Himmel empor
warf. Dann wurde es Nacht.

Wir hatten drei Segel aufgehißt, ſchwarz vom hoch vor ihnen aufſtrebenden Schlott, aus dem rotglühender Rauch in den ſterneloſen Himmel empor ſchlug. Das Schiff arbeitete gewaltig durch die unſichtbar rauſchende See, als ein ſelbſtlebiges, wildes, flammenſpeiendes Ungeheuer.

Auf dem Verdecke war es ſtill, die Reiſenden hatten ſich unter daſſelbe zurückgezogen, nur die finſtere Geſtalt des Steuermannes ragte auf und von halber zu halber Stunde erſcholl das übliche Glockenſignal. Ich ging, noch nicht an den Tritt auf Schiffen gewöhnt, ſchwankend auf und nieder, um mich an dem ſeltenen, fantaſtiſchen Schauſpiele zu erfreuen.

Corfu.

Anblick der Stadt. — Schnee und Frühling. — Straßen und Gestalten. — Esplanade und Chiaja. — Das Land der Phäaken. — Der Erzbischof der Ebräer. — Kapistran. — Die jüdische Schule. — Gesprenkelte Schafe. — Heide und Hoherpriester. — Touristen verderben Alles. — Die Königin von Griechenland. — Verstummende Berichterstatter.

Am dritten Tage der Fahrt erblickten wir vor Mittag Corfu. Eine prächtige umschlossene Bai, beschützt von mittelalterlichen Kastellen, eine fremdartig aussehende Stadt mit Thürmen und Palästen, hinter denen sich die Berge der Insel bis zu den Gipfeln grün bepflanzt erheben, gewähren einen großartigen Anblick, eine freudige Anfahrt. Die wir noch kurz zuvor den Schnee der Steyermark gesehen, die Bora des Karst, den kalten Regen in Triest empfunden hatten, ergriff eine selige Empfindung, als wir uns in einem vollen grünen, duftigen Frühling befanden und über uns den warmblauen, jonischen Himmel gewölbt sahen.

Nachdem von der heran rudernden Sanitá unsere dargereichten Pässe mit einer Zange gefaßt und durchgesehen waren, begaben wir uns in einer Barke ans Land. Wir befanden uns bald mitten unter den buntesten Gruppen auf der eigenthümlichsten Szene. Wir gingen durch enge schmutzige, schlecht gepflasterte Gassen und Gäßchen mit bunten Häusern, die eine barocke Vermischung des italienischen, maurischen und orientalischen Baustils zeigen. Neben marmornen Balkonen zerbrochene Fensterläden, auf

Aushängschilden meist griechische und englische, weniger italienische Aufschriften. Die Bevölkerung größtentheils in der griechischen weiten Hose, der bunten Jacke, dem roten Fes, häufig barfuß, die Papierzigarren im Munde; in schreiender und lärmender Bewegung durch alle Gassen. Zweirädrige, mit einem Maulthiere, oder einem Pferde bespannte Karren, Esel, die prächtige Orangen und Zitronen, üppig gediehenes Gemüse, oder in Netzen die abenteuerlichsten Fische tragen, hindern häufig am Vorwärtsschreiten.

Wir gelangen auf die Esplanade, einen großen mit Bäumen bepflanzten Platz, dessen eine Seite prächtige Häuser mit Laubengängen zieren, während die andere durch das großartige Kastell begrenzt wird. Wir stiegen ein wenig empor zum weiß schimmernden, großartigen Palaste des Lord-Oberkommissärs, zu dessen beiden Seiten säulengeschmückte Thore stehen, durch die wir die schneebedeckten Berge Albaniens erblickten, im Sonnenlichte funkelnd. Wir sind an der Statue des deutschen Helden Schulenburg, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Corfu gegen die Türken siegreich vertheidigte, vorbei bis zum Palaste gelangt, vor dem rote, englische Soldaten Wache stehen. Wir wenden dem Palaste den Rücken und der glorreichste Anblick glänzt uns entgegen: die blaue, im Sonnenlichte schimmernde See.

Nur die Chiaja in Neapel ist ein dieser Esplanade zu vergleichender Spazierraum. Mitten auf demselben spielten Soldaten in Hemdärmeln Ball, Frauen und Kinder, sommerlich gekleidet, saßen im Rasen und sahen ihnen zu und klatschten zuweilen Beifall.

Aus dem Lande der Phäaken, wie der große deutsche Dichter es nennt, kommend hätte ich, in das wirkliche nunmehr gelangt, es gerne durchstreift. Hier, in Korcyra entbrannte der peloponesische Krieg, an der nahen Quelle der Kressida begegnete Ulysses der Nausikaa. Doch der Kapitän hatte uns nur wenige Stunden am Lande gegönnt und so konnten wir diese und durch andere altgriechische Legenden geweihte Stellen und Tempelreste nicht besuchen.

Von der Esplanade wieder in die engen Gassen der Stadt einbiegend, am unansehnlichen Parlamentsgebäude vorüber, gelangte ich, ziemlich tief abwärts steigend, zum stattlichen Hause des Oberrabbiners der jonischen Inseln, zu Herrn Chazan. Der Platzdiener, als ich ihm sagte, mich zu ihm zu führen, wußte Anfangs nicht Bescheid, bis er sich besann: „Ah, ihr wollt zum Erzbischof der Griechen!“

Im zweiten Stockwerke des Hauses fand ich den ehrwürdigen Herrn in einem geräumigen Bibliothekssaale, eine hohe Gestalt in langem schwarzen, gegürteten Talare, in einem Buche lesend auf und ab wandelnd. Ein faltenreicher, schwarzer Ueberwurf, violet ausgeschlagen, ein weißer gestickter Spitzenkragen um den Hals hob die Erscheinung noch mehr hervor. Ein breitkrämpiger dem Haupte flach anliegender Hut warf auf das edle bleiche Antlitz einen malerischen Schatten.

Von dem Zweck meiner Reise bereits durch Zeitungen unterrichtet, begrüßte er mich in freudiger Weise und versprach mir sogleich die eindringlichsten Empfehlungsschreiben an seine Freunde in Jerusalem, seiner Geburtsstadt. Mit glänzendem, talmudischem Wissen ausgerüstet und als theologischer Schriftsteller bekannt geworden, erhielt er einen Ruf als Oberrabbiner der Gemeinde in Rom, wo er fünf Jahre lebte und sich die italienische Sprache so eigen machte, daß er bald zu den glänzendsten Predigern Italiens gezählt wurde. Vor fünf Jahren nach Corfu berufen, genießt er auch hier großen Ansehens. Seit jener Zeit hatten wir die Freude ihn in Wien unseren Gast zu nennen; bald darauf folgte er einem Rufe als Oberrabbiner nach Alexandrien.

Herr Chazan spricht sehr lebhaft und eindringlich, wobei ihn seine geistvoll und lebhaft bewegte Physiognomie noch besonders unterstützt. Ein bleiches, lang gezogenes Antlitz, mit einem langen schwarzen Barte, funkelnde schwarze Augen unter starken und dunkel geschwungenen Brauen, eine hohe Denkerstirne und kühn gewölbte Nase geben seinem Antlitze jenen schönen Charakter, den wir einen orientalischen nennen, zu welchen Eigenschaften sich noch die Mimik der ganzen Gestalt gesellte. Ich mußte an Kapistran

denken, der in Wien vor Jahrhunderten in der den Massen unverständlichen, lateinischen Sprache predigte und durch die Gewalt seiner äußeren Erscheinung, den mächtigen Ton der Stimme und die Energie der Geberde alles Volk zur Begeisterung hinriß.

Herr Chazan sprach von sehr traurigen Verhältnissen der Juden in den jonischen Freistaaten. In Corfu leben deren 4000, auf der Insel Zante 2000. Meist Kaufleute, leben nur wenige von einem Handwerke. Wohlhabend sind blos wenige unter ihnen und sind, trotz des stolzen Titels: Jonische Freistaaten und des mächtigen Protektorats von England unfrei und bedrückt.

Die jüdischen Kinder werden in den Schulen verhöhnt, Mädchen gar nicht aufgenommen. Die Juden von Zante hatten eben eine Vorstellung an die Regierung gerichtet mit der Bitte, ihre bedauernswerten, sozialen Zustände zu verbessern.

Ich ersuchte Herrn Chazan um eine genaue Darstellung der Verhältnisse, die er mir nach Jerusalem zu senden versprach. Bei meiner Rückkehr aus dem Oriente besuchte ich ihn wieder; er entschuldigte sich, seinem Worte nicht nachgekommen zu sein, indem die Vorsteher der Gemeinde es nicht räthlich gefunden hätten, Mittheilungen zu machen, weil sie in die Oeffentlichkeit gelangen und die Regierung verletzen könnten.

Seit wann aber ist ein Parlament empfindlich gegen die Oeffentlichkeit, zumal eines das von einem Lord Oberkommissär Englands eröffnet und geleitet wird? Es ist überall das Schicksal der Bedrückten, daß sie selbst das nicht auszusprechen wagen, was ihnen das Gesetz gestattet und was der Würde einer mannhaften Gesinnung geziemt.

Herr Chazan lud mich ein, mit ihm die Gemeindeschule zu besuchen, wo mich die, von meinem Besuche durch ihn benachrichtigten Vorsteher in freundlichster Weise empfingen. In einem geräumigen Saale waren etwa achtzig Knaben versammelt, die fast alle den südlichen Ausdruck und die südliche Bildung des Kopfes zeigten. Wenige nur mahnten an die jüdische Abkunft, eine Erscheinung, die uns schon wiederholt auch in deutschen Schulen aufgefallen ist, wo wieder das blonde Haar und die blauen Augen

der Kinder, im beſten Falle an das phyſiologiſch begründete Verfahren des Erzvaters Jakob, als er geſprenkelte Schafe erzeugt haben wollte, erinnerte. Winkelmann leitet, unter anderen Gründen, die ſchöne Bildung des italieniſchen Kopfes und Leibes von dem in Italien vielfach dargebotenen Anblicke edler Geſtalten der Plaſtik und der Farbe her. Wir müſſen annehmen, daß ſich die jüdiſchen, joniſchen Frauen häufig verſehen.

Ich wurde, ſchon hier mit echt orientaliſcher Hyperbolik als „primo Dottore dell' Europa“ den Kindern vorgeſtellt, für deſſen „hochehrenden und beglückenden Beſuch“ ſie ſich geſchmeichelt und erhoben und zu Fleiß und guten Sitten aufgemuntert fühlen ſollten.

Auf ein gegebenes Glockenzeichen des Lehrers ſtanden alle auf und Bank für Bank heraustretend, bewegten ſie ſich taktgemäßen Ganges die Wände des Saales entlang und in die Bänke ſich einreihend, nahm jedes Kind wieder ſeinen Platz ein. In dem warmen Klima, erklärte mir Herr Chazan, iſt dieſe Uebung nötig, um die Kinder wach und munter für den Unterricht zu erhalten. Sie wurden hierauf von den Lehrern geprüft, zuerſt in hebräiſcher, dann in griechiſcher und italieniſcher Sprache. Es fiel mir auf, daß die Kinder auch während der hebräiſch geſprochenen Gebete baarhaupt blieben. Die Antworten der Kinder waren lebhaft und zeugten von guter Unterrichtsmethode.

„Das Griechiſche“, bemerkte einer der Vorſteher, „wird als die Landesſprache mit beſonderer Sorgfalt und reinſter, dialektloſer Ausſprache gelehrt. „Wir wollen nicht, auch der fehlerhaften Sprache wegen verhöhnt werden“, ſetzte er, blos mir hörbar leiſe hinzu.

Nur der Lehrer des Hebräiſchen und der Bibel war ein Jude; die Lehrer der übrigen Gegenſtände waren Griechen. Als ich fragte, ob denn keine Juden auf Corfu fähig ſeien, den weltlichen Unterricht zu leiſten? bemerkte Herr Chazan: „Das iſt ein großer Schmerz für uns, daß hier noch kein Jude die Fähigkeit beſitzt. Wir hoffen aber zu Gott, daß die Bildung auch unter uns heimiſch werden wird.“

Und ist es den als sehr fromm bekannten Juden der Inseln kein Anstoß, ihre Kinder von Christen unterrichten zu lassen?

„Besser ein gelehrter Heide, als ein Hoherpriester, der ein Idiot ist," zitirte Herr Chazan aus dem Talmud.

Ich war durch die Aeußerung solcher Gesinnungen aus dem Munde eines strenggläubigen Rabbiners eben so überrascht, als erfreut. Ich erlaubte mir einige Fragen an die Vorsteher über allgemeine Zustände, die mir, unter bedeutungsvollen Blicken auf die christlichen Lehrer, nur sehr vorsichtig beantwortet wurden.

Der Vertreter einer deutschen Macht, dem ich empfohlen, meinen Besuch abgestattet hatte, ohne ihn in seinem Hause zu finden, suchte mich auf, bis er mich in der Schule erfragte. Die Prüfung, die er mit vieler Theilnahme anhörte, war jetzt zu Ende, und ich hatte Gelegenheit, auch ihn, aber über mehr allgemeine Zustände sprechen zu hören:

„Die Touristen schreiben alle von dem ewig blauen, jonischen Himmel, von dem milden Klima der Inseln, das schimmert und duftet Alles, und ruft die Sehnsucht wach. Vom Volke dieser Inseln aber wissen sie nichts, nichts von seinen traurigen Zuständen, von seiner geistigen Versunkenheit, seinem sittlichen und materiellen Elend. Sie könnten fragen: schwebt hier nicht die Trikolore eines Freistaates, ist sie nicht gehalten und geschützt von den Pranken des englischen Greifs, verklärt von den Phrasen des Protektorats der gebildetsten Nazion der Welt? Die Engländer kümmern sich aber nur um ihre militärische Stellung hier, sonst um nichts; weil sie sich nicht in die innern Angelegenheiten mischen wollen, sagen sie. Es scheint mir aber einer gebildeten Nazion würdig, auf die Kultur eines Landes Einfluß zu üben, über dem sie die Flagge ihrer Macht und ihres Ehrgeizes flattern läßt. Die Blicke der Jonier, des englischen Protektorats müde, wenden sich immer mehr dem griechischen Königreiche zu, mit dem sie vereinigt sein möchten. Als die Königin im Hafen auf ihrer Reise

nach Deutschland, Anker werfen ließ, umschwärmten sie fort und fort Barken mit der blauweißen Flagge, und sangen Lieder und huldigten ihr mit Musik und begeisterten Zurufen.

Auf den Inseln, welche vermöge ihrer glücklichen klimatischen Lage und ihres gesegneten Bodens die „seligen" genannt werden könnten, bleiben die Kinder ohne Unterricht, die Erwachsenen ohne Kultur, der Gerichtssaal ohne Ansehn. Die Touristen, mein Herr! verderben Alles."

Ich fühlte mich, wie von einer Warnungstimme berührt, nicht auch einen Hymnus auf den jonischen Inseln anzustimmen, und erlaubte mir die Frage: warum diejenigen, denen eine klare Einsicht in die Zustände gegönnt ist, die sie amtlich zu kennen verpflichtet sind, nicht selbst Bericht geben und unsere Anschauungen und Vorurtheile aufklären?

„Thun wir es denn nicht? Jeder Beamte, der aus dem Abendlande kommt, ist von der wundervollen, südlichen Natur bezaubert. Personen und Zustände prägen sich in ihrer Ursprünglichkeit und Neuheit seinen Sinnen unwillkürlich lebhaft ein. Er ist gewöhnlich ein aufmerksamer Beobachter und theilt gerne in seinen Berichten Anschauungen und Erfahrungen mit. Er thut das fleißig, innerlich gedrängt sowohl, wie im Gefühle seiner Pflicht, wenigstens wird sie in seiner Instruktzion ihm besonders empfohlen. So thut er sie denn Jahre lang, ohne zu ermüden, wenn er auch keine Antwort, keine Anerkennung für seine Mühe, keine Aufmunterung zu Fortsetzungen seiner Arbeit empfängt. Endlich tritt irgend ein großes, politisches Ereigniß, wie der eben nur unterbrochene und nicht abgeschlossene russisch-türkische Krieg auf. Die Diplomaten wollen plötzlich unterrichtet sein, und der Beamte erhält wohl gar einen Verweis, seine Regierung vernachlässigt zu haben. Er merkt, daß er Jahre lang umsonst beobachtet und geschrieben hat, daß seine beste Meinung, sein klar entwickeltes Memoire nicht gelesen wurde. Er weiset auf seine Berichte hin, die im besten Falle in irgend einem Archive noch zu finden sind und — schweigt fortan. Rußland allein kennt und versteht die orientalischen Verhältnisse und Zustände der Türkei genau."

Warum veröffentlichen Sie Ihre reichen Erfahrungen und Einsichten nicht durch die Presse?

„Man stört die gute Laune oft schon durch das Memoire, soll der Beamte, der, wenn er z. B. ein Consul ist, Generalconsul werden will, an das Feuer der Oeffentlichkeit rühren und dadurch mißliebig werden? Bleiben Sie vier Wochen bei uns. Ich will Sie auf die Inseln führen, Sie werden beobachten und sehen, welcher Fluch auf diesem irdischen Paradiese lastet!“

Der L'loyddampfer fing im Hafen wieder zu heizen an, und seine stärker qualmende Rauchsäule mahnte, daß die kurze Zeit seines Aufenthaltes zu Ende sei. Ich mußte die interessanten Mittheilungen des so wohl unterrichteten Beobachters zu meinem Leid unterbrechen, und schied.

Zante.

Ein ungariſcher Flüchtling. — Ein griechiſcher Räuber. — Bunte Nachtſzene. — Hungertod für Wiſſensdurſt. — Ugo Foscolo. — Solomos. — Ein Freiheitshymnus. — Rächende Todtenklage. — Seltene Beſcheidenheit. — Lampros, kniend befreit. — Todesfeier.

Unſere Geſellſchaft auf dem Schiffe wurde durch den k. großbritanniſchen Oberſten Dirk, den ungariſchen Flüchtling vermehrt, deſſen Gefangennehmung durch einen kaiſerlich öſterreichiſchen Kommandanten ſeiner Zeit ein nicht unbedeutendes Aufſehn erregt hatte. Ein anderer Reiſender, den wir nach der Ausfahrt aus dem Hafen frei auf dem Verdecke herumwandeln ſahen, und dem zwei öſterreichiſche Gensd'armen fort und fort zur Seite gingen, war ein griechiſcher Räuber, der ſich auf öſterreichiſchen Boden geflüchtet hatte, von der griechiſchen Regierung wegen Blutſchuld zurückgefordert, ihr nun ausgeliefert wurde. Er war ſehr lebhaft, ſprach jeden Einzelnen an, und wurde uns Allen, trotz der natürlichen Scheu vor ihm, dadurch angenehm, daß er, an den Inſeln vorüberfahrend, uns jede Bergſpitze, jede Schlucht zwiſchen den Felſen zu nennen, und die beſonderſten Eigenthümlichkeiten zu ſchildern wußte, wie ſie nur einem Manne bekannt ſein konnten, der eben angewohnt iſt, in den Bergen flüchtig zu hauſen, wenn er ſeinen Handſchar rot gefärbt hat.

Wir hatten ſpiegelglatte See, und die Sonne ging, die fernen Gebirge der Inſeln verklärend, rot unter. Es folgte eine

sternenhelle Nacht. Spät nach Mitternacht wurde ich durch einen heftigen Lärm geweckt, das Schiff stand ruhig, und die immer störend laute Arbeit der Schraube war nicht vernehmbar. Ich sprang rasch vom Lager, kleidete mich an, und eilte aufs Verdeck. Wir ankerten in der Bai von Zante. Der halbe Mond hing, dem Untergange nahe, weiß und klar über einem dunklen Gebirgskamme. Sein schwaches Licht und das der Sterne beleuchtete nur matt einen Häuser-Halbkreis, der sich der Bai anschmiegt. Zwischen ihm und unserem Schiffe wogte eine Anzahl von Barken, die grell von Fackeln beleuchtet, weiße Turbane von Türken, hellschimmernde Gewänder von Albanesen mit dem Fes, mächtig rudernde, halbnackte Menschen sehen ließen. Die Barken suchten sich an Eile zu überbieten und um nicht an einander zu stoßen, und Menschen und Waaren, die sie führten, untergehen zu machen, schrieen die Ruderer so laut, und um besser gehört zu werden, die letzte Silbe so stark und gedehnt betonend, daß das Rauschen der See darüber unvernehmbar wurde. Die Schiffstreppe empor war ein gewagtes Drängen und Klettern, ein Rufen und Toben, als wäre Zante ein wüstes Eiland, von dem Gestrandete, Jahrelang auf Erlösung harrend, sich auf ein plötzlich vorüberseglendes Schiff retten wollten. Es bedurfte einer Stunde, bis alle Waarenballen und Kisten, von der Schiffsmannschaft eben so lärmend in Empfang genommen waren, und die leeren Barken wieder nach der Stadt zurückruderten, wo in einzelnen Häusern Lichter brannten, um die rückkehrenden Barkenführer zu erwarten, uns aber die unsicheren Umrisse der Stadt mehr erkennen zu lassen.

Um die vierte Morgenstunde wurde der Anker wieder gelichtet, zu früh, um die schöne fruchtbare Insel, welche man „die Blume der Levante“ nennt, sehen und das Grab eines Märtirers der Wissenschaft und die Geburtsstätte zweier Freiheitsdichter begrüßen zu können.

Als der Schöpfer der anatomischen Wissenschaft, der aus deutscher Familie stammende Arzt Vesalius, wegen heimlicher Leichendurchforschung von der Inquisizion in Madrid zum Tode ver-

urtheilt wurde, rettete ihn der König, deſſen Leibarzt er war, durch ſeine Fürſprache. Das Todesurtheil wurde in das zu einer Bußefahrt ins gelobte Land umgewandelt. Vor Zante ſcheiterte das Schiff, auf dem ſich der unfreiwillige Pilger nach Jeruſalem befand; er wurde allein an einen einſamen Strand geworfen, auf dem er dem Hungertode erlag. Es geſchah dies am 15. Oktober 1564.

Zweihundertvierzehn Jahre ſpäter fuhr eine edle Venezianerin, die ihren Gatten verloren hatte, trauernd nach Zante, und gebar auf dem Schiffe, Andere erzählen ſchon auf der Inſel angelangt, einen Knaben. Auch ſein Loos war es, geiſtig zu ringen, und ebenfalls, aber auf einem belebteſten Strande der Civiliſazion, im Elend des Exils und der Armut unterzugehen.

Zwiſchen der Wiege und dem Sarge dieſes auf ſchwankenden Wogen Geborenen lag ein kampfvolles Leben, voll Liebe für die Menſchheit, voll Sehnſucht für die Freiheit, der purpurne Ruhm eines unſterblichen Dichters, der, wenn er in der Sprache ſeiner Geburtſtätte geſchrieben hätte, der erſte Dichter des neuen Hellas geworden wäre. Er zog es vor, ſein unſterbliches „Lied von den Gräbern“ in den ſüßen Lauten zu dichten, mit denen die zärtliche Mutter ihr Kind in den Schlummer ſang. Ugo Foscolo ſang. Geſänge, die in den Seelen ſeines Vaterlandes Begeiſterung, in den Herzen der Mächtigen die Ahnung weckten, es könnten die Zäume der Herrſchaft, wenn ſie bei den Geſängen einſchlummerten, aus ihren Händen fallen. Ugo Foscolo mußte fliehen; er ging in das Geburtsland ſeines lorbeergekrönten Genoſſen Byron, zu einer Zeit, wo dieſer auf der alten Stätte der Freiheit weilte, und Hellas aus unwürdigen Banden mit befreien half. Foscolo verhungerte am Strande der Themſe, wohin er ſich aus London zurückgezogen hatte. An ſeinem Sterbetage beſuchte ihn der edle Capodiſtria, der eben als Präſident nach Griechenland ging. Der Herzog von Devonſhire, Lord Holland, Hudſon Churrey und andere ausgezeichnete Perſonen folgten dem Sarge des Dichters, der in ſeinen „Sepolcri“ ſang:

„Iſt denn ein Stein Erſatz verlorner Tage,
Der meine Knochen ſondert aus der Unzahl,
Welche der Tod in Meer und Erde ſäet?“

Sein Grab bezeichnet die von ihm ſelbſt geſchriebene Inſchrift: „Foscolo's Leben, Tugend, Gebein fing an, hier auszuruhen.“

Glücklicher war ein anderer Dichter, der das Licht der Welt in Zante erblickte. Graf Dionisos Solomos begeiſterte ſich an den Thaten und Geſängen des alten Hellas und war noch ein Jüngling, als die Griechen bewieſen, daß die Schaar des Leonidas nicht die letzte geweſen iſt, die den Tod der Knechtſchaft vorzog. Er dichtete im Jahre 1823 einen „Hymnus auf die Freiheit.“ Es ſind nur 632 Verſe, jeder von ihnen aber ein blanker Stahl, eine blitzende Lanze, die im Sonnenlichte des Gedankens funkelnd, an einander klirren. Die Seelen, die dieſe kriegeriſche Muſik hören, werden zu Thaten, zu Siegen, zu Opfertoden begeiſtert! Der Dichter ſang ſeine erhabenen Geſänge, die mit denen Pindars und Byrons wetteifern, in joniſchem Dialekte. Wenn ihn dies, nicht auch in der Form, den Heroen der Dichtkunſt gleichſtellt, ſo trug er doch dadurch bei, daß ihn das Volk hörte und verſtand und daß es dieſen Helden begeiſterte und vor dem Siege ſchon, innerlich frei machte.

Dem Dichter wurde aber nicht allein das beneidenswerte Glück zu Theil, unſterblich in den Herzen ſeines Volkes zu werden; er durfte es ungeſtraft werden, er durfte die erhabenen Gedanken ſeiner Seele ſeinem Vaterlande ſagen, er durfte der moderne Tyrtäos ſeines Vaterlandes ſein. Ihm wehrte keine Macht, den Gott in ſeinem Geiſte zu offenbaren und ſich den unſterblichen Dichtern ſeines Volkes anzureihen.

Nicht ſo berühmt in weiten Kreiſen, wie ſein Freiheitshymnus iſt ein anderes Lied des Dichters, das ſeiner tiefbewegten Seele durch ein tragiſches Familienereigniß entriſſen wurde; aber es tönt rührend und melancholiſch von den Lippen aller griechiſchen Jünglinge und Jungfrauen, und bewegt ihre Herzen. Der Dichter liebte verſchwiegen eine ſchöne griechiſche Jungfrau, deren Geſtalt an die unſterblichen Gebilde der antiken Meiſter mahnte,

und die eine Seele hatte, welche von dem Gefühle der Schönheit und von den Gedanken der Dichter mittönend erbebte. Sie sprach und sang die Lieder des Solomos so schön, wie Niemand sonst auf Erden. Ein italienischer Maler rührte ihr zartes Herz zu Liebe und verrieth sie. Die Jungfrau konnte den Schmerz der Seele nicht ertragen, und machte mit Gift ihrem Leben ein Ende. Solomos war sprachlos, als ihm die Kunde wurde und verstummte lange für die Welt und seine Freunde. Erst als er vernahm, daß man den Tod der Jungfrau aus entehrenden Ursachen erkläre, da erwachte sein Geist und in ihm der rhythmische Zorn. Er rächte den Tod der Jungfrau durch ein unsterblich rührendes Lied, das schönste, das jemals Hellas hörte, und das mit den Worten beginnt: „Du sangest alle meine Lieder; dieses Lied aber, das ich jetzt dir anstimme, du wirst es nicht mehr hören! Ein Stein bedeckt dein Grab!“

Solomos lebte in Corfu. Ich fragte nach ihm, um ihn zu besuchen und ihm meine Huldigung darzubringen. Ich erhielt eine eigenthümliche Auskunft. „Er lebt“ sagte man mir, „in tiefer Zurückgezogenheit. Der unerwartete Glanz, der sich um seinen Namen verbreitete, als sein Hymnus erscholl, erschreckte ihn. Ihm erschienen die seinem Genius dargebrachten Huldigungen als Abgöttereien. Der edle Jonier glaubte, wie Plato, der die jonische Musik aus seiner Republik verbannte, daß eine Nazion, die so sehr den Gesängen lauscht, verweichliche. Er hielt aber für sein Vaterland den Moment gekommen, wo spartanischer Ernst und mutige That das Schicksal der Nazion allein entscheiden könne. Er ließ fortan kein Gedicht mehr drucken, bis ihm die rührende weiche Todtenklage um die geliebte Freundin entströmte.

Sein Genius ruhte aber nicht, und das trotz seines Vorsatzes dennoch veröffentlichte Fragment eines Gedichtes „Lampros“ hatte die Welt der geistvollen Lady Douglas, der Gattin des Lord-Oberkommissärs der jonischen Inseln zu danken, die davon so hingerissen ward, daß sie den Dichter — knieend bat, es seinem Volke nicht vorzuenthalten. Dieses theilte die Begeisterung der fein fühlenden Britin.

Am 21. Februar 1857 ſchloß der joniſche Senat ſeine Siz zung, weil in den Verſammlungſaal plötzlich die Kunde gelangte „Solomos iſt verſchieden!“ Die Bevölkerungen der Inſeln ſtröm ten herbei, um ein nazionales Trauerfeſt zu begehen. König Ott ſchickte einen Geſandten, um im Namen Griechenlands dem Todte die letzte Ehre zu erweiſen, und ſeinen Verwandten den Schmer des Vaterlandes auszudrücken. An den ſchmerzlichen Tod de größten, neugriechiſchen Dichters, der noch nicht das ſechzigſte Le bensjahr erreicht hatte, knüpft ſich die freudige, wehmütige Hoff nung, daß nunmehr alle ſeine Dichtungen auferſtehen werden!

Ein Sturm.

Mythiſche und geſchichtliche Erinnerungen. — Sturm. — Seekrankheit. — Pyräus. — Die Sprache der homeriſchen Helden. — Nach Athen.

Es leuchtete ein heller, freudiger Morgen. Wir begrüßten, rauſchend dahinfahrend, die himmelanſtrebend, ſchneebedeckten Berge von Albanien und Epirus. Wir hatten die Felſenufer von Ithaka geſehen, die Echynaden durchſchifft, grüßten erinnerungsvoll den Leukadiſchen Felſen und die verhängnißvolle Bucht von Navarin. Es war ein glückliches Fahren, und ein elegiſch poetiſches Schauen, das nicht müde wurde. Die Fantaſie dachte alle Mythe und Geſchichte, Herrlichkeit und Untergang wie im Fluge durch, und Götter und Heroen bevölkerten wieder den Olympos und die Erde. Die Wogen erſchienen mir, was ſie von Rechtswegen ſeit alten Zeiten eigentlich ſind, als bläuliche Töchter des Nereus und — „Wir bekommen Sturm!“ ſprach eine Stimme neben mir, es war der Kapitain des Schiffes, der mich aus meinen antikiſirenden Träumen weckte. „Wir umſchiffen in einer Stunde das Cap Matapan, wo uns ſtärkere Strömung aufnimmt, und aus dem joniſchen Meere, zwiſchen Griechenland und Candia, zu den Kikladen in den Archipelagus bringt.“

Die Glocke gab das Signal zum Frühſtück. Wir ſaßen nicht lange, und es fing das Schiff heftig zu ſchwanken an und warf Taſſen und Gläſer, Rum und Zwieback wild durcheinander.

Ich flüchtete mich in meine Kabine, um sie nicht wieder, bis wir den Hafen erreicht hatten, verlassen zu können. Ich fühlte mich, mit Ausnahme einiger Stunden des Schlafes, entsetzlich krank. Das Knarren der heftig arbeitenden Maschine, die an die Schiffswand brausend schlagende See, das Toben des Sturmes, die den hohen Wogen sich heftig anbeugenden Bewegungen des Schiffes, das nach vor und rückwärts und wieder nach den Seiten gestoßen in allen Bohlen erzitterte, — all dies erzeugte eine Stimmung in mir, die da sagte:

„Nun so sei's!"

Die Nacht währte entsetzlich lang, nur bleigrau schaute der Morgen durch das runde und kleine Kabinenfenster, das ich, um frische Luft zu athmen, mühsam mich heranwälzend, öffnete. Ich sah die Wogen, plumpe Riesenweiber mit gewaltigen Silberschaum-Kronen bei der tollen Musik, die aus den Wolken herabscholl, rasende Tänze aufführen. Der Gischt schlug durch das Fenster über mein Bett hin; ich schloß es schnell und versuchte aufzustehen. Vergebens! Und so mußte ich einen heftigen Sturm erleben, und mich von ihm durchschauern lassen, ohne die Befriedigung, ihn zu sehen. Der freundliche Schiffsarzt besuchte mich, und machte mich auf die Insel Cerigo aufmerksam, das alte Kythere, den Geburtsort der Helena, um derenwillen der trojanische Krieg ausbrach. „Was ist mir Helena, lieber Herr College! Was mir der Zorn des Peleïden Achilleus, wenn Sie mir kein Mittel gegen die Seekrankheit wissen!"

Am 19. März, nach fünftägiger Fahrt, langten wir Abends um 6 Uhr in Pyräus an. Der Sturm ließ uns um vierundzwanzig Stunden später den Hafen erreichen. Das Schiff hatte Anker geworfen; ein von zwei jungen Männern heranruderndes Boot nahm mich auf, und ich gelangte, glücklich die feste Erde unter meinen Füßen zu empfinden, vor dem Amtsgebäude des österreichischen Lloyd an. Ich zahlte den bedungenen Lohn. Einer der jungen Hellenen aber warf mir das Geld vor die Füße. Der Kanzlist der Agenzia, durch das Schreien des jungen Menschen aufmerksam, trat aus dem Amtsgebäude heraus, und fragte mich: ob

ich den Lohn ausdrücklich bedungen habe? Als ich ihm dies bejahte, fing ein heftiges Zanken zwiſchen ihm und dem Bootsführer an. Ich hörte zum erſten Male in ihrer Heimat, im Hafen des Themiſtokles die Sprache der homeriſchen Helden. Der Kanzliſt übergab mir das Geld: „Nehmen Sie es nur zurück! Der junge Menſch läugnet nicht, mit dem bedungenen Lohne einverſtanden geweſen zu ſein. Es iſt eben nur ein Verſuch von ihm, Sie zu prellen. Der Schlingel ſagt, es ſei ihm eine Ehre geweſen, einen ſo großen und reichen Herrn umſonſt ans Land gebracht zu haben. Nehmen Sie dieſe Großmut nur an, und kommen Sie zu uns herein; er wird bald kommen und betteln, ihm ſeinen Ruderlohn zu geben.“ So geſchah es auch.

Ein griechiſch ſchön gekleideter Mann, der ſich als Beſitzer des Hotels l'Orient ankündigte, und deſſen Ehrenhaftigkeit mir von der L'loydagenzia empfohlen wurde, nahm mich in einem der Kälte wegen geſchloſſenen Wagen auf. Wir fuhren eine Stunde lang nach Athen, durch eine Landſchaft, die mondbeſchienen, eingeſchneiete Höhen zeigte.

Athen.

Erſter Anblick. — Pluton und Chriſto. — Spaziergang. — Ein Wiener, Juſtizminiſter. — Plaſtik der Geſtalten. — 200,000 Lämmer. — Ein origineller Freund. — Klingende Steine. — Der königliche Palaſt. — Die Kapelle. — Ein gefangener Adler. — Warum die Griechen ruſſiſch ſind. — Der Zeustempel. — Ein unheimlicher Mann. — Ausſicht vom Likabetos.

Die Nacht war eine durch zu laute Nachbarn ſehr geſtörte, wir werden ſpäter von dieſen eigenthümliche Geſchichten erzählen. Lebhaftes, faſt ununterbrochenes Hundegebell mahnte daran, daß ich mich jener Stadt des Orients näher befinde, wo die Hunde einen eigenen Staat bilden, indem ſie mehr als Hunderttauſend an Zahl, in den Straßen wohnen. Nach deutſcher Gewohnheit fühlte ich mich an ein Dorf erinnert, wo Hunde die ſtets lauten Wächter ſind. Hat doch auch die Stadt, als wir beim ſpäten Abenddunkel von Pyräus einfuhren, eher den Eindruck eines kleinen Landſtädtchens, denn einer Reſidenzſtadt auf mich gemacht. Keine Stadtmauer, kein Thor, hinderte oder gewährte den Zutritt; kleine Häuschen, da und dort ein Schutthaufen, konnten keinen beſſern Eindruck hervorbringen. Die gewaltigen Denkmale des Alterthums waren durch die Dunkelheit verhüllt.

Die Aufregung der fünftägigen Seefahrt, des Gedankens, mich in Hellas, dem von den Göttern geliebten Lande, in der von der „blauäugigen Tochter des Zeus“ beſchützten Stadt des

Theseus, zu befinden, trugen wohl auch bei, mir den Schlaf fern zu halten. Wachend sehnte ich mich dem Morgen entgegen; beim ersten Sonnenstrahle trat ich an's Fenster. Mir gegenüber glänzte die Akropolis im Morgenlichte. Von ihrem Fuß, bis zu mir heran mäßig ansteigend, lag die moderne Stadt, kleine meist nur einstöckige Häuser, gelb, rötlich oder blau, selten weiß getüncht. Eine einsame Palme ragte über einer Häusergruppe empor. Zur Rechten hinaus erblickte ich den Tempel des Theseus, seine goldbraunen Säulen schimmerten im Sonnenlichte. Zur Linken auf mäßiger Höhe der weiß marmorne Palast des Königs.

Ich betrachtete lange die Szene, auf der noch die Ruhe und das Schweigen des frühen Morgens lag und deren Bauwerke so merkwürdig die antike und die moderne Welt verbinden und scheiden. Heroen und Gensd'armen, christliche Kirchen und Tempel der Götter, Platon mit der weißen Stirnbinde und Soldaten mit der bayerischen Pickelhaube, Nektar und Bier schwebten mit fantastischem Humor, wie ein wirrer Maskenzug in meiner Fantasie.

Der Hoteldiener Pluton kam, um meine Wünsche zu erfragen, und da ich ihm in einigen altgriechischen, von meinem Gedächtnisse grausam zerbröckelten Sätzen antwortete, merkte er, daß ich nicht ihn und er nicht mich verstehe. Er rief einen andern Diener, der Christo hieß, und so befand ich mich, durch den zufälligen Umstand der Namen, wieder zwischen zwei Welten, die heidnische und christliche gestellt. Immerhin ist es charakteristisch, daß in dem jetzt christlichen Athen ein Kind mit dem Namen eines heidnischen Gottes in die Taufregister eingetragen wird.

Die frühen Sonnenblicke, die mir die Szene so golden verklärten, verschwanden, und es war ein grauer, kühler Morgen, als ich das Haus verließ, mit der Absicht, die Straßen Athens zu durchwandern, ohne einen andern Führer als den Zufall. Ich befand mich, wie es mich die Aufschrift lehrte in der Oeolusstraße, die abwärts führend, schmal und lang gestreckt, mich durch eine bedeutende Länge hinabblicken ließ, bis wo sie durch den Thurm

der Winde einen Abſchluß findet. Die Straße, ſehr lebhaft durch die in ihr auf und nieder gehenden Menſchen, hat zu beiden Seiten Kaufläden und Werkſtätten, in denen ſchon der Fleiß thätig war. Mir fielen die vielen Apotheken auf, von denen ich ſpäter erfuhr, daß ſie alle anderen des Königreichs mit Arzeneien zu verſorgen haben. Die Schaufenſter eines ſtattlichen Buchladens feſſelten mich eine gute Weile. Es intereſſirte mich, unter den vielen alt- und neugriechiſchen Werken auch zwei deutſche zu finden, die beide von in Wien lebenden Schriftſtellern herrühren; das eine von meinem parnaſſiſchen Genoſſen Joh. Gab. Seidl: „Ueber das italiſche Schwergold" und das andere von Bonitz: „Ueber die Kathegorien des Ariſtoteles." Die Portraits der ſeit dem Befreiungskampfe in Europa berühmten Helden, Diplomaten und Prieſter, welche Letztere zuweilen beides waren, feſſelten meine Aufmerkſamkeit eben ſo ſehr, wie einzelne Szenen aus jenen glorreichen, todtvollen, freiheitsbegeiſterten Tagen. Die Portraits Napoleon I. und Friedrich II. waren mitten unter den andern griechiſchen Helden zu ſehen. Der Beſitzer des Buchladens, Herr Raſt, ein Deutſcher, lud mich, als er die Theilnahme eines Fremden an den Gegenſtänden bemerkte, in den Laden und ſtellte mir jedes Buch, das einem Fremden in Athen intereſſant ſein kann, mit freundlichſter Zuvorkommenheit während meines Aufenthaltes zur Verfügung. Eine gleiche Güte für mich hatte ſpäter Herr Botlys, ein geborner Wiener und Doktor der Rechte, der eben das Portfeuille des Juſtizminiſters von Griechenland niedergelegt hatte.

Je tiefer ich in die Straße hinabſtieg, deſto lebhafter und bunter war die Bewegung; jedoch anderer Art, als ich ſie in den ſüdlichen Städten Italiens fand. Während in dieſen Haſt und der Lärm charakteriſtiſch ſind, herrſchte hier Ruhe und Anſtand. Man kann bemerken, daß der Orient ſchon näher liegt, und der in der Erſcheinung ruhige, würdevolle Mohammedaner hier lange die Herrſchaft übte. Die Tracht erhöht noch die, den ſüdlichen Völkern überhaupt natürlichen Anlagen des Anſtandvollen und der Plaſtik in allen Bewegungen. Dieſer Adel iſt etwas, was dem

ſtumpfſten Beobachter, der aus dem Norden kommt, auffallen muß. Die nazionale, ſogenannte albaneſiſche Tracht iſt nicht vorwaltend, aber nirgend erſchien mir der Frack, in unſterblichem Wahnſinn ſchwänzelnd, ſo lächerlich wie hier. Der nazionale Grieche iſt mit der Fuſtanella, einem weißen, in hunderte von Falten gelegten Rocke, der von den Hüften bis zu den Knieen reicht, umkleidet. Die urſprüngliche Geſtalt dieſes Kleidungſtückes iſt noch an einzelnen Inſelbewohnern ſichtbar, ein platt herabhängendes Hemd, das mit einem meiſt roten Gürtel zuſammengehalten iſt, vielleicht das Chiton der alten Griechen. Dem Oberleibe liegt eine blaue, oder rote, meiſt geſtickte Weſte knapp an, die vorne das blanke Hemd ſehen läßt. Ueber dieſe Weſte wird ein Kamiſol mit weiten, geſchlitzten Aermeln, die ſich dem Arme nicht anſchließen, getragen. Ein roter Feß mit blauer Quaſte deckt den nicht ſelten ſchwarz gekrauſ'ten Kopf, blaue oder rote Gamaſchen, zierlich geſtickt, umſchließen vom Knie bis zum Knöchel das Bein; rote oder ſchwarze Schuhe bekleiden den Fuß. Geſtalten in ſchwarzen, oder blauen Pumphoſen, den Feß etwa mit einem Tuche noch turbanartig umwunden, Sandalen an den Füßen charakteriſiren den Inſelbewohner. Frauengeſtalten ſind wenige ſichtbar, die meiſten franzöſiſch gekleidet.

Ein lauter Ruf: „Kyrie!“ Herr! mahnt, daß der Fußgänger in den eben mit Pflaſterung beginnenden Straßen ausweichen muß. Ein offener viereckiger Kaſten ruht auf zwei hohen Rädern und rollt, von einem Pferde gezogen, langſam heran. Im Wagen liegt vorgebeugt ein ſchöner Knabe mit roter, phrygiſcher Mütze über blond gelockten Haaren und treibt das Pferd mit einer kurzen Geißel an. Die reine Schönheit ſeines Hauptes iſt überraſchend; er wäre würdig geweſen, daß ein Adler ihn ergriffen hätte, ihn zu den Füßen des olympiſchen Zeus zu tragen.

Eine Gruppe kleiner Eſel kommt uns entgegen; einige tragen in Körben, die ihnen zu beiden Seiten hängen, Pomeranzen, Citronen, Gemüſe. Anderen, deren Korbvorrath verkauft iſt, ſitzt der Beſitzer auf dem Rücken, die Beine zwiſchen den beiden Körben hoch empor haltend, oder er hat die Körbe dem Thier-

chen nach einer Seite gebunden und ſitzt auf demſelben, wie auf einem Stuhle.

Eine größere Menſchenmenge hält unſern Gang auf, wir ſind vor einem Kaffeehauſe, oder einer Barbierſtube, welch letztere, wie ſchon im Alterthume ein Auskunftscomptoir über alle Stadtneuigkeiten ſein ſollen. Der Grieche läßt den Wangen- und Kinnbart abnehmen, und wendet nur dem langen, überhängenden Schnurrbarte beſondere Sorgfalt zu, der ſeinem braunen Antlitze, aus welchem Naſe und Kinn ſtark vorſpringen, ein meiſt kriegeriſches Anſehen giebt.

Durch die eleganten, albaneſiſch und franzöſiſch gekleideten Männer wandelt eine eigenthümlich hohe Geſtalt heran; auch ihr Haupt deckt ein roter Feß, den Rücken herab fällt das zottige Fell eines Widders, Fuſtanella und Gamaſchen ſind von weißer Wolle, die Füße tragen Sandalen. Quer über den Nacken des Mannes liegt ein ſchneeweißes Lamm, deſſen vier Beine er mit der linken Hand zuſammengefaßt an ſeiner Bruſt feſthält, die Rechte führt einen langen Stab. Es iſt Charwoche und der Mann bringt in dieſer Weiſe, ſtumm und edel daherſchreitend, das Lamm zum Verkaufe. Ich erinnerte mich dergleichen Geſtalten auf antiken Basreliefs geſehen zu haben. Man erzählte mir, daß Griechenland in der Oſterwoche mehr als zweimalhunderttauſend Lämmer ſchlachtet und verzehrt; das Lamm iſt das Nazionalgericht der Griechen.

Wir gelangen an einen Punkt, wo die Aeolusſtraße von der des Hermes im rechten Winkel durchſchnitten wird; der bayriſche Witz hat dieſe in Ladenſchwengel-, jene in die Windbeutelſtraße umgetauft. Uns weckten dieſe Namen und die anderer Straßen, die der Athene, dem Euripides, dem Themiſtokles zu Ehren genannt ſind, andere Vorſtellungen und Erinnerungen.

Wir ſind am Ende der Straße angelangt und befinden uns vor dem Thurm der Winde, um ihn zu betrachten, aber nicht um wieder zu ſchildern, was hundert gelehrte und ungelehrte Bücher über Griechenland beſchrieben haben. Ich werde nur jene

Erlebniſſe und jene Perſonen ſchildern, mit denen ich in näheren Verkehr getreten bin und die geeignet ſind, die geiſtigen und ſozialen Zuſtände der griechiſchen Hauptſtadt zu beleuchten. Ich bemerke dies ausdrücklich, damit jene Leſer ſich nicht getäuſcht fühlen, die eine Schilderung und poetiſche Anſchauung der altgriechiſchen Welt erwarten. Was ich an idealer Betrachtung gewann, hoffe ich in anderer Form, nicht in dieſem Reiſebuche, dem Leſer vorzulegen.

Ein albaneſiſch fein gekleideter Mann geſellte ſich zu mir und mich artig grüßend, fragte er italieniſch: „Ihr ſeid ein Fremder?“ Ja, Herr! „Aus welchem Lande?“ Aus Oeſterreich. „Alſo ſind wir Freunde? Da kann ich Euch mein trauriges Schickſal mittheilen. Ich komme von der Inſel Hydra, um beim Kriegsminiſter einen Verluſt von mehreren tauſend Thalern zu reklamiren. Habt Ihr ſchon jemals bei Miniſtern etwas geſucht? Ihr findet eher die alten Götter auf dem Olympos, als bei denen ein geneigtes Ohr. Ich muß Euch ernſtlich vor allen Miniſtern warnen und der Aufenthalt in Athen iſt ſo theuer! Wir ſind Freunde, da Ihr aus Oeſterreich ſeid, nicht wahr? Gebt mir eine Unterſtützung.“ Ich war durch dieſe Wendung ganz betroffen, denn Betragen und Anzug des Mannes ließen ſie nicht vorausſetzen, auch fühlte ich mich nicht geneigt, dem jedenfalls unberechtigten Anſinnen zu genügen. Als ich ihm denn meine Meinung ſagte, erwiderte er ganz höflich: „Wir bleiben trotzdem Freunde!“ und entfernte ſich.

Ich gelangte, mich links wendend, in ruhigere Straßen; in einer derſelben wurde ein Haus gebaut und eben die zur Bekleidung der Wände dienenden Steinplatten gemeißelt. Ich ſah und hörte der Arbeit zu. Die Steinplatten, vom Meißel berührt, gaben einen eigenthümlich klingenden Ton. In dem Zauber gefangen, den die wunderbare, alte Welt mit ihren Göttern und Mythen, mit ihrer Geſchichte und ihrer Kunſt um mich ſpann, mußte ich bei dem klingenden Tone an die Lyraklänge Amphions denken, denen die Quadern ſich harmoniſch fügten, bis die unbeſiegbaren Mauern von Theben ſich erhoben.

Von ferne fing es zu läuten an, und wie vor einem

Hahnenrufe waren die schönen Geister der Götter und Heroen plötzlich entschwunden.

Langsam ansteigend, gelangte ich auf eine breite Straße, die von geschmackvoll gebauten Häusern auf der einen und vom Hofgarten auf der anderen Seite gebildet ist und der Königin zu Ehren die Amaliastraße heißt. Ich hatte den königlichen Palast vor mir und zwar von jener Seite, wo er mit seinen prächtigen Säulen sich am schönsten darstellt. Seine der Stadt zugewendete Fronte macht keinen gleich künstlerischen Eindruck. Riesige Cactus- und Baumpflanzungen zieren eine kleine Anhöhe, die zum Palaste führt. Ich trat durch den marmornen Portikus in die hohe und lichte Vorhalle und einem kleinen Zuge von Menschen folgend, befand ich mich bald in der Kapelle der Königin, die zum Gottesdienste erwartet wurde. Es war der grüne Donnerstag in der Charwache; der Altar mit einem schwarzen Tuche, auf dem sich ein weißes Kreuz befand, verhängt. Zwei silberne Leuchter brannten vor demselben. Die Wände der Kapelle von blaßrosigem Marmor mit roten Flachsäulen, deren Kapitäle vergoldet sind, tragen eine blaue Decke, welche durch weißgoldenes Gebälk in Felder getheilt ist. Vor den Fenstern wiegten sich blühende Orangen- und Oelbäume, zu denen der im Hintergrunde aufragende und mit Schnee bedeckte Likabetos einen eisigen Gegensatz bildete. Man wies mich in einen der Betstühle und reichte mir ein Gesangbuch. Die Versammlung war nicht groß, Männer und Frauen, alle in französisch modernem Anzuge.

Um 10 Uhr erschien die Königin in der dem Altar gegenüber gebauten Loge und der Gottesdienst begann. In einer Ecke der Kapelle, zur Rechten des Altars stand ein kleines tragbares Organon, vor das sich ein deutsch blonder Mann setzte, ihm zur Seite zwei andere, dann sieben Mädchen und vier Knaben. Jedes von ihnen war anders und in bunte Farben gekleidet, was den feierlichen Eindruck eben so störte, wie das nur wie zufällig hingestellte Organon. Als ob der Künstler einen Raum für eine Orgel anzubringen vergessen hätte. Es begann ein schönes Lied:

„O mein Herz! warum ſchwankſt Du noch?
Was hilfts Dir, zu ringen
Nach irdiſchen Dingen,
Noch immer zu ziehen am Joch?“

Der Paſtor beſtieg ſodann die Kanzel zur Linken des Altars und las, was in dieſem Lande von beſonders eigenthümlicher Wirkung und frappanter Vergegenwärtigung iſt, den Brief des Apoſtel Paulus an die Korinther. Dann ſprach er eine ſalbungsvoll monotone Rede, die es nicht zweifelhaft ließ, daß ſich keine feurige Zunge auf die Hörer niederſenke.

Rührend aber war es mir, als der Prediger den Segen ſprach: über das ganze Land, über die See und die Inſeln, über das Volk und das Königspaar, daß er nur einen Segen nicht ſprechen konnte, welcher der ſchönſte für ein Weib iſt und nach dem das Volk der Griechen ſich nicht weniger, als die geiſt- und anmuthsvolle Königin ſehnen mag.

Der Gottesdienſt war zu Ende und ich ging in den Garten, der hinter dem Palaſte ſich ausdehnt. Nach abwärts geſtreckt enthält er in phantaſiereicher Anlage eine Muſterpflanzung aller Bäume und Blumen faſt der ganzen Erde. Künſtlich bewäſſert, gedeiht Alles raſch und vortrefflich. Wir freuen uns, daß wie wir eben leſen, die wenigen Palmen durch ein chevaleresques Geſchenk des Dei von Tunis für die Königin um 200 Palmen, alſo um einen ganzen Wald, vermehrt werden ſollen. Durch die labirintiſchen Anlagen hinwandelnd, war die Landſchaft oft durch hohe Bäume verdeckt, zumeiſt aber offen liegend und da die Einfriedigung des Gartens eine niedere iſt, ſcheint die Landſchaft nur der weit hinaus ſich dehnende Garten. Einen traurigen Eindruck machte auf mich ein Adler an der Kette. Das Bild iſt von Dichtern oft gebraucht für eine ſonnenhafte Natur, welche wie der königliche Dulder Prometheus

„Am Aether hängt
Und in Banden ſchmachtet“

und den die „Gewalt“ und die „Nothwendigkeit“ feſſeln.

Ich erinnerte mich an die fremden Schiffe, die ich in Piräus ſah, die das ſtolze, gerne aufſtrebende Volk der Griechen im Zaume hielten. Der geiſtvolle Redakteur der „Elpis“ Hoffnung, Herr Levidis, ſagte mir ſpäter: „Europa irrt ſich, wenn es glaubt, daß die Griechen ruſſiſche Simpatien haben, wenn ſie auch durch gleiche religiöſe Anſchauungen mit ihnen verbunden ſind. Die Griechen ſind ruſſiſch, weil Rußland der Feind der Türken iſt. So tief wurzelnd iſt aber der Türkenhaß in jedem Griechenherzen, daß es mit jeder Nazion der Erde ſimpatiſiren wird, welche das Schwert erhebt, um den Türken zu ſchlagen.“

In Gedanken aller Art vertieft, gelangte ich in den prächtigen Gartenräumen auf eine kleine, künſtliche Anhöhe. Vor mir ragten plötzlich die ewigen Säulen des Jupitertempels empor und hinter ihnen, zwiſchen grünen Bergeinſchnitten glänzte das himmelblaue Meer; zur Rechten die Ruinen der mächtigen Akropolis. Dieſer eine Anblick und Moment iſt allein wert, eine träge Heimat zu verlaſſen, über Länder hin zu reiſen und eine ſtürmevolle See zu durchſchiffen.

Ich konnte mich von dem Anblicke lange nicht trennen, und als ich es that, mußte ich wieder zurückkehren und noch einmal, um lange gefeſſelt wieder in Betrachtung zu verſinken.

Von fern her erklang türkiſche Muſik und ich machte mich auf, um wieder empor gegen das Schloß zu kommen. Ein ältlicher Mann grüßte mich und ſchritt, ohne weiter zu reden, neben mir her. Ich blieb ſtehen, um eine fremde Pflanze zu betrachten, er that es auch. Ich eilte ihm voran, er erreichte mich. Ich ging langſamer, um ihm den Vortritt zu gönnen, er hemmte ſeine Schritte ebenfalls. So folgte er mir ſchweigend, durch alle Windungen des Gartens, in welchem außer uns beiden Niemand ſichtbar war. Plötzlich hinter einem dichten Gebüſche fragte er mich, wie viel Uhr es ſei, er möchte ſeine Uhr gerne nach der meinen richten. Ich erklärte ihm keine zu beſitzen, ſchwang wie ſpielend meinen Stock, und war herzlich froh, mich wieder am Palaſte zu befinden. Der Mann murmelte unverſtändliche Worte,

die wie ein Fluch klangen, und fing mit dem Wachpoſten am Portale des Palaſtes zu reden an.

Mich lockte es nach den nahen Likabetos empor.

Der Berg erhebt ſich faſt kegelförmig aus der Ebene, ich hatte ihn in dreiviertel Stunden erſtiegen, und genoß von der Georgskapelle aus, die auf dem Gipfel ſteht, der ewig ſchönen Ausſicht über die Stadt, das Meer, über die Ebene von Attika, und die ſie umgränzenden Berge.

Meine Nachbarn.

Ein Wahnſinniger. — Ein Abenteurer. — Das Caſino. — Gedrückte Stimmung. — Byrons letzte Stunden. — Napoleon und Byron. — Das Mädchen von Athen.

Ich wohnte in dem beſten Hotel Athens l'Orient zwei Treppen hoch. Die ſchöne Ausſicht aus meinem Fenſter habe ich geſchildert. Nicht ſo gut wurde mir es in der Stube ſelbſt; zu meiner Linken, wenn ich im Bette lag, ſang eine Männerſtimme fort und fort ein und daſſelbe griechiſche Lied; zur Rechten deklamirte eine andere Stimme eine griechiſche Rede. Sänger und Deklamator konnten, ohne ſich gegenſeitig zu ſtören, Uebungen fortſetzen, nur für den, der in der Mitte lag, vermiſchten ſich Geſang und Deklamazion in ein unangenehmes Lärmen. • Es wollte nicht aufhören, da wendete ich mich zur Rechten und rief dem Deklamator zu: „Mein Herr! ich bin von den in Ihrer Rede vorgebrachten Gründen bereits durchdrungen. Ich danke Ihnen recht ſehr!“ Dann wendete ich mich zur Linken und rief dem Sänger zu: „Mein Herr! Ich habe mir bereits die Melodie gemerkt. Ich danke Ihnen für die Wiederholung.“ Ich rief ihnen dieſe Bitten italieniſch zu und, indem ſie plötzlich verſtummten, konnte ich bemerken, daß ich verſtanden worden war.

Mit beiden Nachbarn trug ſich am folgenden Tage Folgendes zu.

Als ich von einem Spaziergange zurückgekehrt war, fand ich das Hotel von Gensd'armen beſetzt. In der Stube meines nach-

barlichen Sängers waren zwei Schüsse gefallen und als man in dieselbe eilen wollte und sie verschlossen fand, wurde die Thüre eingebrochen. Ein junger Mann von einer griechischen Insel, der seit mehreren Tagen hier wohnte und durch sein stilles, fast scheues Wesen auffiel, war eben mit dem Laden einer Pistole beschäftigt. „Ich habe mich" sagte er den gewaltsam Eindringenden ganz ruhig, „zweimal verfehlt und muß nun zum dritten Male schießen, stören Sie mich nicht, meine Herren!" Man erkannte bald, daß man es mit einem Geistesirren zu thun habe und brachte ihn in Sicherheit.

Als sich der Lärm im Hause beruhigt hatte, und ich in meine Stube ging, trat ein eleganter, intelligent aussehender, junger Mann bei mir ein, der sich als der Nachbar zur Rechten aufführte, Herr D. von der Insel Ithaka, dem einstigen Besitze des schlauen und länderkundigen Odysseus. Er überreichte mir eine in italienischer Sprache geschriebene, in Malta gedruckte Broschüre, die er mir, seinem Kollegen als Schriftsteller, wie er höre, mittheile. Er selbst stehe in Unterhandlung mit England, um dahin eine Bestimmung zu finden; Griechenland sei zu klein für seine Pläne, sein Herz umfasse die Welt, und da er sich eben in einiger Verlegenheit befände, möchte ich ihm etwas — Geld leihen.

Als ich ihm eine kleine Summe übergab, dankte er mir sehr verbindlich sich verneigend: „Gottlob! jetzt kann ich doch durchgeh'n! Denn leider ist es nicht so viel, um den sechswöchentlichen Aufenthalt zu 8 Francs täglich, zu bezahlen. Sie haben meinen Geist befreit, mein Herr! Ich gehöre wieder den Ideen an. Als ich etwas verblüfft fragte: „Werden Sie wenigstens dem Gastwirte nicht sagen, daß Sie ihm später —" Herr D. lächelte: „Sie sind ein Poet und kennen die praktische Welt nicht. Sage ich es dem Wirte, so begeht er gewiß im Zorne die Dummheit und läßt mich einsperren und ich kann ihn doch nicht bezahlen. Bin ich aber frei, so kann ich wirken, arbeiten, verdienen und er kommt um keinen Kreuzer. So wahr ich ein Galantuomo bin!" Er verneigte sich — und ging.

Herr D. war am folgenden Tage verſchwunden. Auf die Broſchüre ſchrieb er mir: „All Eccellente Dottore Frankl per la memoria di D. —

Wenn wir uns im ſchönen Saale des Hotels, der mit Szenen aus dem griechiſchen Freiheitskriege geſchmückt iſt, um den lodernden Kamim zum Kaffee verſammelten, hatte ich einen intereſſanteren, ernſten Nachbar, den königlich griechiſchen Oberſten Epaminondas Vaſili. In Wien geboren, der deutſchen Sprache vollkommen mächtig, hatte er viele freundliche Aufmerkſamkeit für mich und führte mich im Caſino ein.

Wir traten in eine Vorhalle, in der eine breite lichte Treppe emporführt. In einer Niſche iſt die Büſte des Gründers aufgeſtellt, des in der neueſten Geſchichte des Landes bekannten Kalergis. Die gebildetere Geſellſchaft Athens hatte außer unbedeutenden Kaffeehäuſern keinen Vereinigungspunkt, bis mehrere Säle dieſes Hauſes zu Converſations- und Spielzimmern eingerichtet wurden. Die Zimmer des zweiten Stockwerkes werden zu Leſezimmern benützt. Die Säle, anſtändig bequem eingerichtet, zeigen an den Wänden Szenen und Geſtalten aus dem Befreiungskampfe. Jede Woche ein oder zweimal ſpielt Militairmuſik. Hier begegnen ſich Offiziere und Profeſſoren, Staatsbeamte und Kaufleute, Einheimiſche und Fremde zu freundlich heiterer Geſelligkeit. Ich hatte dieſen Kreiſen manche liebenswürdige Zuvorkommenheit und Belehrung über die mannigfaltigſten Zuſtände und Verhältniſſe des Landes zu danken und ruhte des Abends meiſt hier, von den oft anſtrengenden Wanderungen des Tages aus.

Die Stimmung der Geſellſchaft von Athen war im Allgemeinen, namentlich aber die der Offiziere, eine gedrückte. Im Piräus lagen die fremden Kriegſchiffe und dem Kommandanten rühmte man nicht den ritterlich galanten Geiſt ſeines Volkes nach. Das Nationalgefühl fühlte ſich durch den Anblick der fremden Truppen fort und fort verletzt und manche Hoffnung, die noch kurz zuvor von einer wünſchenswerten Vergrößerung des Königreiches träumte, ſchien für den Moment wenigſtens unerfüllt blei-

ben zu ſollen. Mit theilnahmsvoller Anhänglichkeit blickt das Volk auf ſeinen König.

„Er iſt ganz Grieche geworden“ ſagte mir ein Nationaler als höchſtes Lob von ihm. Die Königin lebhaft, energiſch, tugendhaft, gefällt dem kühnen, tapferen Griechen; aber die Zukunft des Landes — wer wird dereinſt die goldenen Zäume der Herrſchaft faſſen? Es iſt dieſelbe Unruhe in dem Gemüte des Volkes, welche ſich im einzelnen Menſchen erzeugt, wenn ſich zum Gedanken der ſorgensvollen Gegenwart auch der an eine ungewiſſe Zukunft geſellt.

Eines Abends war im Caſino wieder Herr Dr. Treiber, der oberſte Stabsfeldarzt der griechiſchen Armee, mein Nachbar. Wenn ſchon die bedeutende, allgemein geachtete Perſönlichkeit dieſes Mannes mich anzog, ſo war ſie mir noch von ganz beſonderem Intereſſe. Dr. Treiber war der Arzt eines der edelſten Kämpfer für die Freiheit Griechenlands; er drückte Lord Byron die Augen zu.

Byron hatte kein Vertrauen zu ſeinem jungen, italieniſchen Arzte, der dem Kranken eine Ader ſchlagen wollte, was übrigens nach viertägiger Krankheit durch einen engliſchen Arzt dennoch, aber zu ſpät geſchah.

Am ſechsten Tage wurde Dr. Treiber zu einer Berathung eingeladen. Byron war noch bei vollkommenem Bewußtſein.

„Beobachten Sie mich“ ſagte er, „ſo viel Sie wollen, nur fragen Sie mich nicht viel!“ Als am ſiebenten Tage der letzte Augenblick für den Dichter herankam, waren nur Dr. Treiber und Dr. Mayer, ein Arzt aus Baſel, bei ihm. Der Wunſch des Dichters, den er in ſeinem letzten Gedichte niederſchrieb:

„Zeit wär's, daß dies mein Herz ſei unbewegt“

erfüllte ſich. Dr. Treiber ſagte: „Drücken wir ihm jeder ein Auge zu.“ Und ſie thaten es mit tief ſchmerzlichem Gefühle, denn ſie wußten, daß eine Leuchte der Welt erloſchen war.

Die Sektzion der Leiche zeigte alle Organe vollkommen geſund; Byron hätte ein langes Leben leben können. Die Stirn war wunderbar entwickelt und es verdient bemerkt zu werden, daß Byrons und den er zumeiſt auf Erden haßte, Napoleons Gehirn

das ſchwerſte Gewicht unter allen Gehirnen hatten, die bis jetzt gewogen worden ſind.

Der Zufall fügte es, daß ich wenige Tage nach dieſem Geſpräche in dem alten Stadttheile mit einem Profeſſor der Univerſität ging. Wir begegneten einem Weibe, das mit Flittern geputzt, jenen widerwärtigen Eindruck machte, wenn längſt verſunkene Schönheit noch die Blicke auf ſich lenken will. Das Weib ſah uns mit großen, ſchwarzen, wilden Augen an, die Haare flatterten grau und ungeordnet, um ihren Mund zuckte es wie einſt ſüß geweſenes Lächeln. Mein Begleiter ſagte mir: „Dieſe iſt das von Byron beſungene „Mädchen von Athen.“ Er kaufte, als er das erſte Mal in Griechenland war, die ſchöne Blüte.“

Die Akropolis.

Pitakkis. — Elginmarbels und Child Harold. — Eine Thurmuhr. — Entführung von Kunstschätzen. — Ein Landsmann Thorwaldsens. — Ein geraubter Gott. — Kein Museum. — Die Regierung zu großmütig. — Ewiger Gewinn. — Ein Marmorfragment.

Mit einer Empfehlung des Herrn Levidis stellte ich mich dem Conservateur der Alterthümer des Königreichs vor, um mir eine Einlaßkarte in die Akropolis, die Jedem unentgeltlich verabfolgt wird, zu erbitten. Ich fand in Herrn Pitakkis einen kleinen, hagern, ältlichen Mann mit feurigen Augen, französisch, fast ärmlich gekleidet, in der Hermesstraße in einer kleinen Stube, zwischen Hunderten von Marmorfragmenten und Büchern und Manuskripten arbeitend. Herr Pitakkis fertigte mir in zuvorkommender Weise die Eintrittskarte aus und sagte: „Sie können zu jeder Stunde, jeden Tages die Akropolis betreten; aber auf ihrem ersten Gange dahin gestatten Sie mir die Freude, Sie zu begleiten. Das Entzücken des Fremden ist der schönste Lohn meines Hüteramtes und den lasse ich mir nicht entgehen."

Herr Pitakkis erzählte mir auf dem Gange zur Akropolis, den wir in einer Viertelstunde vollendet hatten, Einiges von seinem Lebensgange. Zur Theologie bestimmt, lebte er in Athen und wählte seine Wohnung so, daß er die Akropolis immer vor Augen hatte. Es war zu seiner Jugendzeit nicht gestattet, die Burg zu betreten und so konnte der Jüngling mit immer sehnsuchtsvolleren Blicken an den ewig heiligen Ruinen hängen, bis

ihm der Franzose Fauvel den Eintritt erwirken, aber nicht vor mancher Mißhandlung roher türkischer Soldaten schützen konnte. Er durchkletterte, durchsuchte alle Räume, hob jeden Stein von der Erde, legte zusammen, verbarg, ja vergrub manche Fragmente, wenn er sich allein wußte. Vieles in seinem Gedächtnisse sammelnd, schrieb er, was er oben nicht hätte wagen dürfen, in einzelnen Notizen nieder. Während des Befreiungsaufstandes mußte er nach Corfu flüchten, wo er, von den Engländern geschützt, medizinische Studien trieb, vor Allem aber sein archäologisches Wissen zu bereichern strebte. Zurückgekehrt nach Athen, verweilte er, nur des Nachts die Lagerstätte seiner Wohnung suchend, ununterbrochen auf der Akropolis im Dienste der Alterthümer; Anfangs unentgeltlich, dann, um nur nicht zu verhungern, um 25 Thaler jährlich. Herr Pitakkis spricht wie jener römische Kaiser: „Ich habe einen Tag verloren!“ wenn er, zufällig gehindert, die Akropolis nicht betreten hat. Er kennt jeden Stein und bemerkt es, wenn Jemand, ein Stück berührend, es zufällig verschoben hat. Die gelehrte Welt verdankt ihm die Mittheilung von 2800 Inschriften antiker Denkmale.

Als einen eigenthümlichen Zufall erzählte Herr Pitakkis, daß die erste Bombe, die von den Freiheitskämpfern gegen die Akropolis geschleudert wurde, jenes Stück einer Säule herunterschlug, in welchem der Tempelräuber Elgin seinen Namen eingemeißelt hat. Herr Pitakkis bewahrt dieses Fragment, das britische Museum den Raub, fast alle Kunstakademien Europa's — nur die von Athen nicht — die Gypsabgüsse, welche, um den Namen des schottischen Vandalen zu verewigen, die „Elginmarbels“ heißen.

In einer Straße Athens ragt ein Thurm mit einer Uhr — der einzigen öffentlichen in der Stadt — empor, auf welchem zu lesen ist: „Comes Elgin dedicat Atheniensibus“ et volat setzte mein Begleiter hinzu. Höher und unvergänglicher ragt aber die Säule empor, welche der größte englische Dichter nach Shakespeare, in seinem Child Harold aufgerichtet und mit der Inschrift versehen hat:

„Wen hat am roheſten man plündern ſehn?
Von Schottlands Sohn, von keinem Briten iſt's geſchehn.
Der neue Pikte prahlt zu ſeiner Schmach
Mit dem, was nicht die Zeit, der Türke nicht verbrach."

Selbſt der Türke, erzählt Lord Byron, war nicht unempfindlich, als er bei Herabnahme der Metopen das Untergebäude ſtürzen ſah; er nahm die Pfeife aus dem Munde und ſagte bittend: „Genug!"

Das Schiff, als die Kunſtſchätze fortgeführt wurden, ſcheiterte im Archipelagus.

Die Entführung von Kunſtſchätzen hat aber in Griechenland nicht aufgehört, wiewohl ein Geſetz ſie auszuführen ſtreng verbietet. Herr Pitakkis erzählte mir, daß die Franzoſen während der Okkupazion im Jahre 1855, leider auch in dieſer Beziehung auf die Engländer eiferſüchtig, unbefugte Nachgrabungen in Pythion und Phyläon auf der heiligen Straße nach Eleuſis unternommen und Statuen und Inſchriften fortgenommen haben.

Aber auch Einzelne entblöden ſich nicht, griechiſches Eigenthum fortzutragen. Vor mehreren Jahren wurde von Landleuten in der Nähe von Korinth eine ſehr wohlerhaltene Statue gefunden, von einer bekannten Perſönlichkeit gekauft und auf ein fremdes Kriegſchiff gebracht. Herr Pitakkis, dem davon Kunde wurde, machte ſogleich, wie es ihm die Pflicht gebot, dem Miniſter Anzeige hiervon. Dieſer dankte dem treuen Hüter griechiſcher Kunſtſchätze, meinte aber bedauernden Tones: „Soll ich mit der Macht, welcher das Kriegſchiff gehört, einen Notenwechſel beginnen?" Die polytechniſche Schule in Athen beſitzt einen, wie zur Ironie dankbarſt hingeſtellten Gypsabguß dieſer einzigen Statue, die, aus pariſchem Marmor gemeißelt, einen Apollo oder Horus darſtellt; ein Seitenſtück zu Lord Elgins Thurmuhr. Als ich Herrn Pitakkis mittheilte, daß ich in einem europäiſchen Kabinete dieſe Statue ausgeſtellt und um den Preis von 20,000 Gulden feilgeboten ſah, bemerkte er: „Und den Bauern wurde ſie um 1000 Drachmen, d. i. 300 Gulden, abgehandelt.

Zehn Invaliden bewachen die Akropolis und jeden Fremden

begleitet einer von ihnen; nichtsdeſtoweniger wird mancher Vandalismus verübt. Ein engliſcher Seeoffizier ſchlug einer Statue die Naſe ab, wurde aber vom Admiral verurtheilt, 60 Thaler zu zahlen und drei Jahre nicht den Bord zu verlaſſen. Ein däniſcher Architekt ſchlug einer Basreliefſtatue den Kopf ab, um ihn mitzunehmen in die Heimat Thorwaldſens.

Athen beſitzt noch kein Muſeum, und dieſer Nachtheil iſt der Fantaſie des Beſchauers günſtig. Die Gegenſtände ſind da aufgeſtellt, wo ſie gefunden worden ſind. Es machte mir immer einen ſchmerzlichen Eindruck, die Häuſer in Pompeji kahl und leer zu ſehen und die Gegenſtände, die ſie füllten, außer allen lebendigen Zuſammenhang gebracht, im Muſeum zu Neapel ſuchen zu müſſen.

Die griechiſche Regierung iſt übrigens viel zu uneigennützig, die Beſichtigung der Kunſtſchätze zu gewähren. Zur Zeit, als ich Neapel bereiſ'te, mußte jeder das Königreich betretende Fremde 2 Thaler und ebenſo, wenn er abreiſ'te, 2 Thaler für die Viſirung ſeines Paſſes bezahlen. Dieſes Geld wurde, theilte man mir mit, zu neuen Ausgrabungen verwendet, und ſo hatte nicht allein die Kunſt, ſondern jeder nachreiſende Kunſtfreund, indem er immer wieder mehr Kunſtſchätze fand, Vortheil und Genuß davon. Zugleich konnte ein ausreichend überwachendes Perſonal angeſtellt werden.

Einen liebenswürdigeren Cicerone gibt es nicht als Herrn Pitakkis. Nicht nur, daß er jeden Stein kennt und ſeine Geſchichte weiß, er liebt ihn auch und hat, wiewohl er jeden tauſendmal betrachtet und berührt hat, die Begeiſterung für ihn nicht verloren. „Ich bin nur ein fleißiger, treuer Sammler," bemerkte Herr Pitakkis, „es werden einmal Künſtler kommen, die ſollen zuſammenfügen, Schriftſteller, die ſollen beſchreiben und die Geſchichte der Kunſt bereichern." Als er mich von all dem Großen, das in ſeinen Trümmern größer als alles Ganze auf der Erde iſt, erſchüttert ſah, reichte er mir die Hand: „Ihr ſeid ein frommer Pilger in Hellas!"

Ich weiß den gelehrten Forſchungen über die erhabenen Alterthümer nichts Neues hinzuzufügen und will die tauſend Schil-

derungen von Poeten und Reiſenden nicht vermehren. Nur Eines ſei dem Leſer vertraut: wer den Parthenon ſah, wer auf den Trümmern wandelte, die wie Grabſteine der Schönheit hingeſäet ſind, und all dies durch die purpurgoldene Mythe, durch die erhabenen Geſtalten der helleniſchen Welt ſich bevölkern und lebendig machen konnte, wer hinausſah in die weite Ebene, auf die von Licht und Erinnerungen verklärten Berge, auf dieſe himmelblaue See — er kann nicht mehr ganz unglücklich werden. Das Erhabene iſt fortan der Schild, der ihn gegen die Alltäglichkeit, gegen die Gemeinheit des Lebens ſchützt. Wer auf der Akropolis ſtand, iſt zum Zeitgenoſſen unſterblicher Geſchlechter und Gedanken geworden.

Ich bat Herrn Pitakkis um ein Stückchen Marmor, um es, weil er mich einen frommen Pilger nannte, in die Heimat tragen zu können, als Zeichen, daß ich im Heiligthume geweſen. Er ſuchte am Boden und reichte mir ein kleines Fragment, das zu einer Rinne gehörte und ſo, wenigſtens die Spur des Meißels zeigte. Als ich es dankbar empfing, nahm er mir es wieder aus der Hand und ſprach es wehmütig betrachtend an: „Geh, du dritthalbtauſend Jahre altes Stück! Vielleicht, daß dich die Hand des Perikles berührte, ſein Auge dich geſehen hat. Trotz aller Zerſtörung bliebſt du noch ſo lange hier, und jetzt ſollſt du fort, in das Land der — Barbaren! Nehmt mir dieſen Ausdruck nicht übel, Herr! alle Welt iſt das Barbarenthum, wenn von Hellas die Rede iſt!“ Ich wollte, da ich ſah, wie ihm die Trennung ſchmerzlich ſei, den Stein nicht annehmen. „Ich habe es überwunden — nehmt, nehmt!“

Wir ſtiegen ſchweigend die Akropolis herab. Fortan beſuchte ich ſie jeden Tag während meines athenienſiſchen Lebens, vierzehnmal. Eine Nacht oben zuzubringen, wie ich gewünſcht hatte, iſt nicht geſtattet.

Die Universität.

Der Geist als Eroberer. — Deutschland dankbar. — Die Klinik. — Doktorpromozion. — Ein antiker Schädel. — Gesellschaft der Aerzte. — Mein Vortrag. — Zum Mitgliede erwählt. — Einladung des Dimarchen.

Auf einer mäßig angebauten Fläche, die ringshin noch wenig zerstreut hingebaute Häuser zeigt, sehen Meister und Schüler, wenn sie aus den lichten, hohen Sälen des Universitätsgebäudes in die marmorne Vorhalle treten, sich der Akropolis gegenüber. Sie sehen den Hügel Kolonos, die ölbaumbepflanzte durchsilberte Akademie des Plato, den Areopag, das Gefängniß des Sokrates, und hinter all dem den Berg, auf welchen die dreißig Tyrannen fliehen mußten, als sich das Vaterland befreite. Vor den Blicken der Jugend liegt die ganze große Szene einer untergegangenen Welt, liegt Hellas in Hellas, wie die Alten Athen nannten. Noch immer feiert es geistig seine Auferstehung in der Bildung unseres Welttheiles, sein Glanz verklärt, noch aus den Gräbern herauf unser Leben. Der Lehrer der Geschichte an der Universität zu Athen darf nur peripatetisch mit seinen Schülern durch diese Räume wandeln und sie auf die vor ihnen aufgeschlagene Ebene, auf diese Berge, auf die Tempelüberreste und die blaue fernrollende See aufmerksam machen, um ihren Geist mit erhabenen Gedanken der Staatsweisheit und mit der Kraft des Heldenthums zu erfüllen, ihr Gemüt für Kunst und Vaterland höher zu stimmen.

Nicht alle Griechen, die den Freiheitskampf kämpften, sind frei geworden; noch leben viele unter türkischer Herrschaft. Die

Bewohner der jonischen Inseln und alle jene Griechen, die zerstreut in Europa leben, durch gleiche religiöse Anschauungen, durch Sitten und Sprache mit den Griechen des Königreiches verbunden, blicken auf diese Universität und überhaupt auf alle geistigen Institutionen dieses Landes als auf einen idealen Mittelpunkt. Gedanken und Lehren, die von hier ausgehen, können geistige Gesandte des jungen Staates, jeder Schüler der Universität kann ein politischer Apostel werden für die Idee eines künftigen Großgriechenlands.

Bildung ist der moderne Eroberer, durch sie allein können auch kleine Völker groß werden. Und ist diese jüngste Universität Europa's nicht auch anzusehen, wie ein geistiger, vorgeschobener Posten gegen den Orient? Von Vaterlandsliebe durchdrungene geistvolle Lehrer und Dichter, wie der eben hingeschiedene Solomos, sind die Bildner der griechischen Zukunft.

Noch ist das Räthsel nicht gelöst, welches die beiden weißmarmornen Sfinxe, symbolisch vor den Pforten der Universität lagernd, aufzugeben scheinen.

Die meisten der jetzt angestellten Lehrer sind in Deutschland, in München und namentlich die Aerzte in Wien gebildet. So ist Deutschland Gelegenheit geboten, jenem Lande sich dankbar zu erweisen, an dessen Weisheit und Kunst es selbst großgezogen worden ist, dessen Feldherren, Filosofen, Heroen und Dichter der deutschen Jugend noch unüberbotene Muster der Vaterlandsliebe, der Weisheit und der Begeisterung für Kunst und die des Schönlebens sind.

Der ebenso gelehrte, als liebenswürdige Dr. Makkas, klinischer Professor, hatte die Güte, mich durch die Räume der Universität zu begleiten. Die Bibliothek im ersten Stockwerke des Universitätsgebäudes enthält 70,000 Bände. Die meisten Werke sind deutsch; ihnen schließen sich, der Zahl nach, die französischen, italienischen, englischen und endlich die griechischen an. Fast alle wurden aus europäischen Staaten von Bibliotheken und Privatleuten hierhergespendet. Ein Bibliothekſaal, der die Gypsbüsten

des Sokrates und Hippokrates, einige Bilder, darunter das Portrait Friedrichs von Preußen, von ihrem Kunstwerte angesehen, eben nicht zieren, ist fast noch völlig leer. Das Lesezimmer, von oben beleuchtet, gewährt einen sehr angenehmen Aufenthalt.

Ein Besuch der Klinik, die sich, durch einen Garten getrennt, hinter dem Hauptgebäude der Universität befindet, überzeugte mich, daß die medizinische Schule von Wien nicht ohne Einfluß auf sie geblieben, aber durch den Geist des Lehrers wieder selbstständig geworden ist. Etwa wie ein gesunder Organismus die empfangene Nahrung umwandelt und seinem Wesen als neues Element aneignet.

Zu der Promozion eines Doktors der Medizin geladen, fand ich im Promozionsaale unter zahlreich versammelten, durchweg französisch Gekleideten auch Frauen, die ebenfalls, wie die Professoren, nicht der schöneren, nationalen Tracht huldigten. Es sollten zwei Kandidaten promovirt werden. Professor Makkas, als Dekan, und Professor Olympios, als Rektor, lasen in altgriechischer Sprache eine biografische Skizze der beiden Kandidaten vor und fragten dann die Professoren, ob sie dieselben würdig hielten, zum Range eines Doktors erhoben zu werden? Als diese Herren dies durch Emporheben der Hände bejahten, lasen die Kandidaten den Eid, worauf ihnen der Dekan das Doktordiplom übergab und ihnen die Hand reichte, indem er sie Kollegen nannte und zur Kollegialität ermahnte. Der junge Doktor muß nach seiner Promozion noch ein halbes Jahr ein Spital besuchen und, um zur Ausübung seiner Kunst zugelassen zu werden, sich dann noch einer Staatsprüfung unterwerfen.

Das pathologische Museum unter der Leitung des Dr. Stawrinaki ist im Werden begriffen und verspricht von Bedeutung zu werden.

Als ich Herrn Stawrinaki mittheilte, daß ich von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften den Auftrag habe, für das pa-

thologiſche Muſeum in Wien Schädel verſchiedener Raçen aus dem Oriente mitzubringen, trug er mir, in dankbarer Erinnerung an die Vorträge Hyrtels und Rokitansky's ſogleich einen antiken, griechiſchen Schädel an. Es wurde bei der Grundausgrabung für ein Haus in Athen ein antikes Grab entdeckt, in welchem ſich ein vollkommen erhaltenes Skelett vorfand. Bei der Berührung jedoch zerfiel es, bis auf den ſchöngeformten Schädel, der in den Privatbeſitz des Herrn Stawrinaki gelangte. Ich werde ſpäter ein abenteuerliches Geſchick dieſes Schädels zu erzählen haben.

Die k. griechiſche Geſellſchaft der Aerzte und der Naturforſcher verſammelte ſich, um, wie alljährig, einen neuen Präſidenten zu wählen; der als ſolcher jetzt fungirende Leibarzt des Königs, Herr Hofrath Dr. Röſer, lud mich ein, dem feierlichen Akte anzuwohnen. Auf dem Univerſitätsplatze iſt noch ein zweites Gebäude, das Blindeninſtitut, aufgeführt, das, ſehr zweckmäßig eingerichtet, eines der vielen Wohlthätigkeitsinſtitute iſt, deren Athen ſich durch die Sorgfalt der Regierung und die Großmut von Privaten zu erfreuen hat.

Ich trat zur feſtgeſetzten Stunde im Saale ein, in welchem von den vierzig athenienſiſchen Mitgliedern neunundzwanzig verſammelt waren. Ich wurde von dem ſtets geiſtig bewegten, haſtig anregenden Präſidenten mit den Worten erſchreckt: „Ich habe einen Vortrag von Ihnen, als dem Verfaſſer des „Hippokrates“ angekündigt, Sie müſſen ſprechen.“

Als ich ihm meine Verlegenheit ausdrückte und äußerte, unvorbereitet vor einem ſo gelehrten Kreiſe nicht ſprechen zu können, erwiderte Dr. Röſer raſch:

„Ich habe bereits dem Könige von einem Vortrage von Ihnen, zu dem ich Sie einladen wolle, geſprochen; Sie werden,“ fuhr er heiter fort, „mich nicht kompromittiren. Der Bericht und die Präſidentenwahl nehmen eine Stunde in Anſpruch. So lange haben Sie Zeit, über einen Gegenſtand nachzudenken.“

Ich hielt, nicht ohne Zagen, hervorgerufen durch den Schauplatz, auf dem und den gelehrten Kreis, zu dem ich ſprach, da

ein medizinischer mir naheliegender Gegenstand gewählt werden mußte, einen kurzen Vortrag über den Einfluß der Bewahranstalten auf die Gesundheit der Kinder. Der zagende Gedanke trat noch hinzu, daß die Hörer durch mich an die weltberühmte medizinische Schule Wiens, deren Schüler ich mich nannte, erinnert, größere Ansprüche an mich stellen, mich wohl gar einen flüchtigen Moment für einen Repräsentanten derselben halten würden. Ich fühlte die große Verantwortlichkeit und die Ueberzeugung, daß diese Schule, die ich, statt sie dankbar ehrerbietig nachzuahmen, mit einer Satire zu geißeln den Mut hatte, mich gar sehr verleugnen möchte.

Nach dem Vortrage, den seine attische Höflichkeit mit Beifall überhäufte, trug der Präsident darauf an, mich zum Ehrenmitgliede der k. Gesellschaft zu ernennen, was mit Akklamazion aufgenommen wurde.

Am folgenden Tage erhielt ich die Einladung des Dimarchen von Athen des Herrn Galates, eines schönen Greises, dessen ausdrucksvolle Gesichtszüge durch sein schneeweißes Haar noch erhöht wurden. Er hatte von meinem Vortrage gehört und erbat sich denselben, um zu sehen, ob das Institut der Kinderbewahranstalten nicht segenreich auch für die Stadt werden könnte.

Dichterkrönungen.

Drei Richtungen griechiſcher Poeſie. — Klephtenlieder. — Kein griechiſches Theater. — Zalakoſta. — Sprachekampf. — Panagiotis Suzzo. — Eine Muſe mit Augengläſern. — Schiller bewundert. — Plaſtiſches Andenken.

Wie unpoetiſch auch die Graduirung eines Doktors an der Univerſität zu Athen iſt; ſo begeht ſie doch eine Feierlichkeit, welche faſt an allen Univerſitäten des Mittelalters geübt wurde und jetzt nur in Athen wieder heimiſch geworden iſt, eine Dichterkrönung.

Der Großhändler Herr Ragli in Trieſt, ein Grieche von Geburt, ſetzt ſeit dem Jahre 1852 einen Preis von 1000 Drachmen für die beſte Dichtung aus. Ein Verein von gelehrten und kunſtſinnigen Männern der Univerſität übt das Preisrichteramt, aus deſſen Mitte ein Sprecher auf der Aula jeden 25. Mai über die zur Bewerbung eingeſendeten Dichtungen einen kritiſchen Bericht öffentlich erſtattet und den Dichter, der den Preis errungen hat, nennt. Zum erſten Male überreichte der König ſelbſt dem Dichter Zalakoſta für ein epiſches Gedicht „Miſſolungi“ den Lorberkranz. Während meiner Anweſenheit war es kein Geheimniß mehr, daß 13 Dichtungen um den Lorber rangen, darunter 3 lyriſche Gedichte von einer Dame, 2 Dramen: „Jephta“ und „der Türke und der Seefahrer“. Unter den übrigen, ſich der epiſchen Form nähernden, bezeichnete man „die Hochzeit des Alexander“ als das

ohne Vergleich bedeutendſte Gedicht, welches aber den Preis nicht erhalten konnte, weil es in populär griechiſcher Sprache geſchrieben iſt und die Bedingung beſteht, daß nur ein Gedicht in der reinſten Schriftſprache den Preis erhalten könne.

Es ſind drei Richtungen, die ſich in der modern poetiſchen Literatur Griechenlands geltend machen: die eine eifert der antiken Form nach, ſie erkennt Gedichte der alten Welt als einziges Muſter an, und redet zu der gebildeten Welt. Die Modernen borgen vom Volke den markigen, neuen Ausdruck, der ihm und der Bildung zugleich verſtändlich iſt. Der größte moderne Dichter Griechenlands, den es ſeinen Dante nennt, ſchrieb wie wir bereits bemerkt haben, im joniſchen Dialekte. Zwiſchen beiden Richtungen halten Diejenigen eine ſchwankende Mitte, welche deren Vortheile zu vereinigen ſtreben, ohne die volle Gunſt der einen, oder der andern zu gewinnen.

Gewiß iſt es, daß die in den Bergen von den Klephten frei geſungenen Lieder, noch immer die der gebildeten Dichter an Kraft und Naivität, an Herbheit und Süßigkeit übertreffen.

Die Richtung der neugriechiſchen Poeſie iſt eine vorzugsweiſe lyriſche und epiſche und ſtrebt nazional zu ſein. Am ſparſamſten iſt das Drama vertreten und meiſt aus dem Grunde, weil Griechenland, von deſſen antiker Bühne die ewigen Tragödien ausgingen, kein Theater hat. Jedes griechiſche Weib würde ſich für entehrt halten, auf der Bühne zu erſcheinen, wie auch in der alten Welt keines, ſelbſt nur vor derſelben als Zuſchauerin erſchienen iſt. Jeder Mann hielte es unter ſeiner Würde, als Schauſpieler aufzutreten, und ſeine Freiheitskämpfer durch Knaben dargeſtellt zu ſehen, würde ihm lächerlich vorkommen. So ernſt und keuſch in dieſer Beziehung ſich der nazional ſtolze Charakter auch darſtellt, iſt doch die Kunſt die Blüte jedes Volksthumes.

Bis jetzt erfreuen nur italieniſche Opernſänger die Athenienſer. Die Opern in griechiſcher Sprache ſingen zu laſſen, wäre ein Beginn; ein Heranziehen von italieniſchen Schauſpielern würde die Griechen an das Drama gewöhnen und allmälig das Vorurtheil, ſelbſt die Bühne zu betreten, verſchwinden machen. Darſtellende Talente

fänden Anregung und würden auftauchen, mit ihnen Poeten, die sich jetzt mehr zur epischen Dichtung hinneigen, sich für das Drama begeistern. Wenn es schon Christine von Schweden und in unserer Zeit der König von Preußen versuchten, antike Tragödien aufzuführen; so wäre ein solches ästhetisch anachronistisches Behagen nirgend natürlicher als in Athen, wo die Szene der Dramen noch dieselbe ist, wie vor dritthalbtausend Jahren. Die Fantasie der Dichter, wie des Volkes wäre angeregt, nur müßte ein rasches Ergreifen moderner, historisch griechischer Stoffe, heiterer Darstellungen aus dem Volksleben selbst, bald folgen, um ein nazionales Theater zu schaffen.

Uebersetzungen von fremd sprachlichen Dramen wären wenigstens Anfangs, wenn sie nicht von Heroen der daramatischen Kunst herrühren, fern zu halten.

Eines Tages beehrte mich der Dichter Zalakosta mit seinem willkommenen Besuche. Er ist auf den Bergen von Epirus, unfern Janina im Jahre 1806 geboren und Kapitän im Quartiermeisterstabe der k. griechischen Armee. Außer dem bereits genannten, errang noch ein zweites Gedicht von ihm den Lorber „die Armatolen und die Klephten" das mit den schönen Worten anhebt:

„Ich durchbreche die Finsterniß eines Jahrhunderts, ich will zeigen die Stapfen der Sklaverei auf dem heiligen und geweihten Boden von Epirus. Zeit und Tod ihr Zerstörer der Welt und ihr Jäger des Lebens öffnet vor mir einen doppelten Reichthum: eure geheimnißvollen Thaten und eure kalten Gräber."

Wie dieses epische Lied athmen alle Gesänge des Dichters Liebe und Begeisterung für das Vaterland, Haß und Zorn gegen Knechtschaft, die immer wieder aus seinen nazionalen Stoffen, die er wählt, hervorleuchten und seinen Namen berühmt machen.

Herr Zalakosta will vom Volke, in dessen Sprache er schreibt, verstanden werden und wählt wie Solomos zuweilen die Dialektsprache, so in seinem epischen Liede „der Fall Konstantinopels" und „Fotos und Frosso." Seine hellen Augen fangen zu leuch-

ten an und die feinen ſchmalen, ſich rötenden Wangen laſſen mehr Jugend in ihm aufleuchten, als ſein ſchon graues, ſchlicht anliegendes Haar vermuten läßt, wenn er von Poeſie und Sprache redet.

„Die griechiſche Sprache hat durch den Lauf der Jahrhunderte ihren antiken Glanz verloren; aber immer blieb ſie die echte Tochter der antiken Sprache, wenn ſich ihr auch durch die fremde Herrſchaft und durch die reiſenden Kaufleute fremde Wörter beimiſchten. Unter dem Landvolke, zumal auf den Bergen war die Sprache derber, aber reiner als in den Städten. Während der langen Zeit der Sklaverei fehlte den Griechen Alles: Waffen, Feſtungen, Anſehen, Wiſſenſchaften und all dies erhielt von dem Machthaber die Benennung in ſeiner Sprache. Alles aber, was er nicht uſurpiren konnte: der Himmel, die Erde, das Meer, Bäume und Früchte, Blumen und Thiere behielten ihre antiken Namen bei. Es wurden verſchiedene Dialekte geſprochen, die nicht ſtark von einander unterſchieden waren. Die Erhebung des Volkes im Jahre 1821, welche den Sklaven die Freiheit und ein Vaterland gab, mußte auch auf ihre Sprache einen reinigenden Einfluß üben. Heutzutage ſpricht das freie Griechenland eine ſchöne, ausdrucksvolle Sprache; befreit von Fremdwörtern, iſt ſie reich durch ihre eigene Kraft und geſchmückt mit antikem Zauber. Dieſe Sprache iſt die der Dichter und der Journaliſten, ſie war bereits die aller Schriftſteller. Da tauchte im Jahre 1853 die Laune des Dichters Panagiottis Suzzo auf, die griechiſch antike Sprache wieder lebendig zu machen, indem er alle ihre Wendungen und Wortfügungen in einer eigens geſchriebenen Grammatik empfahl. Es gelang ihm, der Muſe pedantiſche Augengläſer aufzuſetzen und ſich als das Haupt einer neuen Schule zu erklären. Man lachte. Wie aber das Neue, wenn es kühn vorgetragen wird, und durch Geiſt zu blenden weiß, immer ſich Jünger zu erwerben verſteht, ſo ergriff namentlich einige Profeſſoren der Univerſität, eine epidemiſche Luſt ſo zu ſchreiben, daß, wenn ſie mit denſelben Redensarten im geſellſchaftlichen Leben ſprächen, man ihnen ins Geſicht lachen würde. Wir wollen nicht die Dialektſprache zur allgemeinen erheben, wiewohl ſie die Sprache des Her-

zens und des Gefühles ist, eignet sie sich doch nur für kleinere Gedichte, die sich gerne der Musik fügen, für das Lied. Aber wozu nützt ein Buch mit dem trefflichsten Inhalte, wenn das Volk es nicht versteht? Die Mode wird vorübergehen, wenn nur die Dichter und Journalisten nicht aufhören, die Richtung, welche die Sprache zur Zeit des Befreiungskrieges genommen hat, zu verfolgen und die Sprache des Volkes, durch langsame Entwickelung zu erheben. Die Frage wäre lange schon entschieden, welcher Weg der richtige sei, aber der Einsichtvollen sind wenige und entbehren einer einheitlichen Leitung. Die neue Schule hat einen berühmten Namen an der Spitze und der Dichter Solomos, der allein eine ganze Schule ist und seinen Ruhm in der Volkssprache sich ersungen hat — schweigt."

Zu diesem Kampfe, den fast jede Literatur aufzuweisen hat, gesellt sich aber in Griechenland ein für die Dichter namentlich nachtheiliger Mangel, daß sich kein Buchhändler findet, der ihre Schriften verlegt. Die Dichter, deren Gesänge gekrönt wurden, mußten sie, um ihnen einige Verbreitung zu verschaffen, auf eigene Kosten drucken lassen. Zudem ist die griechische Gesellschaft „seelenlos für den Dichter" er muß seine Lieder verschenken, um — gelesen und — keiner Aufmunterung theilhaftig zu werden. Zalakostas episches Lied „die Armatolen und die Klephten" ist ins Italienische übersetzt und würde es wohl verdienen, den Deutschen es anzueignen. Er selbst kennt nur einen deutschen Dichter, aber für den er begeistert ist — Schiller, in französischer Uebersetzung! Ich rieth ihm, da er sich schon einer Uebersetzung bedienen müsse, zu der in italienischer Sprache von Mafei, um unsern Dichter besser würdigen zu lernen.

Ich hatte die Freude noch oft mit Zalakosta zu verkehren, der mir jedesmal den wohlthuenden Eindruck einer edlen, nazionalen Gesinnung, einer schönen Menschlichkeit und poetischen Begeisterung, welche Saite in ihm eben zu tönen begann, hervorrief.

Am Tage meiner Abreise brachte er mir einen hölzernen Becher, den ein junger Mensch aus Akarnanien, ein entschiedenes Talent für Plastik, geschnitzt hat. Adler und Greife von eher-

giſchem Ausdrucke ſind kunſtreich auf dem Becher erhaben geſchnitten, und enden und beginnen in den geſchmackvollſten Arabesken.

„Nehmt den Becher“, ſagte Zalakoſta, indem er mir herzlich die Hand zum Abſchiede ſchüttelte, „und wenn Ihr an die kaſtaliſche Quelle auf Eurer Reiſe kommt, ſchöpft mit ihm aus derſelben und trinkend denkt an Zalakoſta.“

Kolonos.

Die Ebene von Attika. — Sophokles Geburtſtätte. — Ein Chorgeſang im Oedipos. — Ottfried Müllers Grabſtelle. — Vandalismus.

An einem ſonnigen Morgen ging ich zur Stadt hinaus in die ſchöne Ebene, um den Olivenhain und den Zypreſſengarten zu beſuchen, in welchem die Akademie des Platif ſich befand. Die Oelbäume gaben angenehmen Schatten, kein Nachtigallengeſang, wie einſt im Alterthume, war hier zu vernehmen, nur, wie ihn Sophokles nennt, der „nomadiſche“ Kephyſſos blitzte ſilbern da und dort auf, wie er eben durch den Gau von Kolonos ſich windet. Gräber und Strauchwerk umgeben einzelne Gärten, in denen Weinſtöcke, noch nicht grün, wie ſchwarze Schlangenklumpen lagen, oder Gemüſe angebaut war. Nur wenige Arbeiter, meiſt Frauen waren in dieſen Gärten beſchäftigt, ſelten begegnete mir eine Gruppe, oder ein einzelner Menſch, der nach Athen ging. Mehrere Eſel auf denen Frauen, ihr Kind vor ſich haltend, ſaßen, wurden von Männern geführt oder nur begleitet. Es war Sonntag, und die mir ſo begegnenden Familien zogen zur Kirche. Sonſt war es ſtille und trotz des Sonnenglanzes traurig in der Landſchaft und die Einſamkeit, die über ſie ausgebreitet war, erhöhte noch eine feierliche Stimmung.

Ich näherte mich dem antiken Hippios Kolonos, dem Geburtsorte des Sophokles, wo er die tragiſchen Schrecken ſeines „Oedipos ſpielen läßt.“

Er verherrlichte dieſe ſeine Geburtſtätte mit einem der ſchönſten Chorgeſänge. Als ihn ſein Sohn Jophon der Schwachſinnigkeit anklagte, um ihm die Verwaltung ſeines Beſitzes zu entreißen, unterließ Sophokles jede Vertheidigung und las den Richtern nur dieſen Chorgeſang vor. Dieſe von der Schönheit der glanzvollen Dichtung ergriffen, geleiteten ihn im Triumphe nach Hauſe.

Ich beſtieg den Hügel, auf dem eine kleine weiß und weithin ſchimmernde Kapelle gebaut iſt, und ſetzte mich vor dieſelbe hin. So ſah ich denn das einſt Götter- und Heroenbevölkerte Land vom Berge Parnaß, vom Hymettos und Likabet in weitem Halbkreiſe begränzt. Vor mir lag Athen, aus der ſich die Akropolis mit ihren erhabenen Säulenreſten erhob. Hinter ihr ſchimmerte das blaue Meer und erhoben ſich aus ihm die Felſenufer von Salamis. Wie fern auch all das, ſchien es durch den durchſichtigſten glanzvoll bebenden Aether doch ganz nahe gerückt.

Wer ſich jenes Chorgeſanges des Sophokles erinnert, wird merken, wie er in meine Gedanken hineinſpielend mir ein Lied an Hellas eingab.

Eine kleine Strecke vor mir erhob ſich ein zweiter Hügel, auf dem ein weiß marmornes Monument die Gebeine Ottfried Müllers deckt. Ein ſchöneres Grab kann einem begeiſterten Freunde des griechiſchen Alterthums nicht zu theil werden. Rings umher blüht rotblau, die ſchon von Homer beſungene, altgriechiſche Todtblume und ſtark duftender Quendel.

Schmerzlich aber war mir der Anblick des Monumentes in der Nähe. Tauſend ſchwarze Punkte und Flecke bedeckten es, als hätte der Mutwille das Monument zur Zielſcheibe gewählt und nach ihm mit Schrotkörnern geſchoſſen. Da und dort iſt ein Stück losgebrochen, einzelne Buchſtaben der altgriechiſch abgefaßten Inſchrift zerſtört; dafür mancher Namen eines vandaliſch Reiſenden eingemeißelt. Eine Einfriedigung gebietet die Pietät.

An Hellas!

Glanzvolles Kolonos!
Ein Fremdling hab ich pilgernd Dich erreicht,
Wo ſchlummerlos Kephyſſos Woge ſchleicht
Und blaulig grün die Oelbaum-Waldung ſproß.

Hier weilten Muſen gern,
Und lenkte Aphrodite ihr Geſpann;
Hier ſaß Dein edler Dichter, ſang und ſann
Bei Nachtigallenliedern nah und fern.

Des Krokos goldner Glanz,
Noch ſind dir die Narziſſen nicht geraubt;
Wo aber iſt der Göttin blondes Haupt
Es zu umwinden mit dem blauen Kranz?

Roßprangend Land!
Dein edelſter, dein Weltruhm jagt nicht mehr
Mähnenumflattert, ſtolz auf dir einher,
Poſeidons mutiges Geſchenk verſchwand!

Der Berge Schönheit nur,
Dir blieb das glorreich aufgerollte Meer,
Und drauf der Schiffe leicht beſchwingtes Heer,
Dir blieb des Himmels ſtrahlender Azur!

Dein iſt der Mythe Glanz!
Dein der zerbrochnen Tempel Säulenſchaft;
Und größer ſind ſie, noch ruinenhaft,
Als Alles, was auf Erden prunkt als ganz.

Und Deiner Söhne Mut,
Vergaß er, was die Termopylen ſind?
O, jede Blume ſprießt, gewiegt vom Wind,
Aus dem für Freiheit hier vergoßnem Blut.

Es ſteigt ſichtbarer Duft
Aus ſolchen Blumen in der Sommernacht,
Von bleichen Funken eine weiße Pracht,
An Geiſter mahnt ſie, ruhend in der Gruft.

Neuhellas! als dein Sohn
Sank in des Hades Finſterniß,
Die Helden grüßten ihn von Salamis,
Als ebenbürtig die von Marathon.

Und kommen wirſt du einſt
Glanzvollſter Tag, den Hellas ſchon geſehn,
An dem du, die getrennt und ferne ſtehn
Zu einem glorreich großen Volk vereinſt.

Wie tauſend Adler wird
Es dann die Flügel dehnen ſeiner Macht —
Die in Byſanz verſunkne Kronenpracht,
Ich ſeh ein Haupt mit ihrem Glanz geziert.

Beim österreichischen Gesandten.

Der Bibliothekar des Eskurials. — Chemische Untersuchung von Tempelsäulen. — Ein französischer Offizier geraubt. — Ein abgesetzter Pfarrer. — Cubba. — Todtenblumen zu Branntwein benutzt. — Griechische Zustände. Rührendes Leichenbegängniß.

Ich hatte die Freude, zu Athen in der Person des österreichischen Gesandten, den Freiherrn von Walter zu begrüßen, dessen interessante Bekanntschaft ich viele Jahre früher in Neapel gemacht hatte. Leider war seine Stimmung durch andauernde Kränklichkeit niedergedrückt; nichtsdestoweniger versammelte er einen Kreis geistvoller Männer um sich, in welchem er seine Leiden zu vergessen schien und immer heiter mittheilsam wurde.

Wir waren eines Abends in seinem Salon und ließen uns von seinen Reisen, fast auf der ganzen gebildeten Erde erzählen. Ergreifend war die Schilderung seiner Besteigung des Piks von Teneriffa, anziehend die seiner Reise nach Rio Janeiro. Am meisten fesselten uns die Bilder des Eskurials, und merkwürdig war der Griff, den Baron Walter mit Bewilligung des ihn begleitenden Mönchs in der Bibliothek that.

Als er in die weitläufigen Räume trat, standen fast alle Bücher mit den Schnitten nach außen. Auf die an den begleitenden Mönch gerichtete Frage, wie er ein Buch finde, gab er die naive Antwort: „Es hat seit den Jahren, die ich der Custode

bin, noch niemals Jemand ein Buch verlangt.“ Und auf die Frage, ob er ſelbſt nicht zuweilen läſe? „Niemals, lieber Herr! Mein frommer Glaube, den die heilige Jungfrau mir rein bewahren möge, könnte irregeleitet werden.“

In einem der Säle lag auf der Erde ein kleiner Berg von Büchern und Papieren; Staub und Spinnen hatten ein ſchützendes Dach über dieſelben gelegt. Baron Walter fragte, ob er etwas von den Büchern zum Andenken mitnehmen könnte? „Nehmt lieber Herr!“ Die Hand war eine glückliche; ſie zog das Manuſkript von Lopez de Vegas „der Stern von Sevilla“ und die Originalinſtrukzion für die Inquiſizion vom Kardinal Ximenes hervor. Er verehrte Beides ſeinen Freunden: das Drama dem Dichter Zedlitz, die Inſtrukzion dem Orientaliſten Hammer-Purgſtall.

Einen intereſſanten Geſprächſtoff bot eine chemiſche Unterſuchung des anweſenden Profeſſors Herrn Landerer, die einen langen Kampf entſchied. Die Archäologen wollten aus der braungoldenen Farbe der Tempelſäulen in Athen erkennen, daß die Alten nicht blos die Kapitäle, ſondern auch die Säulen polychromiſch bemalten. Schon Faraday meinte, es könne die braune Färbung von Eiſen herrühren. Die genaue Unterſuchung Landerers ſtellt unwiderleglich dieſe Farbe für eine Oxydirung des Eiſens, das in jedem Marmor vorhanden iſt, dar. Er wiederholte die hier im Laufe der Zeiten ſich langſam ergebende Thatſache durch ein einfaches Experiment, indem er weiße Marmorſtücke mit Salpeterſäure benetzte, die, einige Zeit der freien Luft ausgeſetzt, dieſelbe braune Färbung zeigten, wie die Säulen des Theſeustempels. Die freiliegenden Marmorſtücke am Pentelikon ſollen dieſelbe Farbe, wie die Säulen an den Tempeln zu Athen zeigen.

Als ich den Wunſch ausſprach, die nur drei Stunden entfernten Marmorbrüche des Pentelikon zu beſuchen, überhaupt einen Ausflug in das Innere des Landes zu machen, rieten mir die Herren ernſtlich davon ab, indem ein ſolcher Ausflug für einen Einzelnen nicht ſicher ſei.

Es wurde erzählt, daß ein franzöſiſcher Offizier, nur von einem Diener begleitet, ſich vor Kurzem in die Berge entfernt

habe und von Räubern entführt worden sei. Diese forderten in einem Briefe an den französischen Kommandanten in Pyräus ein Lösegeld von 20,000 Frcs., an einen bestimmten Ort hinterlegt, worauf sie den Gefangenen freigaben. Durch die in Griechenland mitempfundene Aufregung des türkisch-russischen Krieges war die Sicherheit des Landes für einige Zeit gefährdet, selbst in der Hauptstadt. Der Gesandte ließ mich jedesmal, wenn ich spät Nachts aus seinem Theezirkel heimkehrte, durch seinen Gensd'armen begleiten.

Die Absetzung des katholischen Pfarrers in Pyräus durch den Bischof von Syra beschäftigte eben die Gesellschaft von Athen. Der französische Gesandte glaubte hinter eine Verschwörung in Athen gekommen zu sein: daß die Griechen nämlich in der Charfreitagnacht alle Katholiken erschlagen wollten. Um seinem Berichte Nachdruck zu geben, forderte er den Pfarrer, einen österreichischen Italiener, auf, ein die Thatsache bestätigendes Zeugniß zu geben. Padre Constantino, dem von einer Feindseligkeit zwischen Griechen und Katholiken nichts bekannt war, der vielmehr von dem guten und freundlichen Zusammenleben der Beiden zu sprechen wußte, verweigerte eine Aussage, die den diplomatischen Bericht bestätigen sollte. Kurze Zeit darauf wurde der Pfarrer von seinem Bischof, welcher der, die Katholiken besonders beschützenden Macht natürlich geneigt ist, abgesetzt und ein neuer an seine Stelle eingeführt. Der österreichische Gesandte verweigerte konsequent, den neuen willigeren Mann bei sich zu empfangen. Ohne Unterstützung von österreichischer Seite wäre Padre Constantino geradezu dem Hunger preisgegeben gewesen.

Dr. Lindemayer, der Leibarzt der Königin, lenkte das Gespräch vom politischen Gebiete ab durch eine Mittheilung seiner naturhistorischen Beobachtungen auf der Insel Euböa. Er beklagte im Allgemeinen, wie wenig noch das Land rücksichtlich seiner Boden- und Kulturzustände gekannt sei; griechischer Fleiß wäre aber nicht die Wünschelruthe, um sich des möglichen Reichthums zu bemächtigen. Er meinte, durch eingehende Darstellungen könnten die Blicke der Industriellen „von Europa her" auf Griechenland gelenkt wer-

den, und wenn auch nicht abhold den archäologiſchen Forſchungen und den großen Erinnerungen wäre es gut, wenn auch Reiſende kämen, die, allenfalls um Mythe und Geſchichte völlig unbekümmert, dem Grund und Boden ihre volle Aufmerkſamkeit zuzuwenden verſtünden.

Es wurde mitgetheilt, daß eben eine ſardiniſche Geſellſchaft ſich an die Kammer gewendet habe um das Recht, die bisher völlig unbenutzte Zwiebel des Asphodelos — der antiken Todtenblume, die nach Homer ſelbſt im Hades blühte — zur Liqueurfabrikazion ausbeuten zu dürfen.

Als die Bemerkung aufgeworfen wurde, daß etwa dreißig in Athen erſcheinende Zeitungen, Bücher und Broſchüren hinlängliche Kunde über Land und Leute gäben, wurde dagegen eingewendet, daß dieſe Stimmen nicht weit über das Königreich ſelbſt hinausdrängen, ſchon weil die Sprache derſelben keine Weltſprache ſei; daß es hingegen im Intereſſe Derer liege, die eine ſolche reden, oder in ihr ſchreiben, die allerdings noch in der Entwickelung liegenden Zuſtände beſtens zu verleumden. Der Fortſchritt iſt überall hin erkennbar, und wenn er nicht ſo gewaltig und ſo raſch iſt, wie ihn die Ziviliſazion wünſchen muß, ſo läge die Schuld gerade an Denen, die dieſen Vorwurf am Lauteſten erheben. Griechenland iſt zu klein und müßte wenigſtens ſeine Grenzen ſo weit ausdehnen, als England ſie dachte, ſo lange man einem Koburg das Königreich verleihen wollte.

Dr. Lindemayer, ein Schüler Okens, iſt durch eine gelehrte Arbeit in der Iſis über die Vögel Griechenlands bekannt geworden und theilte uns manchen intereſſanten Vergleich mit, den er zwiſchen den Vögeln des Ariſtoteles und den jetzt in Griechenland lebenden zieht. Die wiſſenſchaftliche Welt wird dieſer naturhiſtoriſchen Studie ſich bald zu erfreuen haben.

Anziehend waren mir manche Mittheilungen aus dem Volksleben, umſomehr als ich von dieſem, aus Unkenntniß der neugriechiſchen Sprache, völlig geſchieden war.

Der Grieche begreift nicht, wie man Jemanden in ſeinen Rechten dem Andern nicht gleich halten könne. Im Himmel ſei das

freilich anders, da könne nur der Grieche selig werden. Die im Auslande reisend, sich Fürsten und Grafen nennen, führen diese Titel in der Heimat gar nicht, oder höchst selten. Der Grieche kennt noch von der türkischen Herrschaft her keinen Adel und keinen Ständeunterschied. Die einfachste und mäßigste Lebensweise ist ein charakteristisches Merkmal des griechischen Familienlebens.

Rührend war die Schilderung eines Leichenbegängnisses, das einer der Anwesenden in einem griechischen Dorfe mit angesehen hatte: Eine Mutter trug ihr todtes Kind, weiß angethan, weinend zum Begräbnißplatze. Ein griechischer Pope folgte mit dem Kreuze in der Hand, mit dem er zuweilen einen neben ihm gehenden, mit einem Holzbündel beladenen Esel antrieb. Die Popen sind sehr arm und treiben, wie einst die Apostel, meist ein Handwerk neben ihrem heiligen Berufe. Der eben erwähnte war ein Tischler und verband so den heiligen und profanen Beruf in naivster Weise. Niemandem, wo die Gruppe vorüberzog, wandelte ein Lächeln an.

Schulen.

Künſtlerpreiſe. — Die Maler Vitalis, Pollak und Pig. — Gypsabgüſſe. — Der äginetiſche Apoll. — Ein alter Bekannter. — Ein Mädcheninſtitut.

Wie der Poeſie und Wiſſenſchaft an der Univerſität von patriotiſchen Griechen Preiſe gewidmet ſind, ſo hat auch ein reicher Kunſtfreund, Herr Kontoſtavlos, zweitauſend Drachmen für das beſte Oelgemälde, das beſte plaſtiſche und architektoniſche Modell beſtimmt.

Die Regierung läßt es ebenfalls nicht an Stipendien und Auszeichnungen fehlen, um die Kunſt und die techniſchen Fächer zu fördern. Das Inſtitut der polytechniſchen Schule, unter der Leitung des tüchtigen, kunſtliebenden und ſchaffenden Direktors Kavtanzoglou geht einer ſchönen Entwickelung entgegen. Wenn bis jetzt auch noch keine Künſtler von Ruf aus dieſer Schule hervorgegangen ſind, ſo reift doch unter den hundertundfünfzehn Schülern, die ſie im Jahre 1856 zählte, manches ſchöne Talent heran.

Dem Inſtitute iſt das Haus, wo die Regentſchaft ihren Sitz hatte, geweiht. Einen Stock hoch, macht es in ſeinem etwas vernachläſſigten Aeußern keinen beſondern Eindruck, namentlich wenn man früher die Univerſität und die Sternwarte geſehen hat. Das Gebäude enthält die Lehrſäle für die verſchiedenen Fächer der Kunſt und der Technik und die theils vollendeten, theils im Werden begriffenen Arbeiten.

Die Richtung, die den jungen Künſtlern gegeben wird, iſt, wie billig, eine nazionale.

Als bedeutend fielen mir die Arbeiten zweier Brüder Vitalis auf. Eine von ihnen ſtellte einen Arnauten dar, der, hinter einem Felsblocke ſtehend und in die weite Landſchaft hinausſpähend, die Augen vor der Sonne mit der Rechten ſchützt und mit der Linken nach der neben ihm ſtehenden Flinte greift. Der Feind wird der Kugel nicht entgehen, ſo ſcharf und ruhig iſt der Blick, ſo zornig das Kinn emporgeworfen und ſo ſicher der Griff nach der Flinte. Friedlicher iſt das Bild des andern Bruders: in einer griechiſchen Landſchaft ein Flöte ſpielender Hirtenknabe. Ich wurde an den berühmten Hirtenknaben meines Vetters und Landsmanns Leopold Pollak gemahnt, den er während meines Aufenthaltes in Rom vor Jahren vollendet hat und der durch Kupferſtich und Lithographie ein ſchönes Eigenthum aller Welt geworden iſt.

Auffallend iſt es, daß kein Künſtler einen längern Aufenthalt in Griechenland nimmt; die meiſten, und es kommen nicht viele, ſind nur flüchtige Gäſte. Wenn auch die Geſchichte Griechenlands, ſelbſt die neueſte, vielfach dargeſtellt iſt, ſo gewährt die griechiſche Landſchaft, das ſie belebende Genrebild eine reichſte Mannigfaltigkeit, die noch gar nicht genug ausgebeutet iſt. Keine öffentliche, oder private Galerie Wiens z. B. hat griechiſches Leben in Bildern aufzuweiſen.

Ich fand nur einen fremden Maler in Athen, der ſeit einem Jahre daſelbſt anſäßig iſt, Herrn Franz Anton Pig aus Gries in Tyrol. Von Sr. Heiligkeit dem Papſte für ein allegoriſches Gemälde „der Triumph der Kirche“ ausgezeichnet, hatte er eben, im Auftrage der kunſtliebenden Königin von Griechenland, für eine Kapelle in der Nähe Athens die Geburt, die Auferſtehung und die Himmelfahrt vollendet. Mit einem Altarblatte für die Kapuzinerkirche in Syra, die Taufe Chriſti darſtellend, war er eben beſchäftigt.

Das Muſeum der Schule zeigt in Gyps die ſchönſten Statuen und Gruppen aus dem Palazzo burbonico, ein Geſchenk des Königs von Neapel. Das britiſche Muſeum, das ſehr freigebig war, Abgüſſe des Akropolisraubes in faſt alle Muſeen Europa's

zu senden, verschonte das griechische mit einer den Engländern nicht ehrenvollen, den Griechen aber gewiß schmerzlichen Erinnerung.

Nicht so verschämt war der Besitzer des äginetischen Apolls. Ich grüßte wieder hier sein süßfades Lächeln, seine ich glaube von Pompeo Marchesi restaurirte Steifheit in Gyps. Ob diese Statue ein Horus oder ein Apollo sei, darüber entspann sich seiner Zeit in den von mir redigirten „Sonntagsblättern" ein kunstkritischer Streit zwischen Hammer-Purgstall und Prokesch-Osten.

Wir besuchten noch das Mädcheninstitut des Herrn Apostolos Arsakis, eines in Bukarest ansäßig griechischen Arztes. Auch er ist einer von jenen außerhalb des Königreiches lebenden, vaterländisch gesinnten Männern.

Die Gründung dieses Institutes hatte aber noch eine andere Veranlassung. Herr Arsakis sandte seinen einzigen Sohn, zu dessen Ausbildung nach Paris und hatte später Grund, ihm einen scharfen Brief wegen leichtsinniger Lebensweise zu schreiben. Der Jüngling, dessen Ehrgefühl noch stärker als sein Leichtsinn war, erschoß sich, und der Vater widmete zu seinem Andenken das Erbtheil, das ihm einst zufallen sollte, 350,000 Drachmen, zur Gründung des Erziehungsinstitutes. Das Gebäude ist palastartig. Eine bedeutende Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen unterrichtete, zur Zeit meiner Anwesenheit, vierundachtzig Mädchen, die im Hause wohnen und völlig versorgt werden, und vierhundert, die nur am Unterrichte theilnehmen. Die geistvolle Vorsteherin veranlaßte, um mich die Lehrmethode kennen zu lehren, kleine Prüfungen in den einzelnen Sälen. Die Kinder waren trefflich unterrichtet. Die blanke Ordnung des Hauses war eine wohlthuend heitere.

Rangabé.

Der k. Miniſter des Auswärtigen. — Uhland und Rückert. — Das deutſche und das wirkliche Athen. — Schlacht von Lepanto. — Der Volksverführer. — Der Bladika von Montenegro. — Goethe und Schiller neugriechiſch. — Proſodiekampf. — Nazionale Dichter. — Theater. — Biografiſches.

Herr Kavtanzoglou hatte die Freundlichkeit, mich dem Dichter Alexander Rizos Rangabé vorzuſtellen.

Unfern des Palaſtes auf einem freien Platze traten wir in ein Haus, das wie alle neuen Häuſer Athens, wenn man ſie von der Straße aus betritt, einen Garten, oder ſonſt verzierten Vorplatz hat. Es führte eine mäßig hohe, freie Treppe empor in ein Vorzimmer, aus welchem wir in einen kleinen Saal gelangten, der durch die einfachſte Einrichtung ausgezeichnet war. Ein Diener, der ſich hier aufhielt, meldete uns und öffnete die Thüre eines Kabinetes, das, ebenſo einfach wie der Saal eingerichtet, auf einem Tiſche Papiere und Bücher und einen Schreibtiſch mit gleichen Gegenſtänden ſehen ließ.

Herr Kavtanzoglou trat, da es kühles Wetter war, im Mantel ein; ich ſelbſt, ſeinem Beiſpiele folgend, ohne den Ueberrock abzulegen. So einfach und ohne Zeremonie war der Beſuch.

Hinter dem Schreibtiſche hervor trat ein kleiner hagerer Mann mit blondgrauen Haaren und hellen blauen Augen.

Ich ſtand vor Sr. Exzellenz, dem Miniſter des k. Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten.

Nachdem Herr Kavtanzoglou mich mit einigen griechiſchen Worten vorgeſtellt hatte, reichte mir Herr Rangabé freundlich die Rechte und redete mich gewandt in deutſcher Sprache an: „Sie kommen aus dem Vaterlande Uhlands und Rückerts; ſeien Sie mir herzlich willkommen!“

Ich freue mich, eine Erſcheinung im wirklichen Athen wieder zu ſehen, die uns im deutſchen an der Ilm erfreute: ein Dichter, der Miniſter iſt und den Spruch Schillers verwirklicht: Es ſoll der König mit dem Dichter gehen.

„Sie huldigen der epiſchen Muſe? Meines Wiſſens hat, außer Ihnen noch kein Dichter die große Schlacht mit den kleinen Folgen in unſerem Golfe von Lepanto beſungen.“

Doch Exzellenz, der —

„Sagen Sie Herr Rangabé, da ich gern vorausſetze, daß Sie den Dichter und nicht den Miniſter zu beſuchen gekommen ſind.“

Der ſpaniſche Dichter der „Aurakana“ widmet der Schlacht einen ganzen Geſang.

„Sie lieben die Helden zur See und ſchildern das Meer mit Vorliebe. War es dankbar und Ihnen günſtig?“

Bis zum Kap Matapan. Doch als ich Europa verließ, begann ſein Zorn. Sie ſehen, ich ſpreche ſchon, wie die Athenienſer, die ſich nicht mehr zu den Europäern zählen.

„Die frühere morgenländiſche Herrſchaft brachte ſo viele Sitten und Gebräuche in unſer Land, daß wir uns außer Europa fühlen mochten. Sagen Sie nicht auch in Oeſterreich „draußen“, wenn von Deutſchland die Rede iſt?“

Ich ſtaune über Ihre Kenntniß dieſes lächerlichen Ausdrucks.

„Ich ſtudirte in München und da machte ich die Bekanntſchaft manches Oeſterreichers.“

Ich habe es zu beklagen, nicht der neugriechiſchen Sprache kundig zu ſein, und ſo kenne ich nur eines Ihrer Werke, die Satire: „Die Hochzeit des Kutrulis“, die Sanders verdeutſcht hat.

„Ich habe ſo eben die Mittheilung erhalten, daß auch einer Novelle von mir, „der Fürſt von Morea“, die Ehre zu Theil wird, in die Sprache Leſſings übertragen zu werden.“

Was Sie bescheiden als eine Gunst ansehen, scheint mir nur eine erwiedernde Dankbarkeit, nachdem Ihre griechischen Uebersetzungen vieler Gedichte von Goethe und Schiller berühmt geworden sind.

„Es ging mir damit leichter, als mit der Uebersetzung des Euripides und des Homer, wenigstens kampfloser. Ich wagte es, die Odyssee in Hexametern zu übersetzen, die aber nicht der antiken Prosodie huldigen, sondern dem Akzente der neugriechischen die Quantität der alten Sprache opfern. Es entstand ein literarischer Kampf darüber, der noch nicht ausgefochten ist, wiewohl mein Beispiel immer mehr Nachahmung findet."

Herr Rangabé holte aus einer Bücherſammlung, die neben seinem Schreibtische stand, zwei Bände seiner Dichtungen hervor, die vor zwei Jahrzehnten unter dem Titel: „Diaphora poiemata" erschienen sind. Seinen Namen einschreibend, verehrte er sie mir zum Andenken. „Wenn Sie einen Freund haben, der griechisch und deutsch liest, so lassen Sie sich, da Sie das Epische mehr angeht, mit dem Gange und einigen Stellen meines Gedichtes: „Der Volksverführer" bekannt machen. Der Held gehört der neueren Geschichte an, es ist der montenegrinische Mönch, der unter Katharina II. lange die Rolle des Zaren Peter III. spielte."

„Denselben Stoff behandelte der verstorbene Bladika von Montenegro, aber dramatisch. Sein Trauerspiel, über das ich von ihm einen charakteristischen Brief besitze, ist von erschütternder Wirkung. Es liefert mir diese Thatsache wieder den Beweis, daß es keinen vorbestimmt epischen, oder dramatischen Stoff gebe. Das Genie des Dichters entscheidet. Wir wissen, daß Goethe lange Zeit in Gedanken den Wilhelm Tell episch formte, bis er ihn Schiller überließ, der ihn zum Helden eines unsterblichen Dramas machte.

„Wir müssen es in allen Formen versuchen, das Nazionalgefühl zu wecken, das erwachte lebhaft zu erhalten. Nur der nazionale Dichter kann gelten, er verhöhne, wenn er nur vaterländisch fühlt, wie unser Sutzos, Helden und Volk, oder er begeistere es, wie Solomos durch seinen Freiheitsgesang."

Wäre darum und vor Allem ein griechiſches Theater nicht zu ſchaffen?

„Vor Allem! Aber das Nazionalgefühl, um es redlich zu ſagen: die Unbildung ſträubt ſich noch dagegen. Ich gehe ſeit lange mit dem Gedanken um.“

Ein eintretender Diener berief den Miniſter zu Hofe; unſer Geſpräch mußte unterbrochen werden. Es wurde mir der geiſtige Gewinn zu Theil, mit dieſer im Leben und in der Kunſt bedeutenden Perſönlichkeit noch in wiederholte, freundliche Berührung zu kommen.

Neueren Nachrichten zufolge iſt ein griechiſches Theater in Athen mit Schillers Trauerſpiel: „Kabale und Liebe“, überſetzt von Rangabé, eröffnet worden.

Rangabé iſt der Sohn eines Gelehrten, der ſich durch eine Statiſtik Griechenlands einen literariſchen Ruf begründet hat. Der Dichter war bis zu ſeiner Berufung in das k. Kabinet Profeſſor der Archäologie in Athen.

Die von ihm begründete „archäologiſche Zeitſchrift“ in griechiſcher Sprache, ſeine franzöſiſchen „Antiquitées Helléniques“ haben ihm ebenſo den Ruhm eines geiſtvollen Forſchers erworben, wie ſeine Dichtungen die Begeiſterung der Nazion. Kühnheit des Gedankens, Glanz der Sprache, vor Allem ein in beiden ſchlagendes Herz fürs Vaterland zeichnen die Poeſien dieſes Dichters aus. Er ſingt: „Alle Griechen müſſen nur ein Herz, eine Seele, ein Ziel und einen Feind haben.“

Das Ziel iſt vielleicht der erneute Thron von Byzanz!

Der Nymphenhügel.

Sternwarte. — Blumen und Haare. — Obolus. — Markt. — Ein Atlante. — Gusle und Homer. — Haiduken und Klephten. — Serbiſches und griechiſches Volkslied. — Die Schweiz und Tyrol. — Romaika und Kolo. — Fallmeraier. — Ein Kind.

An einem ſonnigen Nachmittag wanderte ich in Begleitung des Profeſſor Makkas zu den altehrwürdigen Stätten des Muſeion, zur Pnyx, zum Kerker des Sokrates, zum Areopag. Um des Sonnenuntergangs zu genießen, beſtiegen wir zuletzt den Nymphenhügel.

Er ſcheint in ſeiner ziemlichen Ausdehnung und Höhe nur ein Felſen zu ſein. Baum- und pflanzenlos, iſt er von einem architektoniſch ſchönen Gebäude gekrönt, von einer Sternwarte, die der Freiherr von Sina ſammt dem aſtronomiſchen Apparate für 300,000 Drachmen vor einigen Jahren herſtellen ließ. Es iſt auch dies ein großartiges Beiſpiel des lebhaften Antheils, den die außerhalb des Königreichs lebenden Griechen für die Kultur und Entwickelung deſſelben immer empfinden. Das vergoldete, freiherrliche Wappen iſt über der Pforte angebracht, und erinnert an die ſchöne, geiſtige That des Vaters, zu welcher der Sohn eben jetzt großmütig den Bau einer Akademie der bildenden Künſte fügt.

Der Nymphenhügel, deſſen Beſtimmung im Alterthume nicht bekannt iſt, führt nur darum dieſen Namen, weil auf ſeiner

Höhe neben der Sternwarte einem Felsstücke die Worte eingeschrieben sind: *Ιερος Νυμφης Αβμος*. Auf einem andern Felsstücke, beiläufig in der Mitte des Hügels sind die Worte *Ορος Διος*, nur schwer leserlich, noch zu erkennen.

Am Fuß des Hügels ist etwa eine zwei Klafter hohe und vier Fuß breite Stelle am Felsen zu bemerken, die glatt und glänzend, wie grau roter Porphir polirt ist, und oben einen eben so polirten Sitz zeigt. Im Alterthume ließen gesegnete Frauen sitzend von diesem Felsen sich niedergleiten. Noch jetzt ist unter den Frauen im Volke der Aberglaube nicht verschwunden, daß sie schmerzloser Mütter werden, wenn sie Nachts heimlich an diese Stelle hingehen und den Felsen immer mehr und mehr glätten.

Nichts wurzelt tiefer, als der Aberglaube; nach Jahrtausenden, wenn die Erinnerungen an die erhabensten Thaten in einem Volke erloschen sind, haften seine feinsten Fasern noch in dessen Gemüt und Fantasie.

Noch bringen junge Mädchen, wenn sie unerwiederte Sehnsucht im Herzen fühlen, im Frühling Blumensträuße am Nymphenhügel als Opfer dar. Das Schlachten eines schwarzen Hahns im Kerker des Sokrates soll, einer unverbürgten Kunde nach, noch vorkommen, um das Haus vor Unheil zu schützen. Da und dort in Griechenland legen sie dem Todten noch eine kleine Münze unter die Zunge für den antiken Fährmann. Der geistreiche Hettner hat in seinen Reiseskizzen die eigenthümliche Charfreitagsfeier, bei der ein aus Wachs geformtes Christusbild bei Kerzenlicht und Trauergesängen Nachts durch die Straße getragen wird, mit den eleusinischen Festzügen, sogar dem Inhalte nach verwandt gefunden.

Wir gelangten durch den ärmeren Stadtheil zurück, wo — trotz des Sonntags der streng orthodoxen griechischen Christen, der lebhafteste Markt und Verkehr war. Mich, den Pilger aus Norden, zogen zumeist die aufgeschichteten Berge von Orangen und Zitronen an, und da und dort die mich fremd anglotzenden Augen von kleinen Seeungeheuern. Männer und Frauen in den

bunten und malerischen Trachten des Landes, jene energisch und entschlossen aussehend, diese völlig unbedeutend, meist unschön, bewegten sich kaufend und verkaufend durch die engen Gassen.

In diesem ältesten Theile der Stadt sind häufig antike Säulenstücke, Kapitäle eingemauert zu sehen. In dem Hofe eines der Häuser befindet sich der Torso eines riesigen Atlanten, in einen Fischschweif endend. Der Torso ist zur Hälfte in die Erde eingesenkt. Ein seiner Größe entsprechendes Postament liegt unter Mist im Hofe. Es sei dieses Torsos darum besonders erwähnt, weil ich in mehreren Werken über Athen vergebens um eine nähere Nachricht über denselben suchte. Mich machte der geistvolle, k. preußische Legazionssekretair von Felsen, mit dem ich eine archäologische Wanderung unternahm, auf diesen antiken Atlanten aufmerksam.

Als wir eine Kaserne durchschritten, bot sich uns ein eigenthümliches Schauspiel dar. Griechische Reiter, leider in keiner nazionalen Uniform, tanzten im weiten Hofraume die Romaika. Ein blinder Bettler spielte eine kleine, monochorde Kniegeige, die Gusle der Serben, und sang ein näselnd monotones Lied dazu. Man hätte keine besser Parodie des alten blinden Homeros erfinden können.

Für mich hatte die Erscheinung eine andere mehr moderne Beziehung:

Wie die Haiduken in den Bergen Montenegro's, Serbiens und der Herzegowina die Heldenlieder erfinden, die dann zumeist von blinden Bettlern auf den Jahrmärkten gesungen werden; so sind die Klephten in den Gebirgen der griechischen Inseln die freien Dichter des Volksgesanges. Wie wir eben sahen, ist auch ein blinder Bettler hier der Sänger dieser Lieder. Auffallend aber ist auch die Gleichheit des Instrumentes.

Ich wage nicht, was vielleicht der Zufall hier als eine Ausnahme fügte, als ein allgemein Bestehendes auszusprechen. Jedenfalls ist es interessant, die serbische mit der neugriechischen Poesie in gleicher Weise entstehen zu sehen. Daß jene in ihrer einfachen Erhabenheit, in ihrer plastischen Gewalt den homerischen Gesän-

gen nahe ſteht, iſt bereits anerkannt worden. Es fehlt eben nur ein Dichter, wie Homer, oder wie Heinrich von Oſterdingen, der die zerſtreuten, goldenen Klänge zu einer gewaltigen epiſchen Symphonie vereinigt hätte. Faſt ſcheint es, daß zu dieſer unſterblich machenden That die Zeit vorüber ſei; ſie fordert noch naive Zuſtände und das Zuſammenfaſſen zu einem ganzen, einem Kunſtwerke darf nicht gar zu fern der Schöpfung der einzelnen Geſänge, Sagen und Heldenkreiſe liegen.

Die Berge ſind die vom Sturm umſungenen Wiegen der Lieder, dieſer natürlichen Kinder der Freiheit. Korſika und Montenegro, von den Gebirgen der Basken und der Hellenen ſtürzen ſingende Katarakte in die Thäler und ſo bleibt es auffallend, warum die tapfern, freiheitliebenden Bewohner der Schweiz es allenfalls nur zu einem ſentimentalen

„Uf'm Bergli
Bin i geſäſſe"

gebracht haben und daß die allezeit tapfern und frommen Tyroler, in ihren prächtigen Bergen gar nur im trivialen „Schnaderhüpfel" den Ausdruck ihrer Gefühle finden. Kein hiſtoriſcher Geſang iſt in dieſen Bergen der Begleiter der ſchönen und heldenhaften Thaten ihrer Bewohner.

Doch wir wollen den Reitern in der Kaſerne zuſehen, wie ſie tanzen.

Die Männer faßten ſich an den Händen und bildeten einen weiten Kreis. Wieder wurde ich an den ſerbiſchen „Kolo" einen Kreistanz erinnert. Die Griechen halten die Romaika für einen antikgriechiſchen Tanz, trotzdem ſie ihm, gleichſam ſich ihrer großen Abkunft ſchämend, einen römiſchen Namen gaben.

Der geniale Fallmeraier wird die hier nur flüchtig angedeuteten Vergleiche des ſüdlichen Liedes und Tanzes, mit dem der ſüdlichen Slaven zu deuten wiſſen.

Die Männer bewegten ſich bald nach rechts, bald nach links im Kreiſe, beim Takte des von der Gusle begleiteten Liedes. Zuweilen hoben ſie den einen, dann den andern Fuß und ſtampften ihn auf die Erde. Die Bewegungen waren gemeſſen,

langsam und ohne Feuer. Die Gesichtszüge der Tanzenden blieben gleichgültig, theilnahmlos ernst. Ohne Mannigfaltigkeit der Bewegungen dauerte der Reigen eine halbe Stunde lang, während welcher Zeit mancher Tanzende aus dem Kreise trat, und ein Anderer ihn wieder ersetzte.

Professor Makkas hatte die Güte, mir ein Lied des blinden Geigers zu verschaffen; er sang:

„Jenseits von Kjabeses Brücke
Fiel ich durch des Feindes Tücke.
Sagt der Mutter, o Gefährten,
Die zwei Ochsen zu verwerten,
Und das Geld dafür zu geben
Meinem Liebchen, meinem Leben.
Wenn die Mutter fragend quälet,
Sagt, ich hätte mich vermälet;
Wenn sie fragt, wer meine Lust,
Sprecht: drei Kugeln in der Brust,
Sechs in meine Arm' und Beine.
Fragt sie dann, wer zum Vereine
Sei des Hochzeitsmahls gekommen,
Sagt: die Krähen und die Raben,
Kamen als Verwandte, haben
Alles fressend fortgenommen."

Ich fand zu meiner Freude dieses Lied in den trefflichen „Albanesischen Studien" Hahns in der gewandten Uebersetzung von O. L. B. Wolf wieder.

König und Königin.

General Nagaras. — Handschuhetikette. — Athen und Resina. — Don Juan de Austria. — Ein Zweifel der Königin. — Elise Herz. — Kinderbewahr-Anstalten. — Trachten und Erscheinung. — Handkuß.

Ich verfügte mich um 7 Uhr Abends in den königlichen Palast, und trat, angewiesen von einem Offizier, in einen hell erleuchteten Saal, dessen Marmorwände die funkelnden Lichter des Kronleuchters spiegelten.

General Nagaras, der Hofmarschall, trat nach einer kleinen Weile im Nazionalkostüme mir entgegen. Eine hohe, heldenhafte Gestalt, mit einem ausdruckvollen Gesichte. Er redete mich neugriechisch an; als ich ihm französisch, das er nicht verstand, oder nicht zu verstehen scheinen wollte, antwortete; wiederholte ich mein Bedauern in italienischer Sprache, ihm nicht in den schönen Lauten seines Landes antworten zu können. Er schellte, und es trat ein Ordonnanzoffizier ein, der fortan unser Gespräch dolmetschte, das sich in heiter höflichen Formen bewegte, und mich um so mehr bedauern ließ, daß es nicht direkt geführt werden konnte.

Nach einem Blicke auf die Uhr ging der Hofmarschall durch eine hohe Thüre in einen zweiten Saal, der tiefer und größer, als derjenige in dem wir uns befanden, einen intensiven Lichtglanz zu uns hereinwarf. Bald gingen beide Flügelthüren auf,

der Adjutant hieß mich, militärisch grüßend, eintreten, und ich stand vor dem Könige und der Königin von Griechenland.

Der König in weißem, reich mit Silber gestickten Nazionalkostüme, mit zwei Sternen an der Brust, stand in der Mitte des Saales, ihm zur Rechten, einen Schritt hinter ihm die Königin. Sie trug ein schwarzrot gestreiftes Seidenkleid, eine Haube, welche die glatt gescheitelteten Haare fast ganz sehen ließ, und von der zwei schmale Bänder zu beiden Seiten des Kopfes herabhingen. Ihre Augen sind blau und warm wie der jonische Himmel, der Mund, wenn er lächelt, „säet Perlen" wie es in einem griechischen Volksliede heißt. Um ihre glänzende Büste wanden sich Schnüre großer Perlen, als ob ein dem Olymp entstiegener Gott der schönen sterblichen Königin Freudenthränen an den Hals geweint hätte. Eine Agraffe von feiner Arbeit glänzte an der Brust. Sie hielt die rechte über ihre linke Hand unter der Brust gelegt, der Handschuh hing nur an den Fingerspitzen, so daß die äußere Handfläche sichtbar war; ein Zeichen, wie man mich früher unterrichtete, daß ich den Handschuh meiner rechten Hand abzulegen habe, um mit ihr die Hand der Königin zu fassen und zu küssen.

Der König redete mich an:

„Wie gefällt Ihnen mein Athen?"

Ich bin erstaunt über die Ausdehnung der Stadt, die sie nach so wenigen Jahren gewonnen. Zu beklagen sind nur die vielen, in der Erde liegenden Alterthümer, die, wenn nicht die Stadt durch ein gewaltiges Naturereigniß zu Grunde geht, was der Himmel verhüten möge! für alle Zeiten verloren sind. Wie das prachtvolle Herkulanum verloren ist, durch die über es gebauete Stadt Resina.

„Es ist ein griechisches Gesetz, daß jeder Grund genau untersucht werden muß, ehe ein Haus auf demselben aufgeführt ist. Es werden auf diese Weise fort und fort schöne Ueberreste der alten Welt zu Tage gefördert."

Eines erfreute, Majstät! mein Auge unter den modernen Bauten, daß die Wissenschaft in Athen, so schön wie der König wohnt.

Der König neigte freundlich das Haupt, und dem Gespräche eine andere Wendung gebend, fragte er: „Sie haben ein Gedicht geschrieben, das im Golfe von Lepanto spielt?“

Don Juan de Austria, Majestät!

Die Königin fragte: „Haben Sie den Golf von Lepanto gesehen?“

Meine Reise führte mich nicht des Weges.

„Sie müssen den Schauplatz sehen, den Sie nur mit der Fantasie schauten; auch den schönen Isthmus von Korinth, damit das Sprichwort nicht auf Sie Beziehung habe.“

Die Königin spielte auf das lateinische non cuilibet licet adire Corinthum“ an: Nicht Jedem ist es gegönnt, Korinth zu betreten; wie sie denn auch mit feinem Nachdruck das Sehen des Auges und das Schauen der Fantasie unterschied.

Der König nahm wieder das Wort: „Sie reisen in den Orient, um in Jerusalem eine Schule zu gründen und zwar für alle Konfessionen?“

Mir ist dieser beglückende Auftrag von einer Dame geworden.

Die Königin erwiderte: „Ich finde die Idee einer Schulengründung in Jerusalem so schön; daß aber auch Mohammedaner ihre Kinder dahin schicken sollen, kann ich mir nicht möglich denken.“

Die Stifterin wollte ihre humane Gesinnung, die keine Glaubensunterschiede macht, ausdrücken; es wird von den Bewohnern Jerusalems abhängen, ob sie sich alle an der Wohlthat betheiligen wollen.

„Wie ist der Name der frommen Gründerin? Woher stammt sie?“ fragte die Königin.

Frau Elise Herz, aus der adeligen Familie von Lämel, ist in Prag geboren und lebt als Witwe seit mehreren Jahren in Wien.

„Gedeiht das Institut der Kinderbewahr-Anstalt in Wien?“

Vortrefflich, Eure Majestät! Von einem Schriftsteller und Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Wien vor 20 Jahren begründet, zählt die Residenz bereits 12 solcher Anstalten, die öster-

reichische Monarchie, deren viele hundert, und fort und fort sind neue im Werden. Ihre oberste Schutzfrau ist Ihre Majestät die Kaiserin Mutter von Oesterreich.

„Welche Schriften sind außer Don Juan und Colombo von Ihnen erschienen?"

Ich nannte sie, und erbat mir die Erlaubniß, dieselben Ihrer Majestät der Königin überreichen zu dürfen.

Das Gespräch nahm jetzt, durch den König wieder aufgenommen, eine die allgemeinen Weltzustände streifende Richtung. Der orientalische Krieg schien beendet, manche Hoffnung nicht erfüllt, und ein überraschender Ausspruch war von so offenbar vertrauensvoller Art, daß ich mir es versage, ihn zu wiederholen.

Der König ist hoch, schlank, Augen und Haare sind dunkel, der Ausdruck der Züge ist ein wohlwollender, der noch durch den Umstand gewinnt, daß er, um theilnahmvoller zu hören, den Kopf dem Sprechenden zuneigt.

Die Königin blickt lebhaft, und Verstand leuchtet aus allem anmutvollen Gesichtsausdrucke. Sie blickte jetzt den König freundlich an, indem sie den Handschuh von den Fingerspitzen der rechten Hand zog, und so das liebenswürdige Zeichen zum Abschiede gab. Ich ergriff ihre plastisch schön geformte Hand und nicht, wie man mich belehrte, die Fingerspitzen, ich küßte herzhaft die Hand der schönsten Frau in Griechenland.

Der König verneigte sich, der Hofmarschall, der während der Audienz an der Thüre, sowie eine Hofdame tief im Hintergrunde des Saales stand, öffnete die Flügelthüren, und ich befand mich wieder im Vorsaale.

Das Gut der Königin.

Modell für Byron. — Eine Wienerin. — Parodie türkischer Hareme. — Eine Musterwirtschaft. — Die fleißigste Frau in Griechenland. — Die Königin zu Pferde.

Der königliche Leibarzt, Herr Dr. Lindemayer lud mich ein, mit ihm nach dem Landgute der Königin zu fahren.

Ein Engländer, der die ganze Erde bereiset hatte, kaufte vor einigen Dezennien ein großes Grundstück in der attischen Ebene an, und erbaute auf demselben einen Thurm im Stile schottischer Bergschlösser, um ihn einsam zu bewohnen und den reichen Begebenheiten seines Lebens träumerisch nachzusinnen. Vielleicht ein Mann, der Byron als Modell zu einem seiner unheimlich geheimnißvollen Helden hätte dienen können. Plötzlich wurde er der Einsamkeit müde und bot im Jahre 1849 seinen Besitz zum Kaufe an. Die Königin ließ Thurm und Grundstücke dem seltsamen Manne abkaufen, der still wie er vor Jahren gekommen war, wieder ging und verschollen ist.

Nach einstündiger Fahrt auf schön gebauter, mit Bäumen umgebener Straße, wurden wir eines zierlichen Schlößchens ansichtig, das im Stile des Thurmes fortgesetzt, einen heitern, schönen Anblick gewährt. Im ersten Stockwerke nahm uns ein geräumiger Saal auf, geziert mit den Wappen Griechenlands und

Oldenburgs, zwischen denen die Statuetten von zwölf Männern aus dem Stamme Wittelsbach angebracht sind. Neben dem Saale befindet sich, holzgetäfelt und wie eine Kajüte zierlich gebaut, ein kleines Toilettezimmer der Königin. Aus dem Saale traten wir auf einen marmornen Balkon hinaus, wo uns ein feiner Regen die entzückende Fernsicht nur ahnen ließ.

Im weitläufigen Hofraume, wo es von unzähligem Flügelviehe aller Art, wie in einer Meierei wimmelte, wurden wir in der Wohnung des Verwalters mit trefflichem Bier und mit Brot, das im Hause nach deutscher Art gebacken war, bewirtet. Eine gehäbige Frau reichte es mir um so herzlicher dar, als sie vernahm, daß ich aus Wien komme. „Aus mei gueten Wien! Wie schaut denn d'Kaiserstadt jetzt aus?" rief sie. Sie hatte ihre Geburtstadt vor fünfunddreißig Jahren verlassen und wanderte im Jahre 1821 — wir haben nicht erfahren ob als Philhellenin — in Griechenland ein.

In den Ställen bewunderten wir vierzig prächtig gepflegte Kühe. Zwei gewaltige Stiere bewohnen mit den Kühen den Stall und erschienen uns, als symbolische Anachronismen der Paschas und ihrer Hareme in Athen.

Die Gärten sind reich bepflanzt und von jenem Hauche der Ordnung und Anordnung umweht, der einen Garten zum Kunstwerke erhebt. Auf dem ganzen Gebiete ließ bereits die Königin 2500 Olivenbäume, 3000 Zipressen, 500 Fruchtbäume pflanzen, so daß es nur eine Fortsetzung der Gärten selbst erscheint und wie eine schöne Oase sich aus der attischen Ebene hervorhebt.

Zu dieser reizenden Besitzung reitet fast täglich die Königin hinaus; sie ordnet an, schafft, pflanzt wohl auch selbst, pflegt der Blumen, sieht nach in Keller und Stall und findet Freude daran, als Schaffnerin zu walten. Alle Rechnungen müssen ihr vorgelegt werden, sie revidirt sie bis ins Kleinste und schon beginnen die Einnahmen die Ausgaben mäßig zu übersteigen. Es leitet die

„Königin der Griechen und der Frauen"

wohl auch der Gedanke, eine Musterwirtschaft herzustellen, um dem

Griechen durch ein edles Beiſpiel zu zeigen, was ſeine geſegnete Erde hervorzubringen vermag, wenn ſich ihr Fleiß und Ausdauer liebevoll zuwenden.

Die Königin, erzählte mir ihr Leibarzt, iſt eine außerordentlich thätige Dame. Als ſie in Abweſenheit des Königs die Regentſchaft führte, fuhr ſie täglich des Morgens um 3 Uhr ins Seebad und arbeitete, blos durch Audienzen, die ſie gab, ſich unterbrechend, bis in die ſpäte Nacht. Sie ſchlief nur 3 Stunden. Die Königin iſt die geſundeſte Frau in Griechenland. Zu Pferde ſein iſt ihr ein Bedürfniß; ſie bekommt Herzklopfen, wenn ſie mehrere Tage nicht reitet und iſt die kühnſte Reiterin des Königreichs. Ich ſah ſie eines Tages in braunem Reitkleide ein prächtiges Thier beſteigen und den kleinen Abhang vom Palaſte hinunter ſprengen, wie eine Geſtalt in den Dichtungen der mittelalterlichen Minneſänger.

Ein deutsches Dorf.

Bauart. — Krankenbesuch. — Unsicherheit. — Die Kirche. — Ein Pfarrer, der nicht deutsch spricht. — Besitz der Kolonie. — Verfehlte Oertlichkeit. — Politisches Motiv. — Der Wein. — Trauriger Zustand.

An einem Nachmittage holte mich Herr Hofrath Dr. Röser zu Wagen ab, um mit ihm nach dem Dörfchen Herakli, zu deutsch Heiligenruf zu fahren und den deutschen Kolonisten einen Besuch abzustatten. Wir mußten die Wagenfenster geschlossen halten, so stürmte und regnete es und ich verlor den Anblick der Landschaft ganz.

Nach einer fast zweistündigen Fahrt, auf theilweise grundschlechtem Wege, langten wir in Herakli an. Auf einem ebenen viereckigen Platze sind 23 ebenerdige Häuschen, eines an das andere im rechten Winkel gebaut, was der Sicherheit wegen gegen Feinde von außen zweckmäßig sein mag. Bei einer Feuersbrunst giebt diese Bauordnung die ganze Kolonie preis und scheint zu sehr auf nur gute Nachbarn berechnet zu sein. Mehrere dieser Häuschen fanden wir geschlossen, ihre Bewohner wanderten in tiefer Armut fort, oder lagen begraben, ohne daß ein Nachfolger die Flammen auf dem Heerde wieder neu anschüren mochte. Da und dort neigten vor einem Fenster in einem Gartengeschirre deutsch gemütliche „Gelbveigelein" ihr Haupt.

Dr. Röser besuchte mehrere Häuschen, wo Kranke lagen. Die innere Einrichtung war in allen gleich: aus einer Küche gelangt

man in eine kleine Stube, aus dieſer in eine zweite. Die Reinlichkeit derſelben hob die beſcheidene Armut noch hervor. Rührend war die Bemerkung des Arztes auf den Rezepten: „Aus Erbarmen des Königs“, um anzudeuten, daß das Medikament unentgeltlich zu verabreichen ſei.

Wir beſuchten auch eine Wöchnerin, für welche das Medikament dringend angezeigt war und doch ſollte es erſt am folgenden Morgen anlangen. Ich that den Vorſchlag, daß ein Knabe mit uns nach Athen fahre, dann könne er wieder in einigen Stunden zurück ſein. „Das iſt nicht zu wagen“ bemerkte die Hebamme, „der Knabe könnte in der Dunkelheit auf dem Rückwege gefährdet werden.“

Wir beſuchten hierauf die kleine, in gothiſchem Stile erbaute Kirche, die mit einem Altarblatte, den heiligen Lukas darſtellend, von einem Fräulein von Linden aus Baſel geziert iſt.

In der Wohnung des jugendlichen Pfarrers Georgi Brindiſi wurden wir mit trefflichem, griechiſchem Weine, der von den Koloniſten gepflanzt wird, bewirtet. Der Pfarrer, vom Biſchof von Syra beſtallt, bezieht monatlich 80 Drachmen und wohnt in einem ſehr nett gebauten Pfarrhauſe. Er iſt der fünfte im Amte hier und faſt unglaublich erſchien es mir, daß der Seelſorger, der Tröſter in Not und Sterben, der Lehrer der Jugend der deutſchen Kolonie, weder ein deutſches Wort ſpricht noch verſteht.

Die Kolonie, urſprünglich 36 Familien, iſt auf 23 zuſammengeſchmolzen, die 60 Seelen zählen. In den letzten 3 Jahren kamen nur eine Trauung und drei Geburten vor. Die Kolonie beſitzt 14 Pferde, 3 Eſel, 5 Kühe, 12 Ochſen, 60 Schafe und ihr Haupterwerb und vielleicht ihr — Verderb iſt der — Weinbau. Mehrere Jahre ſchon hat der Schauer den Segen der Rebe zu Grunde gerichtet und die Koloniſten dem Verderben nahe gebracht. Keine Hilfe der wohlwollenden, aber in ihren Hilfsmitteln begränzten Regierung reicht aus und es wird allgemein als ein Mißgriff erkannt, daß man die Kolonie in der unfruchtbarſten Gegend Attika's, ſtatt in Eleuſis anſiedelte. Während eine andere deutſche Kolonie in Argos bei Nauplia bereits verkommen

ist, geht die von Herakli einem gleich traurigen Schicksale entgegen.

Die Kolonie wurde, ursprünglich aus politischen Ursachen begründet, um einem deutschen, treuen Elemente in der Nähe der Hauptstadt Raum zu geben; etwa wie der Papst in Rom Schweizer als Leibwache besoldet. Meist waren es ausgediente, deutsche Soldaten, die im griechischen Heere Dienste genommen, sich der Heimat entfremdet hatten, und die man durch Grund und Boden, Haus und Geräte belohnen wollte.

Müde Soldaten, dem Ackerbaue, wenn sie ihn überhaupt jemals betrieben haben, entwöhnt, unter einem ungewohnten Klima, auf unfruchtbarem Boden, von den Bewohnern des Landes als Fremde unfreundlich behandelt, konnten sie die Kolonie niemals emporbringen und mochten wohl auch von der Rebe, die sie ernähren sollte, in traurigem Mißmut mehr genossen haben, als dem Fremden zuträglich ist.

Es trat ein trauriger Zustand ein. Wir sahen nur bleiche eingefallene Wangen; diejenigen, mit denen wir sprachen, fanden nur Worte der Klage und Hoffnungslosigkeit. Das weder von der besorgten Regierung, noch von den Kolonisten verschuldete Unglück rückt allmälig, aber sicher an die Kolonie heran, etwa wie ein Gletscher, den die Wanderlust ergriffen hat, langsam vorrückt und immer mehr grünes Land unter sich begräbt.

Die Kolonie weiß, daß sie sterben wird und das lähmt noch den letzten Rest der Thatkraft, der in ihr lebt.

Die Herzogin von Piacenza.

Juden in Griechenland. — Gemeinde in Chalkis. — Juden und Christen gemeinsam begraben. — Seltsame Erscheinung. — Zurücknahme von Geschenken. — Eine Leiche in Spiritus. — Cremieux. — Mißbeach und Grabmal.

Ehe wir von dieser Dame, die sich in Athen als Jüdin erklärte und zwanzig Jahre daselbst lebte, sprechen, wollen wir von den Juden in Griechenland im Allgemeinen ein Wort sagen.

Den Juden steht kein Hinderniß entgegen, sich in Griechenland niederzulassen, sie sind vor dem Gesetze allen anderen konstituzionellen Bürgern gleichgestellt. Doch haben sie sich bis jetzt nur in sehr geringer Zahl eingefunden. Unter der türkischen Herrschaft waren sie zahlreicher und wurden, weil sie ihrem gesetzmäßigen Herrn treu, sich den Freiheitskämpfern nicht anschlossen, als diese siegten, mit Feuer und Schwert vernichtet. Die Griechen nahmen am Versöhnungstage im Jahre 1821 Tripoliza ein und tödteten alle im Gebete versammelten Juden. Der Grieche kämpfte für und mit dem Kreuze, der Jude konnte nicht mit ihm in den Kampf gehen, und wenn auch durch den Mohammedaner bedrückt, fühlte er sich der Religion desselben, durch den Glauben an den einen und unsichtbaren Gott verwandter.

Von den alten jüdischen Gemeinden Griechenlands hat sich nur eine bis auf den heutigen Tag erhalten: in Chalkis auf der Insel Euböa, weil diese am längsten, bis zum Jahre 1833, in den

Händen der Türken blieb, und erſt als Griechenland befreit war und ſich zu ordnen begann, übergeben worden iſt. Spaniſche Flüchtlinge, nach einer andern mir vom Conſul von Hahn auf Syra gewordenen Mittheilung, waren es Männer aus Venedig, die ſich vor 600 Jahren in Chalkis niederließen und eine Gemeinde gründeten, die jetzt 300 Seelen zählt; ſie ſprechen ſpaniſch und griechiſch. Sie ſind ſehr arm; die Meiſten ernähren ſich als Handwerker und als Fruchthändler. Eine kleine ärmliche Synagoge verſammelt die ganze Gemeinde des Morgens und des Abends, ihr Rabbiner heißt Benjamin Cohen. Sie betheiligen ſich an den Wahlen der Deputirten für die Kammer und nichts ſtände im Wege, wenn einer von ihnen die nötige Bildung beſäße, in die Kammer gewählt zu werden. Sie leben mit den ſie umgebenden Griechen, unter denen ſie eine eigenthümliche, verlorene Kolonie bilden, in beſtem Einvernehmen und nur ihre Armut hindert ſie, Ackerbauer zu werden, indem ſie keinen Grundbeſitz ſich aneignen können.

In Athen ſelbſt lebten bis zum Jahre 1854 nur zwei deutſche jüdiſche Familien, ſeit dieſer Zeit haben ſich noch acht bis zehn von der Inſel Zante hier angeſiedelt. Sie bilden noch keine Gemeinde und verrichten ihren Gottesdienſt an hohen Feſttagen in einer improviſirten Betſtube. Als ſich ein Todesfall ereignete, wurde die Leiche auf dem chriſtlichen Friedhofe beerdigt.

Eine fantaſtiſche Erſcheinung war die Herzogin von Piacenza in Athen. Die Gattin des Mitconſuls von Napoleon Buonaparte lebte ſie mit ihrer Tochter in der griechiſchen Hauptſtadt, wo ſie ſich, durch ihr wunderlich ſeltſames Weſen immer wieder das Befremden und das Lächeln der Geſellſchaft erwarb. Selbſt als man an das Fremdartige dieſer Dame ſich gewöhnt hatte und ſie minder zu beachten ſchien, lenkte ſie durch eine Sonderbarkeit, durch einen Prozeß, durch irgend eine Handlung, die es zweifelhaft ließ, ob ein geſunder Sinn, oder ein fantaſtiſcher Dämon ſie beherrſche, immer wieder die Aufmerkſamkeit auf ſich.

Ihre äußere Erſcheinung unterſchied ſie von allen Bewohnern des Landes: ſie trug ſtets ein weites, weißes Kleid. Ein weißer Schleier, der graue flatternde Haare kaum zuſammenhielt, verhüllte ein todtblaſſes, feines Geſicht, aus dem lebhafte und unſtäte Augen funkelten. Sie kaufte in Athen und in der Umgebung Grund und Boden und fing, nach von ihr ſelbſt entworfenen Plänen, Häuſer zu bauen an, die ſie meiſt nicht vollendete, um wieder andere zu beginnen. Dabei gerieth ſie mit den Architekten in manchen Streit, der vor die Gerichte gebracht, meiſt ihr ungünſtig endete. Noch ragen dieſe modernen Ruinen neben den antiken in Athen empor. Als ſie einmal einen Eid zu leiſten aufgefordert wurde, erklärte ſie, eine Jüdin zu ſein und ſprach denſelben öffentlich nach der den Juden vorgeſchriebenen Formel. Der Pentelikon, wo der Marmor für die Akropolis gebrochen wurde, war ein Lieblingsort der Herzogin, hier baute ſie drei kaſtellartige Mauerwerke, deren Zweck Niemand errathen konnte und einen „Misbeach“ wie ſie, in hebräiſcher Sprache einen Altar dem einzigen und unſichtbaren Gotte errichtet, nannte. Wiederholt lud ſie einen Glaubensgenoſſen in Athen zu ſich, um ihm einen Grund zu einer Synagoge in Athen und ein Stück Boden zu einem Gottesacker zu ſchenken. Er hütete ſich jedoch, mit der Dame, die häufig ſchenkte und das Geſchenk wieder bereute und zurückforderte, in nähere Beziehung zu treten.

Ihre Tochter wollte ſie an den bekannten Mauro Michalis verheiraten und ſchenkte ihm den Nutzgenuß von 3000 Oelbäumen auf 90 Jahre, was einen ſehr hohen Wert hatte. Nach einem Jahre forderte ſie die Schenkungsurkunde zurück, desgleichen that ſie, nachdem ſie dem modernen, klaſſiſchen Geſchichtſchreiber Griechenlands, Herrn Trikupi, 2000 Oelbäume mittelſt Notariatsakts verehrt hatte. Mit einem Arzte ſchloß ſie einen zehnjährigen Vertrag. Nach einem halben Jahre ſeiner überdrüſſig, ſagte ſie ihm: „Gehen Sie! bis ich Sie wieder rufen laſſe.“ Nach einem Jahre ließ ſie ihn holen und empfing ihn mit den Worten: „Ich entlaſſe Sie.“ Der Arzt verneigte ſich, ging zu den Gerichten, welche entſchieden, daß die Herzogin dem Arzte, wenn

ſie ihn auch entlaſſe, den für zehn Jahre vertragsmäßig zugeſicherten Gehalt zahlen müſſe.

Die Herzogin unternahm mit ihrer Tochter eine Reiſe nach Syrien, wo dieſe dem Klima unterlag und ſtarb. Die tief gebeugte Mutter konnte ſich von der Leiche ihres Kindes nicht trennen und that ſie in ein mit Spiritus gefülltes Faß. So brachte ſie, über die gefährlichen Höhen und durch die ſchauerlichen Abgründe des Libanon reitend, ihr Kind nach Athen zurück. Lange und ſorgfältig bewahrt ſie die traurigen Ueberreſte, an denen ihr Schmerz und ihre Liebe hing, in einem ihrer Häuſer, bis bei einer zufälligen Feuersbrunſt das Haus ſammt der fromm gehüteten Reliquie verbrannte.

Als Cremieux nach vollendeter Reiſe nach Aegypten in der berüchtigten Damaskusgeſchichte Athen beſuchte, bat ſie ihren jüdiſchen Landsmann, ihr Teſtament zu verfaſſen. Sie ſtarb im Jahre 1854 und wurde am Pentelikon begraben, wo ihr ein Monument errichtet iſt. Haus und Garten, nicht weit hinter dem königlichen Palaſte, wo ſie wohnte, vermachte ſie ihrem Arzte Dr. Röſer, der durch unermüdete Sorgfalt und menſchenfreundlichſte Theilnahme der einſamen Frau Jahre lang mit aufopfernder Geduld zur Seite ſtand.

„In ihrer Bibliothek“ erzählte mir Dr. Röſer, „fand ſich eine Sammlung aller Religionslehren; ſie war eine ſtrenge Deiſtin, ſehr unterrichtet und las viel. Ihre Hunde und ihre Pferde, die ſie teſtamentariſch verſorgte, werden, glaubte ſie nach mohammedaniſcher Anſchauung, mit ihr im Paradieſe ſein. Die Sektion zeigte eine ungeheure Zerſtörung; die Varoliſche Brücke war kaum zu erkennen.“

Eleusis.

Die nazionale Tracht entweiht. — Himmel und Frauen. — Parodie und Polizei. — Daphni und Daphne. — Eine Nonne. — Herzogsarkofage unter Ziegenmist. — Meer. — Schwäne. — Levsina. — „Autos sakramentales“. — Eleusinische Geheimnisse. — Tracht der Weiber. — Spartanisches Mahl. — Lammsbraten und Räuber. — Museum.

Ein Wagen stand vor der Thüre des Hotels, der Kutscher in nazionaler Tracht machte durch diese einen traurig-komischen Eindruck auf mich, wie immer, wenn ich diese Fiaker Athens sah. Auge und Fantasie sind gewöhnt, in dieser Tracht die Freiheitskämpfer Griechenlands zu sehen und sie schien mir jedesmal entwürdigt, wenn ich sie einen Lohnkutscher, oder einen Lakeien tragen sah.

Herr Bernau, Agent des L'loyd in Athen, dem ich viele Freundlichkeit zu danken hatte, war mein Begleiter nach Eleusis.

Wir fuhren am 30. März des Morgens fort, nicht ohne des wärmenden Mantels entbehren zu können, wie ich denn überhaupt während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in Athen viel von kaltem Wetter und Regen zu ertragen hatte. Zwei Dinge in Griechenland: einen ewig blauen Himmel und eine schöne Griechin, sah ich nicht. Das Erstere gestanden mir die Athenienser zu, indem sie selbst, schon im Februar mit Sommerkleidern angethan, über die Rückkehr des rauhen Wetters sehr betrübt waren. Von den Frauen behaupteten sie, daß echt nazionale Köpfe und Ge-

ſtalten nur mehr auf den Inſeln und in den Gebirgen zu finden ſeien. So ziehen ſich in Griechenland der echt nazionale Geſang des Dichters und die altberühmte Schönheit des Weibes immer mehr, wie vor dem Feinde, aus der Ebene in die freien Berge zurück.

Am botaniſchen Garten vorbei, gelangten wir in einen Olivenwald, den der Kephiſſos bewäſſert. Ueber ihn führte im Alterthume eine Brücke, vor welcher die heilige Prozeſſion, die von Athen nach Eleuſis ging, vom Landvolke angehalten, mit derben Späßen in Wort und Spiel empfangen wurde. Es mochte dieſer Gebrauch aus demſelben Gefühle und aus derſelben Anſchauung hervorgehen, welche auf der Bühne der heiligen Handlung der Tragödie die verhöhnende Poſſe unmittelbar folgen ließ. Oder wie dem im Triumfe ziehenden Imperator, in ſpäteren Zeiten zu Rom Gaukler folgten und Spottlieder auf ihn ſangen. Die das Heilige und Große parodirende Luſt iſt eine dem Menſchen eingeborne und ſie bricht in allen Zeiten, wo ihr die ſichere, aber gewiß unpoetiſche Polizei nicht wehrt, friſch und fröhlich zu Tage.

Eine nur mit verkrüppeltem Strauchwerke bewachſene Bergſchlucht nahm uns auf und führte uns über die nackten, graugrünen Felſen des Berges Aegaleos, bis zu dem Kloſter Daphni. Dieſes ſteht an der Stelle, wo einſt der Tempel des pythiſchen Gottes gebaut war und erinnert durch ſeinen Namen noch an die vor dem Gotte fliehende, in einen Lorberbaum verwandelte, ſchöne Daphne.

Der ganze, von einer verfallenden Mauer umgebene Raum iſt mit kleinen Wohnungen umbaut, welche zur Sommerzeit einigen athenienſiſchen Familien einen ſtill angenehmen Landaufenthalt bieten. Wir wurden von einer ſchwarz gekleideten, griechiſchen Nonne im Hofraum empfangen; ſie führte uns in eine in Kreuzform gebaute, kleine Kirche. In der Kuppel befindet ſich noch das koloſſale, aus Moſaik geformte Bruſtbild des Salvators faſt unverſehrt, während die einſtigen Malereien der Wände nur mehr durch undeutliche Spuren erkennbar ſind. In einer Seitenkammer der

Kirche lag ſorgſam eingeſammelter, für Düngung des Feldes beſtimmter Ziegenmiſt faſt bis an die Decke aufgehäuft, unter welchem, berichtete die Nonne, Marmorſärge, auf denen Kreuze und die franzöſiſchen Lilien gemeißelt ſind, liegen. Man hält dieſe Sarkofage für die der Herzöge von Athen, die aus dem franzöſiſchen Adelsgeſchlechte der La Roche ſtammten. Die frommen Nonnen mögen kaum ahnen, daß ſie, wie einſt die alten Hellenen an der Brücke des Kephiſſos, das Heilige mit Humor behandeln, indem ſie Dünger legen auf

„Die Saat, geſät von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen."

Am Hochaltare lagen kleine Blumenſträußchen, aus denen der die Berge hier reich umkleidende Quendel ſtark hervorduftete. Sie reichte uns von den Sträußen und nahm ein kleines Geſchenk mit freundlichem Danke an.

Hinter Daphni ſchlägt plötzlich und glanzvoll das Meer ſein himmelblaues Auge auf. Zur Linken erheben ſich die hohen und nackten Felſen von Salamis. In tiefem Hintergrunde ragen die Höhen des Kithäron auf.

Der Weg führt nun abwärts an Mauerwerk vorüber, deſſen einzelne gemeißelte Blöcke, Niſchen und zerſtreute Inſchriften den Tempel der Aphrodite erkennen ließen, welche Meinung durch den Fund von ſchön geformten Tauben aus Marmor und Erz, den Lieblingsvögeln der Göttin, ſich noch mehr befeſtigte.

Wir gelangten endlich in die Ebene, die ſich zur Rechten hinaus vor uns hinzog, während ſie die See in weitgedehntem Halbkreiſe beſpülte. Eingeſchloſſen von den Felſen von Salamis und der Ebene erſcheint hier das Meer wie ein großer Landſee, welcher Eindruck durch die völlig ruhigen Wellen noch mehr erhöht wurde. Einige Schwäne zogen ziemlich fern vom Ufer ihre Kreiſe. Unſer Kutſcher warf mit flachen Steinen nach ihnen, nicht ohne uns früher auf die Kraft ſeines Wurfes aufmerkſam zu machen; ſie wird von den Griechen viel geübt. Unglücklicher Weiſe traf er

wirklich den Hals eines dieſer ſchönen Thiere; und die ſegelnde, weiße Gruppe tauchte nieder, und war unſeren Augen entſchwunden.

Die Fahrt war eine fort und fort einſame, wir begegneten weder Menſchen noch Thieren. Um ſo aufmerkſamer betrachteten wir einen Hirten, der mit ſeiner Schafheerde zu unſerer Rechten auftauchte. Es war an den beiden vom Alterthume her bekannten, durch einen Hügel geſchiedenen Teichen, die von Salzquellen geſpeiſt, eingedämmt ſind und eine jetzt verfallene Mühle trieben. Der Hirt trug ein langes Hemde ohne Gürtel und hatte über den Rücken das langzottige Fell eines Widders hängen. Er hielt ein ſchneeweißes Lamm, etwa wie eine Mutter ihr Kind auf ſeinen Armen. Es lag auf dem Rücken, die ſchlanken Beinchen empor haltend und ließ ſich, wie es ſchien, gerne die Küſſe des Hirten gefallen. Eine Heerde von meckernden Ziegen und Schafen umgab die Geſtalt des arkadiſchen Schäfers.

An den Salzſeen traten wir aus der attiſchen in die eleuſiniſche Ebene, die weit gedehnt von den Bergen Kithäron und Parneß begränzt, vom Kephiſſos und einigen kleinern Bächen durchrieſelt, eine der fruchtbarſten in Griechenland iſt. Sie iſt völlig baumlos, von vielen Oleanderbüſchen bepflanzt, die zur Zeit der Blüte ihr ein liebliches Anſehen geben mögen; jetzt waren die Felder noch kahl und gaben der Landſchaft ein herbſtliches Anſehen.

Von ferne kündigte ſich auf einem langgeſtreckten Hügel Levſina, weiß ſchimmernd, mit einem Thurm und einer Windmühle an. Wir erreichten es nach einer vierſtündigen Fahrt. Den Wagen verlaſſend, gingen wir, wie es Wallfahrern geziemt, zu Fuß in die ehemals herrlich mit Tempeln und Burgen geſchmückte Stadt, an deren Stelle jetzt ein elend gebautes Dorf ſteht. Viele ſeiner Hütten ſind in antike Ruinen hinein gebaut, von Außen nur Steinhaufen ſcheinend, die durch eine niedere Oeffnung Licht und Zugang haben. Wir ſtiegen den Hügel hinan zwiſchen Marmorfragmenten, zerbrochenen Säulen und Kapitälen; vor Allem fiel uns eine Art Schild, oder koloſſales Medaillon mit unkenntlich gewor-

denen Skulpturen auf, bis wir die Höhe erreichten, wo sich antike Zisternen befinden.

Das tiefe Stillschweigen, das den in die eleusinischen Geheimnisse Eingeweihten bei Todesstrafe geboten war, ist wohl Schuld daran, daß wir von jenen so wenig unterrichtet sind. Wagte es doch der genial freche Aristophanes, dem die Götter selbst nicht zu heilig für seinen Spott schienen, die Eleusinen nur mit Ehrfurcht zu nennen. Nur jene Männer wurden zu den Weihen zugelassen, die durch Andacht, geistige Versenkung in sich selbst, durch tief geweckte Sehnsucht nach dem, was heilig ist, vorbereitet waren. Nachts, Myrten bekränzt zogen sie in das von Iktinos wunderbar gebaute Heiligthum ein, um die Autos sakramentales der Göttin Demeter und ihrer Tochter Proserpina an sich vorüberziehen zu sehen, und auf fantastevolle Weise, im Gemüte mehr denn im Geiste, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an die elisäischen ewigen Freuden zu empfangen. Das in die Erde versenkte Korn, welches die Scholle durchbricht und sich zu neuem, grünendem Leben erhebt mochte wohl das Symbol für die Unsterblichkeitslehre sein, dargestellt durch das schöne Mystenspiel von Demeter, die hier den Heros Triptolemos den Ackerbau lehrte, und mit der in die Unterwelt geraubte Proserpina durch die verhängnißvollen Kerne des Granatapfels getrennt und verbunden bleibt. Eine, wie sich die heutige Anschauung ausdrückt, razionalistische Auffassung und Erklärung der Symbole und Mythen mag dem in die größern Mysterien Eingeweihten entgegen getreten sein. Während das Volk an den Symbolen hing, wurde der Wissende des sie beseelenden Gedankens theilhaftig.

Bald hatten sich meist Weiber und Kinder um uns versammelt und betrachteten und besprachen unser Thun. Wir waren die Helden aus der Ferne, sie der beschauende und urtheilende Chor. Die Weiber trugen alle ein langes, weißes Kleid ohne Aermel und ohne Gürtel, das an der Brust mit silbernen Spangen zusammengehalten, den Formen des Körpers sich wenig anschloß. Am Rücken waren diesem Kleide meist zwei schwarze Streifen eingewebt. Ueber dieses Kleid trugen sie ungegerbte Lammsfelle. Die

Füße unbeſchuht, folgten ſie uns über den ſteinigten Boden, wohin wir gingen und entfernten ſich einzeln, um irgend ein Gefäßfragment oder eine Münze zu holen, die ſie uns zum Kaufe anboten; ſo wurde unter andern eine ſchöne antike Silbermünze, die Eule Athens darauf geprägt, mein.

Wir kehrten in einem Hauſe, das aus einer Stube und einem Stalle beſtand, ein. Die Stube war geräumig ohne Fenſter und Dielen und durch einen langen Tiſch in zwei Theile geſchieden, auf dem wie bei einem Krämer, der zugleich Gaſtwirt iſt, alle möglichen, für den Hausbrauch nötigen Dinge lagen und über ihm hingen. Wir ließen uns geſalzene Fiſche mit Oliven, Eier, in Oel getunkte Käſeklümpchen zu vortrefflichem weißen Brote ſchmecken; nur der homeriſch mit Harz verſetzte Wein war mir bitter wie Wermut. Mein Begleiter, wie die Griechen daran gewöhnt, fand ihn ſehr mundend und ließ mich lächelnd mit Raki, einem aus Weinreben gezogenen Branntwein bewirten, dem ein orientaliſch bereiteter ſchwarzer Kaffee folgte.

Unſer Chor hatte uns auch jetzt nicht verlaſſen, nur hockte er ſchweigend um das heilige Mahl nicht zu ſtören, da. Ein alter Hirt brachte uns ein junges, lebendiges Lamm, um es für uns braten zu laſſen. Wir belohnten ſeine Gaſtfreundſchaft mit einer Silbermünze. Das Lammfleiſch in Griechenland iſt von einer außerordentlichen Zartheit, die wir in Deutſchland nicht kennen und wie ich ſie nur einmal in den Pontiniſchen Sümpfen ſchmeckte, wo ich der unwillkommenen Ehre genoß, der Gaſt zweier kalabreſiſcher Räuber zu ſein.

Nach dem Mahle beſuchten wir noch das dem heiligen Zacharias geweihte Kirchlein, welches auf der Stelle, wo der Tempel des Triptolemos ſtand, erbaut iſt. Das Kirchlein iſt zugleich das Muſeum von Eleuſis. Hier lehnt, auf den Hals geſtellt, ein Rieſentorſo, drei verſtümmelte Statuen, deren eine der Gewandung nach für eine Ceres gehalten werden könnte. Ein ſehr verletztes Basrelief, eine Iſis mit unleſerlicher Inſchrift u. dgl. Wie angenehm es für den Reiſenden iſt, hier wo ſie ausgegraben wurden,

einige antike Kunſtwerke zu finden, würden ſie uns doch in Athen beſſer aufbewahrt ſcheinen.

Der Himmel hatte ſich ſtark umwölkt und drohte mit Regen. Wir mußten, um vor Abend in Athen einzutreffen, raſch in den Wagen, und weil ſich ein Regen wirklich bald ergoß, die Wagenfenſter ſchließen, wodurch es mir verſagt war, die ewig ſchönen und denkwürdigen Szenen noch einmal und tiefer in die Seele zu ſchauen.

Abſchied.

Miſſion für Nazaret. — Memoiren. — Letzter Gruß.

Der Tag meiner Abreiſe rückte heran; für mich nicht ohne wehmütige Bewegung. Denn ich ſollte aus einem Kreiſe der erhabenſten Denkmale der Kunſt, der ſchönſten Erinnerungen der Geſchichte und von bedeutenden und intereſſanten Perſönlichkeiten ſcheiden, die mich mit zuvorkommendem Vertrauen und mit der edelſten Gaſtfreundſchaft ehrten.

In einem Abendzirkel des Profeſſor Makkas, den die Dame des Hauſes durch Anmut beherrſchte, ſah ich zum Abſchiedsgruße noch eine Anzahl von Profeſſoren der Univerſität faſt aller Fakultäten. Hofrath Röſer brachte mich in intereſſante Beziehung zum k. Miniſter der inneren Angelegenheiten, Herrn Demetrio Bulgaris, zum Hofpfarrer Herrn Arnet, zum Privatſekretair des Königs, Herrn Wendland, zur Hofdame von Pluſchkow u. ſ. w. und betraute mich beim Abſchiede mit einer eigenen Miſſion für Nazaret, die ein daſelbſt zu errichtendes Monument zum Zwecke hatte und von dem wir ſpäter zu erzählen haben werden.

Es ließen ſich noch manche Blattſeiten mit einem mir übermittelten, bedeutenden Inhalte füllen. Er wird ſich ſpäter, an einem anderen Orte in eine ſeiner würdige Form gießen; namentlich die wichtigen Memoiren, die mir übergeben worden ſind. Ich grüße deren geiſtvoll beobachtenden Verfaſſer durch dieſe Andeutung.

Wie aber den Reisenden, drängt es auch den Schilderer der Reise, dem Ziele näher zu rücken und zu ihm zu gelangen:

Nach Jerusalem!

Den letzten Tag meiner Anwesenheit, an dem Professor Makkas mich noch nach dem Pentelikon begleiten wollte, was ich zu schmerzlichem Bedauern ablehnen mußte, war ich von einem Kreise neu gewonnener Freunde und Bekannten umgeben, denen ich noch gerne im Leben wieder begegnen möchte.

Der letzte Gruß, der mir kurz vor meiner Abreise zukam, war der des Königs selbst: durch das Ritterkreuz des k. griechischen Ordens.

Piräus.

Griechenland und Deutſchland. — Wein von Samos. — Vier Dichter hoch. — Wallfahrer nach Tinos. — Ein weiblicher Irrenapoſtel. — Pio IX. — Vergebliches Harren. — Kriegſchiff Radetzky. — Abfahrt.

An einem grauen, kalten Tage, am 2. April verließ ich Athen um 11 Uhr Vormittag und langte um 12 Uhr in Piräus an.

Hier wurde meine Geduld auf eine harte Probe geſtellt. Das Schiff, das heute anlangen und mich nach Konſtantinopel bringen ſollte, kam erſt am dritten Tage nach Mittag in Sicht. Eine Rückkehr nach Athen war nicht möglich, denn das Schiff konnte zu jeder Stunde eintreffen.

Der erſte halbe Tag verging ziemlich vergnügt. Vier junge Aerzte aus Athen begleiteten einen Freund, der mit mir in den Orient reiſte. Wir ſaßen im Gaſthauſe munter beiſammen. Dr. Demetrios Anazitos, der ſeine Studien in Wien vollendet hatte, ging, als die Cholera in Miſſolunghi von 7000 Einwohnern 300 wegraffte, freiwillig dahin und erhielt eben für die aufopfernde That das Ritterkreuz des Erlöſerordens. Dr. A. Lyzitas erwartete im griechiſchen Kloſter zu Jeruſalem als Arzt angeſtellt zu werden. Dr. Panos Piſſas und Ant. Moſchates waren ebenfalls in Deutſchland, in Heidelberg, Berlin und Wien gebildet. Alle ſprachen vollkommen deutſch.

Nachdem Herr Lyzitas auf mein und Anazitos Wohl, als die jüngſten Ritter des griechiſchen Ordens, ein Glas mit rot gol-

denem Wein von Tinos geleert hatte, nahm ich das Wort: „Die Sehnsucht meiner Jugend hat sich erfüllt, die Fantasie darf fortan in mir sich nicht abmühen, die Stätten des alten Ruhmes, der alten Kunst, der alten Freiheit sich lebendig zu machen; ich sah sie selbst, wenn auch mit Trümmern bedeckt. Noch eines aber ist für mich, wie schon früher auf der Universität in Athen und auch in diesem engern Kreise eine mich beglückende Erscheinung: so viele Bildung in der Sprache meines Vaterlandes mir entgegen sprechen zu hören. Deutschland zahlt dankbar so, den tausendsten Theil wenigstens von dem zurück, was es von griechischer Weisheit, von griechischer Kunst, von griechischer Begeisterung empfangen hat. Heil Hellas, dessen heiligen Boden ich trauernd und dankbar wieder verlasse; aber nicht allein und einsam: die Bilder seiner geistigen Söhne, in deren Mitte ich mich jetzt froh und heiter fühle, werden meine Begleiter sein und in meiner Erinnerung fortleben."

Herr Panos Pissas erhob sich und erwiederte: „Lassen wir das Alte, es sind, wenn noch so schöne, doch nur Ruinen, die den willkommenen Gast bei uns begrüßen und die alte Welt mit der Gegenwart verbinden. Lassen Sie uns von dem reden, was uns zunächst angeht. Unsere Gegenwart säugt sich groß an den Brüsten deutscher Wissenschaft. Hoch Deutschland!"

Diesen Toasten folgten noch andere, auf das Königspaar, wohl auch ein gesprochenes oder gesungenes Lied. Schön erschien mir die Sitte, daß sich selbst in unserem kleinen Kreise jedesmal mit dem Sprecher alle von ihren Sitzen erhoben und stehend seine Worte hörten, was dem Trinkspruche eine Art von feierlicher Stimmung gab.

Ich ließ Wein von Samos, weil ihn Byron besang, bringen und an diesen Umstand anknüpfend, sprach ich: „Lassen Sie uns auf alt klassischem Boden den Manen des großen Dichters, der für Griechenland gestorben ist, ein Weinopfer bringen. Weil wir aber gemahnt worden sind, nicht immer der todten, vergangenen Welt zu gedenken; so seien die goldenen Tropfen den begeisterten Dichtern des neuen Hellas, die es mit ihren Gesängen feiern und

verklären, gebracht. Hoch Solomos, Rangabé, Sutzo, Zalakosta!"

Und wir tranken das goldene Blut der Helios geliebten Erde von Samos.

Der Abend bot kein anderes Schauspiel als jede Hafenstadt. Die Laternen an den Masten ließen die dunkeln Schiffe nur schattenhaft erscheinen, zwischen Buden mit Eß- und Trinkwaaren ein lärmendes Treiben von Matrosen, Soldaten, Weibern und Kindern.

Um das Gebäude der L'lovd-Agenzie lagerten mehrere hundert Landleute, Männer, Weiber, Kinder, welche ebenfalls das Schiff erwarteten, um nach einem berühmten Wallfahrtsorte auf der Insel Tinos zu gelangen. Sie hatten bei später Abendstunde sich unter freiem Himmel auf ihrem Gepäcke zum Schlafen eingerichtet und waren so der empfindlichen Kälte der Nacht preisgegeben.

Im Saale des Hauses wurden uns, da keine Zimmer sonst da waren, Divane zum Ruhen improvisirt. Eine blonde Dame von imposanter Gestalt, die in ihrer Jugend durch Schönheit fesselnd gewesen sein mochte, war mit in unserer Gesellschaft und harrte, wie Alle, mißmutig des Schiffes. Es mochte ihr in der rauchenden Männergesellschaft, nur der englischen und kaum der französischen Sprache mächtig, eben nicht behaglich sein. Der Wirt, von dem sie etwas verlangte, verstand sie nicht und so näherte ich mich, ihr meine Dienste anzubieten.

Miß Dorothea L. Dix hatte ihr Vaterland, Nordamerika, in einer eigenthümlichen Mission verlassen. Sie erbarmte sich der Menschen, deren Geist verdunkelt und die irre, traurig leben und sterben. Sie trug ein Ideal einer Irrenheilanstalt, das durch ernstes Nachsinnen und vielfältige, genaue Betrachtung sich ihr dargestellt hat in ihrem menschenfreundlichen Herzen; sie führte Pläne von Häusern, Schilderungen, Zeichnungen von den mannigfaltigsten Gerätschaften mit sich, um sie als Muster den europäischen Staaten vorzulegen und auf Verbesserung der Irrenanstalten hin-

Kirche lag ſorgſam eingeſammelter, für Düngung des Feldes beſtimmter Ziegenmiſt faſt bis an die Decke aufgehäuft, unter welchem, berichtete die Nonne, Marmorſärge, auf denen Kreuze und die franzöſiſchen Lilien gemeißelt ſind, liegen. Man hält dieſe Sarkofage für die der Herzöge von Athen, die aus dem franzöſiſchen Adelsgeſchlechte der La Roche ſtammten. Die frommen Nonnen mögen kaum ahnen, daß ſie, wie einſt die alten Hellenen an der Brücke des Kephiſſos, das Heilige mit Humor behandeln, indem ſie Dünger legen auf

„Die Saat, geſät von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen."

Am Hochaltare lagen kleine Blumenſträußchen, aus denen der die Berge hier reich umkleidende Quendel ſtark hervorduftete. Sie reichte uns von den Sträußen und nahm ein kleines Geſchenk mit freundlichem Danke an.

Hinter Daphni ſchlägt plötzlich und glanzvoll das Meer ſein himmelblaues Auge auf. Zur Linken erheben ſich die hohen und nackten Felſen von Salamis. In tiefem Hintergrunde ragen die Höhen des Kithäron auf.

Der Weg führt nun abwärts an Mauerwerk vorüber, deſſen einzelne gemeißelte Blöcke, Niſchen und zerſtreute Inſchriften den Tempel der Aphrodite erkennen ließen, welche Meinung durch den Fund von ſchön geformten Tauben aus Marmor und Erz, den Lieblingsvögeln der Göttin, ſich noch mehr befeſtigte.

Wir gelangten endlich in die Ebene, die ſich zur Rechten hinaus vor uns hinzog, während ſie die See in weitgedehntem Halbkreiſe beſpülte. Eingeſchloſſen von den Felſen von Salamis und der Ebene erſcheint hier das Meer wie ein großer Landſee, welcher Eindruck durch die völlig ruhigen Wellen noch mehr erhöht wurde. Einige Schwäne zogen ziemlich fern vom Ufer ihre Kreiſe. Unſer Kutſcher warf mit flachen Steinen nach ihnen, nicht ohne uns früher auf die Kraft ſeines Wurfes aufmerkſam zu machen; ſie wird von den Griechen viel geübt. Unglücklicher Weiſe traf er

mel wird Sie ſegnen!“ Ich beugte tiefer ſchüttert, nicht vor dem Haupte der katholiſchen Chriſtenheit, aber vor dem weiſen Fürſten, vor dem guten Menſchen meine Knie.“

Es war nahe an Mitternacht, jeder von uns ſuchte auf den Divanen eine Lagerſtatt. Die Miß befand ſich in nicht gewöhnlicher Verlegenheit. Ihr Haupt verhüllend, nahm ſie in einem Lehnſtuhle Platz und brachte ſitzend und wie ſie mir des Morgens ſagte, ſchlaflos die Nacht zu.

Sie war ſpäter unſere Reiſegefährtin bis Konſtantinopel, wo ich ihr an einige ärztliche Freunde Briefe nach Wien gab, das ſie im Mai 1856 beſuchte. Sie ließ einen Brief, in welchem ſie ſich höchſt befriedigend über die großartige Irrenanſtalt der Reſidenz ausſpricht, für mich zurück.

Wo weilt jetzt die edle Miſſionärin, eine Dame, die von der Heimat, aus dem Kreiſe der Familie ſich losreißt, die allein eine Weltreiſe unternimmt, um erbarmenvollen Herzens die unglücklichſten der Menſchen aufzuſuchen, und ihnen Troſt und Hilfe zu bringen.

Am Morgen noch kein Vapor in Sicht! Die frommen Wallfahrer lagen frierend im Freien und wir, die noch viele Stunden hätten angenehm in Athen verleben können, wir ſannen darüber nach, wie wir die Zeit hinbringen ſollten. Die Stadt, die ſich mit anſehnlichen Gebäuden in weitem Halbkreiſe dem prächtigen Hafen anſchließt, war bald beſehen. Ein ſchöner freier Platz, von den Franzoſen in eine Gartenpromenade umgewandelt, ladet den von der See Kommenden freundlich ein und ein Brunnen auf demſelben trägt eine koloſſale Büſte des Themiſtokles, ſowie das Vorgebirge die Ueberreſte von ſeinem Grabe. Die Kirche, mit roſa und weißen, Marmor nachahmenden Streifen, gewährt einen freundlichen Anblick, der durch das Helle des Innern noch erhöht wird. Die Straßen der Stadt ſind breit, zwiſchen ſchönen Häuſern geſtreckt und es erweckt die Stadt durch ihre Ausdehnung

denen Skulpturen auf, bis wir die Höhe erreichten, wo ſich antike Ziſternen befinden.

Das tiefe Stillſchweigen, das den in die eleuſiniſchen Geheimniſſe Eingeweihten bei Todesſtrafe geboten war, iſt wohl Schuld daran, daß wir von jenen ſo wenig unterrichtet ſind. Wagte es doch der genial freche Ariſtophanes, dem die Götter ſelbſt nicht zu heilig für ſeinen Spott ſchienen, die Eleuſinen nur mit Ehrfurcht zu nennen. Nur jene Männer wurden zu den Weihen zugelaſſen, die durch Andacht, geiſtige Verſenkung in ſich ſelbſt, durch tief geweckte Sehnſucht nach dem, was heilig iſt, vorbereitet waren. Nachts, Myrten bekränzt zogen ſie in das von Iktinos wunderbar gebaute Heiligthum ein, um die Autos ſakramentales der Göttin Demeter und ihrer Tochter Proſerpina an ſich vorüberziehen zu ſehen, und auf fantaſievolle Weiſe, im Gemüte mehr denn im Geiſte, den Glauben an die Unſterblichkeit der Seele und an die eliſäiſchen ewigen Freuden zu empfangen. Das in die Erde verſenkte Korn, welches die Scholle durchbricht und ſich zu neuem, grünendem Leben erhebt mochte wohl das Symbol für die Unſterblichkeitslehre ſein, dargeſtellt durch das ſchöne Myſtenſpiel von Demeter, die hier den Heros Triptolemos den Ackerbau lehrte, und mit der in die Unterwelt geraubte Proſerpina durch die verhängnißvollen Kerne des Granatapfels getrennt und verbunden bleibt. Eine, wie ſich die heutige Anſchauung ausdrückt, raziona-liſtiſche Auffaſſung und Erklärung der Symbole und Mythen mag dem in die größern Myſterien Eingeweihten entgegen getreten ſein. Während das Volk an den Symbolen hing, wurde der Wiſſende des ſie beſeelenden Gedankens theilhaftig.

Bald hatten ſich meiſt Weiber und Kinder um uns verſammelt und betrachteten und beſprachen unſer Thun. Wir waren die Helden aus der Ferne, ſie der beſchauende und urtheilende Chor. Die Weiber trugen alle ein langes, weißes Kleid ohne Aermel und ohne Gürtel, das an der Bruſt mit ſilbernen Spangen zuſammengehalten, den Formen des Körpers ſich wenig anſchloß. Am Rücken waren dieſem Kleide meiſt zwei ſchwarze Streifen eingewebt. Ueber dieſes Kleid trugen ſie ungegerbte Lammsfelle. Die

liche der Hunderttauſende von Opfern, die dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege fielen und was Jeder jetzt weiß, er ſprach es ſchon damals aus, daß die Wirren begonnen, aber nicht geendet haben, wenn es auch Friede ſcheint. Ich beklage es, Mittheilungen, die auf inniger Bekanntſchaft mit entſcheidenden Perſonen und Zuſtänden beruhten, hier nicht wiederholen zu dürfen; manche noch nicht ganz begriffene, oder falſch aufgefaßte Erſcheinung würde in klarer Beleuchtung da ſtehen.

Der Commodore ſah nach der Uhr. „Sie ſollen ſehen, wie bald das Schiff blank iſt.“ Er übergab mich einem jungen Kadetten, Herrn Frank aus Fünfkirchen in Ungarn, um mir alle Schiffsräume zu zeigen und zu erklären. Ein Glockenzeichen wurde gegeben, die Muſik des Schiffes begann zu ſpielen und die Matroſen fingen ſchweigend, weil ſie bei derſelben nicht reden dürfen, die Arbeit an. Es begann eine ernſte, gemeſſene und doch raſche Bewegung in den koloſſalen Räumen des Schiffes. Das ging und kam, einzeln und in Gruppen, hinauf und hinab, ein Tragen und Ablegen, alles beim Takte einer lebhaften Muſik. In zwanzig Minuten war die Arbeit gethan: das Deck blank geſcheuert, alles Eiſen und Meſſing makellos glänzend, Taue, Tackelwerk und Segel in ſtrengſter Ordnung und alles bereit, wenn das Kommandowort ertönen würde, die Anker zu lichten.

Der Commodore empfing mich noch einmal beim Frühſtück und ließ mich, herzlich Abſchied nehmend, im Boote des Kriegſchiffes an das Land zurück rudern.

Es war am dritten Tage des Harrens und noch war kein Vapor in Sicht. Die Sorge, daß er verunglückt ſein könnte, fing an ſich in der Agenzie des L'loyd geltend zu machen. Ich brachte die meiſte Zeit im Bureau des eben ſo freundlichen, als zuvorkommenden Agenten des L'loyd, Herrn Ivich und des Kanzlers, Herrn Beck, leſend oder ſchreibend zu.

Die Wallfahrer, wie mäßig ſie auch lebten, hatten ihr Geld zur Wegzehrung gebraucht und durch Obdachloſigkeit in der em-

einige antike Kunſtwerke zu finden, würden ſie uns doch in Athe- beſſer aufbewahrt ſcheinen.

Der Himmel hatte ſich ſtark umwölkt und drohte mit Regen. Wir mußten, um vor Abend in Athen einzutreffen, raſch in den Wagen, und weil ſich ein Regen wirklich bald ergoß, die Wagen- fenſter ſchließen, wodurch es mir verſagt war, die ewig ſchönen und denkwürdigen Szenen noch einmal und tiefer in die Seele zu ſchauen.

Syra.

Selige Nymphen. — Herr von Hahn. — Hat Humajum und Tanſimat. Fortſchritte in Griechenland. — Padre Conſtantino. — Jüdiſche Nachrichten. — Maler Greſſel. — Die Juno von Syra. — Abſchied.

Es leuchtete wieder ein glorreicher Morgen auf der See. Millionen Wogen und in jeder eine Sonne. Wir begrüßten, das einen hohen, koniſchen, ſteilen Berg hinabgebaute Syra, das mit ſeinen weißen, flach bedachten Häuſern von der Sonne grell beſchienen, wie eine Stadt aus eitel pariſchem Marmor gebaut erſchien.

Wir ankerten um 8 Uhr früh im Hafen; und hatten vier Stunden Zeit die Stadt zu ſehen. Der Agent der L'loydagenzie, Herr Marinich, wies mir in zuvorkommenſter Weiſe einen Diener an, um die Höhe der Stadt zu erſteigen und mich dann zum berühmten Verfaſſer der „albaneſiſchen Studien", der als k. k. öſterreichiſcher Conſul in Syra fungirt, zu Herrn von Hahn zu führen.

Syra iſt nicht auf Felſen gebaut, vielmehr ſcheint es in ſie hineingeſchnitten. Die Straßen ſind ſchmal und zwiſchen hohen, ſchattengebenden Häuſern zuſammengedrückt; breite, platte Flieſe laſſen nirgend den Boden ſehen, oder vielmehr iſt dieſer der Felſen ſelbſt. Als wir ziemlich hoch durch die Stadt geſtiegen waren, gelangten wir vor dieſelbe hinaus, und hatten noch eine ſonnige, kahle Höhe

Wie aber den Reisenden, drängt es auch den Schilderer der Reise, dem Ziele näher zu rücken und zu ihm zu gelangen:

Nach Jerusalem!

Den letzten Tag meiner Anwesenheit, an dem Professor Makkas mich noch nach dem Pentelikon begleiten wollte, was ich zu schmerzlichem Bedauern ablehnen mußte, war ich von einem Kreise neu gewonnener Freunde und Bekannten umgeben, denen ich noch gerne im Leben wieder begegnen möchte.

Der letzte Gruß, der mir kurz vor meiner Abreise zukam, war der des Königs selbst: durch das Ritterkreuz des k. griechischen Ordens.

Piräus.

Griechenland und Deutſchland. — Wein von Samos. — Vier Dichter hoch. — Wallfahrer nach Tinos. — Ein weiblicher Irrenapoſtel. — Pio IX. — Vergebliches Harren. — Kriegſchiff Radetzky. — Abfahrt.

An einem grauen, kalten Tage, am 2. April verließ ich Athen um 11 Uhr Vormittag und langte um 12 Uhr in Piräus an.

Hier wurde meine Geduld auf eine harte Probe geſtellt. Das Schiff, das heute anlangen und mich nach Konſtantinopel bringen ſollte, kam erſt am dritten Tage nach Mittag in Sicht. Eine Rückkehr nach Athen war nicht möglich, denn das Schiff konnte zu jeder Stunde eintreffen.

Der erſte halbe Tag verging ziemlich vergnügt. Vier junge Aerzte aus Athen begleiteten einen Freund, der mit mir in den Orient reiſte. Wir ſaßen im Gaſthauſe munter beiſammen. Dr. Demetrios Anazitos, der ſeine Studien in Wien vollendet hatte, ging, als die Cholera in Miſſolunghi von 7000 Einwohnern 300 wegraffte, freiwillig dahin und erhielt eben für die aufopfernde That das Ritterkreuz des Erlöſerordens. Dr. A. Lyzitas erwartete im griechiſchen Kloſter zu Jeruſalem als Arzt angeſtellt zu werden. Dr. Panos Piſſas und Ant. Moſchates waren ebenfalls in Deutſchland, in Heidelberg, Berlin und Wien gebildet. Alle ſprachen vollkommen deutſch.

Nachdem Herr Lyzitas auf mein und Anazitos Wohl, als die jüngſten Ritter des griechiſchen Ordens, ein Glas mit rot gol-

ſprach gegen ihn die Klage aus, daß ich nun heute von Griechenland ſcheide, ohne einer weiblichen Schönheit begegnet zu ſein; er erwiederte, daß er nach Monaten ſich in demſelben Falle befinde. Herr von Hahn erzählte, daß er ſelbſt, ſeit ſeinem langjährigen Aufenthalte ſich nur zweier Schönheiten erinnere. Eine von ihnen, ein Bauermädchen, nannten Alle, wenn ſie kam, die Juno, und wer dieſe ſah, dem kann kein anderes Weib auf der Erde ſchön erſcheinen.

Die mir zur Abfahrt bezeichnete Stunde rückte heran, und ich wollte aufbrechen. Herr von Hahn beruhigte mich, daß das Schiff nicht eher die Anker lichte, bis ſein offizielles Packet dem Kapitän übergeben ſei. So blieb ich noch einige Zeit mit dem geiſtig vielfach bewegten Manne zuſammen; zu kurz, um mich an ſeinen vielſeitigen Gedankenrichtungen vollkommen zu erfreuen, zu lange, um eben den Verluſt zu begreifen, nicht länger mit ihm verkehren zu können.

Smirna.

Die Fürſtin Anatoliens. — Ein Traum Alexander des Großen. — Die jüdiſche Gemeinde. — Lichtberg der Ewigkeit. — Windmühle und Weinſchenke. — Morgenländiſche Reminiszenzen im Abendlande. — Eine betende Mutter. — Gruppen und Geſtalten an Bord. — Abfahrt.

Wir hatten eine glückliche Fahrt, und ſahen am 6. April des Morgens die Fürſtin der Städte Anatoliens vor uns fremd und glänzend emportauchen. Als wir uns in der meilenweiten Bai befanden, ſahen wir rechts einen Berg mit weißen, flachen Steinen beſäet, eine Begräbnißſtätte, hinter der ſchwarzgrün ein Zipreſſenwald in den blauen, warmen Himmel emporragte. Die hohen, dunklen Baumpiramiden boten einen ſchönen Gegenſatz zu dem weißen, ſteinernen Walde der Minarete, die zwiſchen einem braunen Häuſermeere, neben kühn gewölbten Kuppeln, aufſtrebten.

Weiße Finger, die dem Moslem in den Himmel zeigen!

Ueber die Häuſermaſſen, die in weit geſchwungenem Halbkreiſe dem Meere angebaut ſind und ſich immer mehr die grünen Berge emporheben, ragt ein mittelalterliches Kaſtell, wo einſt die Akropolis der Stadt ſtand. Wenn der Blick von dieſer Höhe herab ſich wieder zum Meere ſenkt, ſo ſieht es daſſelbe mit Schiffen bedeckt, auf denen die Flaggen faſt aller Nazionen flattern. Kleinere Schiffe mit weißen Segeln ziehen mit uns in den Hafen ein, andere laufen aus; Boote mit beturbanten Ruderern fliegen pfeilſchnell zwiſchen durch.

Wenn man das ganze große Bild der prächtigen Stadt in's Auge faßt, ſo glaubt man, dem Pauſanias gerne, daß ihre Gründung durch einen Traum des großen Makedonierkönigs veranlaßt worden ſei.

In einen märchenhaften Traum von tauſend und einer Nacht glaubt ſich aber der nordiſche Fremdling wirklich verſetzt, wenn er das Land betritt. Wir begegnen Menſchen in allen Trachten und Farben des Morgenlandes, manche leicht, viele reich in Waffen, Frauen in langen, weißen Gewändern, meiſt mit einem ſchwarzen, undurchſichtigen Schleier vor dem Antlitze. Langſam einherſchreitende Kameelzüge, Mulatten, Neger, Herren in feiner, franzöſiſcher Tracht, ehrwürdige, armeniſche Prieſter mit lang wallenden Haaren, Juden in polniſchem Anzuge, Reiter zu ſchön geſattelten Eſeln machen die Straßen enge, bunt und belebt. Dieſe Geſtalten und Gruppen ſind beiläufig ein Ausſchnitt aus einem koloſalen, immer wechſelnden, fantaſtiſchen Gemälde. Ein verwirrender Sprachenreichthum lärmt und ſchreit aus der wunderlichen Menge hervor. Im Bazare, weil es Sonntag war, hatten die Chriſten ihre Läden geſchloſſen, dagegen war es in denen der Mohammedaner und Juden um ſo lebhafter. Die geſchloſſenen Läden waren aber von armen griechiſchen Chriſten, die ſelbſt keine Läden halten können, benützt und mit dem bunteſten Krame behängt. In vielen Läden war das Handwerk türkiſch bequem thätig: die Arbeiter verrichteten ihr Geſchäft, gekreuzter Beine ſitzend und Nargile rauchend. Die engen Straßen alle ſchmutzig, da und dort ein ganzes gebratenes Lamm, ſüße Kuchen, Fiſche, Berge von Orangen und Zitronen zum Kaufe ausgeſtellt.

Durch alle dieſe Szenen und Gruppen mich durchwindend, gelangte ich, mit einem ehrenwerten Landsmanne aus Böhmen, Herrn Barbièr, der in Smirna als angeſehener Kaufmann lebt, in das Judenviertel, das zwiſchen dem der Mohammedaner und dem der Armenier liegt. Ihr Zuſammenwohnen geſchieht aus freier Wahl, wie auch die Bekenner der anderen Religionen es vorziehen, beiſammen zu wohnen.

Wir besuchten den Oberrabbi, den wir in einer mit zerschlissenen Teppichen bedeckten, ärmlichen Stube, eines winkeligen, unansehnlichen, hölzernen Hauses fanden. Einige hölzerne Truhen ringsumher waren die einzigen Einrichtungstücke und enthalten, wie mir Herr Barbier erklärte, die Habseligkeiten der Familie. Die Brände in Smirna, da fast alle Häuser, namentlich die der Türken, aus Holz gebaut sind, mahnen zur Vorsicht. Die Truhen werden, sobald ein Feuersignal in einem Stadtviertel ertönt, rasch davongetragen und in Sicherheit gebracht. Der Oberrabbi, eine ehrwürdige Erscheinung mit langem, vollem Barte, saß gekreuzter Beine auf einem niedrigen Divane zwischen Polstern. Uns wurden zwei Stühle ihm gegenüber angeboten und süß kandirte Früchte und frisches Wasser von der lebhaft redseligen Frau des Oberrabbi's freundlichst gereicht.

Bald kamen noch drei Rabbinen und der Kanzler der Gemeinde. Sie küßten dem Oberrabbi die Hand, welche Huldigung er damit erwiederte, daß er seine Hand an Brust und Stirne legte. Meine Reise nach Jerusalem war ihnen von Corfu her bereits bekannt geworden, und ich gab jedem der Herren meine Ansprache an die jüdischen Bewohner Palästina's. „Kol mebasser". Alle fingen sogleich zu lesen an; ich bat den Oberrabbi die Lesung für eine andere Zeit zu verschieben, und mir, was mich sehr interessire, einige Verhältnisse seiner Gemeinde mitzutheilen.

Die Zahl der jüdischen Bewohner in Smirna ist 15,000; die Stammfamilien wanderten aus allen Provinzen des türkischen Reiches in Asien und Afrika und aus Venedig ein; sie bilden seit 287 Jahren eine Gemeinde nach spanisch-portugiesischem Ritus, und sprechen, nebst der türkischen Sprache die spanische. Die Gemeinde wurde von mannigfachem Unglücke fort und fort bedrängt.

Die Juden litten in vergangenen Jahrhunderten durch den Fanatismus der Moslems, und mußten immer für Leben und Gut zittern; als die Regierung milder und gemäßigter wurde, haben sie wieder die Elemente mit Vernichtung bedroht. Um nicht früherer Unglücksfälle zu gedenken, sei nur der großen Brände im Jahre 1841 und 1852 erwähnt, die selbst die Wohlhabenden

in Armut stürzten. Die Gemeinde besaß ein steinernes, nach allgemeiner Aussicht feuerfestes Haus, in dieses trugen, wer nur einen leicht tragbaren Besitz hatte, die Juden Gold, Silber, Edelsteine und Waaren. Das Haus enthielt einen Wert von vielen Millionen Piastern und war nach einer Stunde ein Aschenhaufen. In diesem Brande gingen 15,000 Bücher, darunter alte, kostbare Druckwerke, und unersetzliche Manuskripte verloren. Die Gemeinde drückt seit jener Zeit eine Schuldenlast von 600,000 Piastern, es sind Waisen- und Armengelder; andere Beträge schuldet sie einigen Reichen in Smirna und in Jerusalem, von wo aus sie durch die heimische, türkische Behörde sehr gedrängt wird.

Aber noch eine andere, sie völlig erdrückende Last — neben den Zinsen des genannten Kapitals, das sie nie zurück zahlen zu können hoffen dürfen — läßt die Vorsteher in eine traurigere Zukunft blicken. Die Gemeinde hat eine fünffache Armut zu versorgen, vor allen 100 Rabbinen, die sich ausschließlich mit dem Studium der heiligen Schrift beschäftigen, dann 100 verschämte Arme, von einst sehr reichen Familien und 400 wirkliche Bettler. Von der Mildthätigkeit der Gemeinde hängen ferner 1000 Waisenkinder ab, und das Spital und Versorgungshaus für Kranke und Verkrüppelte nimmt jährlich 10,000 Piaster in Anspruch. Andere Auslagen, die Armen zu beerdigen, ihre Gräber zu bezahlen, nehmen noch weitere 10,000 Piaster in Anspruch. und jede der neun Synagogen in Smirna ist 15,000 Piaster schuldig.

„Rette uns!“ sagte der Oberrabbi am Schlusse seiner Mittheilung, „rette uns! Erzähle, wenn Du glücklich nach Europa zurück gekehrt sein wirst, von unserer Not, von unserer hoffnungslosen Verzweiflung. Der Gott der Heerschaaren wird mit Dir sein auf Deinen Wegen und Dich schützen und behüten.“

Alle Anwesenden, darunter die Gattin des Chacham Baschi, sagten „Amen!“

Die Gemeinde wird von 4 Vorstehern — früher von 6 — geleitet, die jährlich gewählt werden; diese ernennen 4 Armenvor-

ſteher und eine Sitten- und Religionspolizei. Die letztere hat die Pflicht ihr bedenklich ſcheinende Zuſtände und Angelegenheiten der Gemeinde ſowohl, wie einzelner Perſonen dem Rabbinentribunal, an deſſen Spitze der Chacham Baſchi ſteht, mitzutheilen. Dieſes bewacht auch die beſtehenden 25 Lehranſtalten für hebräiſche Sprache und Talmud.

Als ich über die große Anzahl dieſer Anſtalten mich erſtaunt äußerte, ſagte mir der Oberrabbi: „Darin ſind wir jeder Stadt im Orient voraus, und Du wirſt eben ſo erſtaunen, wenn Du nach Jeruſalem kommſt, dort nicht eine Talmudthora zu finden.“

Als ich um die Zahl der Geburten, Heiraten und Sterbefälle fragte, wurden mir die erſten auf 500, die zweiten auf 300 bezeichnet. Die Sterblichkeit, weil ſehr viele Kinder und Arme ſterben, für die keine Gräber bezahlt werden, konnte mir nicht angegeben werden. Die Bezahlung für Grabſtätten iſt die einzige ſtatiſtiſche Controlle. Vor einem Jahrzehnt befahl der türkiſche Gouverneur die Anlegung einer Matrikel; der Oberrabbi bemerkte türkiſch naiv: „Sie unterblieb aber, weil Niemand die Arbeit zahlte.“ Wenn es gerichtlich nötig iſt, nachzuweiſen, ob jemand verheiratet, wie alt ein Kind, wann jemand geſtorben ſei, läßt das religiöſe Tribunal „Besdin“ 10 Männer kommen, die um die Sache wiſſen können, und ſtellt auf Grundlage der Ausſage dieſer Vertrauensmänner ein Zeugniß aus.

Herr Chajim Palatſchi iſt als Schriftſteller bekannt, und erwiederte meine von dem Dichter Letteris überſetzten Elegien „Nach der Zerſtörung Jeruſalems“ mit zwei ſeiner gelehrten Werke. Der Kanzler der Gemeinde, Herr Chajim Krisjin, verehrte mir ſeine unter dem Titel „Schir meliza“ veröffentlichten Gedichte; ich hatte ihn ſomit als meinen doppelten Collegen zu begrüßen.

Der Chacham Baſchi ließ mich, auf meinen Wunſch, nach dem Hospitale, in einige Synagogen und auf den Leichenhof durch zwei ſeiner Diener geleiten.

Ueber der Pforte des Hospitals glänzte mir eine rote Marmortafel mit hebräiſch goldener Inſchrift entgegen; ſie verkündete, daß der verſtorbene Freiherr Salomon von Rothſchild, der dem Ruhm ſeiner materiellen Macht durch den der Freigebigkeit und Barmherzigkeit verſöhnte, auch hier die Mittel bot, um dieſe Zufluchtſtätte menſchlichen Elends erbauen zu helfen. Das nur mit einem Erdgeſchoß verſehene Haus hat in die enge Straße, in der es ſchmutzig ſteht, keine Fenſter. Der Eintretende befindet ſich in einem viereckigen, mäßig großen Hofraume, der mit Bäumen und Blumen bepflanzt, einen angenehmen Eindruck macht. Entlang den Mauern dieſes Raumes ſind Thür an Thüre, die zu den Zellen der Kranken, oder Siechen führen. Ich trat in fünf derſelben, die bewohnt waren, und es bedurfte eines, an den Ekel der Wohnungen des armen, kranken Elends gewohnten Mannes, um beim Eintritte nicht zurückzuſchrecken. Die Zelle erhält nur Licht, wenn die Thüre offen ſteht, der Kranke befindet ſich, wenn das Wetter rauh iſt, und er ſie ſchließen muß, im Finſtern. Auf fetzenhaften Decken lagen, oder ſaßen die Kranken im verwahrloſeſten Zuſtande. Die Luft war durch den unſagbaren Schmutz der Zelle unerträglich.

Als ich mir eine Bemerkung über dieſen Zuſtand erlaubte, ſchien ich nicht recht verſtanden worden zu ſein, und es trat mir hier, in der erſten orientaliſchen Stadt die Erſcheinung entgegen, die ich dann fort und fort Gelegenheit zu bemerken hatte: daß dem Orientalen der Sinn für Reinlichkeit, inſofern ſie ſich nicht auf ſeinen Körper bezieht, abgeht. Wie könnte ſonſt der Arzt, übrigens ein griechiſcher Chriſt, täglich dieſe Anſtalt beſuchen, und nicht einen Umſtand beſeitigen, der ſelbſt geſunde, an Reinlichkeit und friſche Luft gewöhnte Menſchen nur krank machen kann.

In einer größeren Zelle ſaßen einige Frauen und Mädchen, und laſen Waitzen aus, um ihn zum Oſterbrotbacken rein zu haben. Der Anzug der Frauen, die etwa in zwanzig zerrauften Zöpfchen herabhängenden Haare der Mädchen, die wenig blanken Hände ließen mich glauben, daß der Waitzen vielmehr durch ſie erſt ſchmutzig werde. Die hundert Rabbinen Smirna's, erzählten

mir meine Begleiter, haben die Pflicht, wenn es Erntezeit iſt beim Schnitte des Waitzens anweſend zu ſein und den durch Austreten der Aehren gewonnenen Waitzen zu verwahren, aus dieſem werden, wieder unter ihrer Aufſicht, Oſterbrote für ſie und den Oberrabbi gebacken. Die Gemeinde ſelbſt kauft das ungeſäuerte Brot auf dem Bazar.

Ich ſah in einer andern Stube aufbewahrtes Oſterbrot, das nicht wie in Deutſchland rund und dünn, ſondern zu viereckigen, ſehr dicken Scheiben gewalkt und durchſtochen iſt. Als oſterliches Luxusbrot werden Mazot aus feinſtem Mehle, das mit Wein geknetet iſt, gebacken.

Wir nahmen ein Boot, um an den Fuß des Berges Pagus zu gelangen, auf dem ſich die Begräbnißſtätten der Juden, Mohammedaner und Chriſten befinden. Wir gelangteu durch den Wald von Schiffen, die im Hafen ankerten, an der großartigen, durch den roten Ziegelbau ſich grell auszeichnenden Militärkaſerne vorbei, in zwanzig Minuten an den jüdiſchen Begräbnißplatz. Die Leichen müſſen zu Land dahingetragen werden, eine Strecke, die aus dem Judenviertel nahe zwei Stunden Zeit in Anſpruch nimmt. Bei der furchtbaren Glut der Sommerſonne und dem Umſtande, daß die Verweſung meiſtens ſchon in zwei, höchſtens drei Stunden eintritt, iſt ein Gang nach dieſem Friedhofe eine fromme, aber ſchwere, und unter gewiſſen Verhältniſſen eine gefährliche Arbeit.

Der Berg erſcheint von der Tiefe bis hoch zum Gipfel, von flach den Gräbern anliegenden Steinen, wie gepflaſtert. Alle ſind aus weißem Marmor und glänzten im Sonnenlichte, ſo daß der Berg in der Ferne, wie überſchneit und von Millionen Schneekryſtallen funkelnd erſchien.

Ein Lichtberg der Ewigkeit!

Ich ging zwiſchen den Grabſteinen hin, deren Inſchriften nur ſelten, dann aber mit Gold hervorgehoben, mit ſchön gemeißelten Blumen und Arabesken geſchmückt waren. Auf einigen iſt

ein Buch, oder ein Schreibzeug, wie es die Orientalen im Gürtel tragen, gemeißelt, als Zeichen, daß ein Schriftgelehrter in dem Grabe ruhe. Auffallend war mir auf einigen Grabsteinen die Abbildung eines Seſſels. „Unter ſolchen Steinen“ erklärten meine Begleiter, „liegt ein Jüngling, oder eine Jungfrau, die verlobt, vor Eingehung der Ehe geſtorben ſind.“ Den Grund dieſes Symbols konnte mir keiner meiner Begleiter erzählen, als ich ſie um denſelben fragte, meinten ſie: „Es iſt ſo von Alters her Gebrauch.“

Der Friedhof iſt ohne Umfangsmauer und dehnt ſich um den ganzen Berg herum, deſſen Spitze eine Windmühle trägt, in welcher das Waitzenmehl zum Oſterbrote gemahlen wird.

Zwiſchen den Gräbern ſpielten Kinder, und ſchlugen eine Gruppe türkiſcher Soldaten Ball.

Zurückkehrend gingen wir am mohammedaniſchen Friedhofe vorbei, wo reiche Monumente, mit Turbanen geſchmückt, in Gold und Farben prangend, weiß marmorn aus ſchwarzgrünem Zipreſſendunkel hervorleuchteten. Neben der Pforte dieſes Leichenhofes war heiteres Leben in einer Weinſchenke laut.

Dort der Wind zwiſchen den Flügeln einer Mühle gefangen, hier die Glut des Weines, gleichſam die Hüter der Todten. Dort der kahle, baumloſe Berg, hier ein Zipreſſenhain und Farbenpracht. Mir erſchien die aſketiſche und paradieſiſche Anſchauung des Todes des einen und des andern Volkes, wie ſie hier zufällig hart neben einander ſich ausprägten, ſymboliſch ausgedrückt und allerlei Gedanken denkend, beſtieg ich das Boot und ließ mich zurück in die Stadt rudern.

Ich beſuchte zwei der größeren Synagogen. Man gelangt ein Treppe hoch, in einen hellen, weiten und hohen Saal; in ziemlicher Höhe an drei Seiten ſind mit engen, bunt gemalten Holzgittern verſehene Logen für die Frauen. Die Holzgitter genau ſo, wie ich ſie oft in böhmiſchen Landſynagogen im erſten

Stockwerke ſah, wo die Frauen unſichtbar hinter ihnen beten. So konnte ich in dieſem unbedeutenden Umſtande eine Reihe von Bemerkungen beginnen, wie Hunderte von kleinen und mannigfachen Gewohnheiten der Juden im Abendlande aus dem Oriente ſtammen, und da erſt begriffen werden können. Bauart, Tracht, Bewegungen, Mimik, Speiſen gewähren die gleiche Beobachtung, und wir werden in dieſen Blättern noch oft Gelegenheit haben, ſie auszuſprechen.

In der Mitte der Synagoge, zu beiden Seiten einige Stufen empor, erhebt ſich der Almemer, der Tiſch, auf dem die Thora geleſen wird. Ihn umgeben, ebenfalls wie in unſern Landſynagogen geſchmacklos gewundene Säulen und Säulchen mit dicken Knäufen, daſſelbe bunt bemalte Drechslerwerk. Vor der Bundeslade, die dem Eintretenden gegenüber gegen Sonnenaufgang, wie in allen Synagogen der Welt angebracht iſt, hängen ſchwere, ſeidene Vorhänge, auf denen das Wappen Judas, ein Löwe geſtickt iſt, der in ſeinen Pranken das Schild Davids, den „Magendavid“ oder eine Krone hält, denn „die Thora iſt die Krone des Lebens.“ Welcher Jude im Abendlande hat nicht dergleichen häufig geſehen? Die Ezchajim, die ſilbernen Lebensbäume, welche die Thorarollen zieren, und in kunſtreich gearbeitete Granaten, den Symbolen der Fruchtbarkeit im gelobten Lande, auslaufen? Eine ſilberne Hand, mit genau ſo vorgeſtreckt geformtem Zeigefinger, weiſt dem die Thora Vorleſenden die Worte vor. Iſt dieſe Sitte nicht eine plaſtiſche Illuſtrazion des Wunders in Egypten, wo die Zauberer ſagten: „Da iſt Gottes Finger dabei?“ Die Gelehrten mögen dieſe archäologiſche Betrachtung der „Jad“ näher unterſuchen.

Unter dem Almemer läuft, ebenfalls wie bei uns, eine Bank den Wänden entlang. Zwiſchen dieſen und dem Almemer ſind weder Sitze noch ſogenannte „Ständer“ hohe Pulte für die Gebetbücher. Dadurch gewinnt die Synagoge an freiem Raum und gewährt keinen ſo unordentlichen Anblick, wie bei uns, wo die in Kirchen üblichen Betbänke nachgeahmt worden ſind.

In einer andern Synagoge, die so wie die eben geschilderte gebaut und eingerichtet war, trat mir eine Erscheinung von wunderbar erschütternder Wirkung entgegen. Als wir die Treppen emporstiegen, scholl uns, es wäre schwer es anders zu bezeichnen, ein jauchzendes Wehklagen, ein schmerzvoller Jubel entgegen. Dann war es still, um, nach einer Minute sich wieder zu erheben.

Wir traten in die Synagoge. Im ganzen, weiten Raume nur zehn still betende Rabbinen in der schönen falten- und farbenreichen Tracht des Orients. Vor der offenen Bundeslade standen drei Frauen in weiten, weißen Gewändern, die das Haupt bedeckend die ganze Gestalt faltenreich umhüllten. Sie standen mit dem Angesichte gegen die Bundeslade gewendet; von ihnen ging das laute Wehklagen, das schreiende Gebet aus. Dann wandten sie sich gegen die Rabbinen. Eine Matrone zwischen zwei jungen Frauen streckte die Arme aus, während diese ihr die Arme hielten, daß sie nicht sinken. Die Gruppe stand da, wie aus weißem Marmor gemeißelt.

Ich mußte an den Propheten denken, wie er von der Höhe herab der Schlacht zusah und mit ausgestreckten Armen betete und die beiden Männer ihm die Arme hielten, damit sie nicht sinken und auch der Herr sein Volk nicht sinken lasse.

Hier flehte eine Mutter ebenfalls um einen Sieg des Lebens über den Tod. Sie betete Psalmen für die Genesung ihrer im Sterben liegenden Tochter.

Um 1 Uhr nach Mittag an Bord zurückgekehrt, fing sich die Bevölkerung des Schiffes bunt zu vermehren an. Meist waren es Türken und Griechen, die sich zur Fahrt nach Konstantinopel eingefunden hatten; diesmal auch türkische Frauen. Die Moslems mit Polstern und Teppichen, sogar mit Kochgeschirren versehen, nahmen alle den dritten Platz auf dem offenen Verdecke ein; selbst die Reichen unter ihnen, um jeden Verkehr mit Christen zu vermeiden und in ihren Gewohnheiten nicht gestört zu sein. Die Sklaven breiteten improvisirte Divane aus und reichten unver-

weilt ihren Herren den Tschibuk, oder das Nargile. Eine kleine Kaffeeküche bekam sogleich vollauf zu thun, um nach türkischer Weise Mokka zu bereiten und in kleinen Täßchen umherzureichen. Es waren Gruppen von Ziegen und Schafen mit auf das Verdeck gekommen, deren Zahl sich bis Konstantinopel bedeutend verminderte, sie fielen unter dem Messer der türkischen Köche. Auch eine Zigeunerfamilie hatte sich eingefunden und in einem kleinen Kreise gelagert. Die Zigeuner im Oriente, türkisch und arabisch sprechend, treiben keine Musik und wahrsagen selten; meist leben sie auf den Bergen, sammeln heilbringende Kräuter und kommen nur in die Städte, um die Pflanzen und Wurzeln an Apotheken zu verkaufen. Die vielen sich zur Reise Anschickenden waren von so vielen Freunden und Bekannten begleitet, daß kaum ein Platz auf dem Verdecke zu finden war. Das Schiff umwimmelten hundert bunt bewimpelte Barken.

Stunden vergingen in diesem bunten, neuen Gewühle in der angenehmsten Weise. Aus ihm heraus schweifte das Auge wieder über die Stadt, die Berge, die Zipressenwälder, die Kuppeln der Kirchen, die Minarete und das ganze bewegte Leben in dem großartigen Hafen.

Ein prächtiger Dampfer des österreichischen Lloyd „Messina" ankerte mit uns. Aus einem Schlotte wirbelte immer mächtiger eine Rauchsäule empor zur Fahrt nach Alexandrien; wir lichteten die Anker nach Konstantinopel. Die Boote, welche die Schiffe schwankend umkreisten, fuhren jetzt in alle Richtungen hinaus, kleine bunte Welten von einer größeren Welt sich loslösend, glitten sie strahlenhaft in alle Richtungen hin. Die „Messina" und unser Schiff, mit ihren ganzen Bevölkerungen auf den Verdecken, grüßten einander und dann flogen sie hin und die Stadt versank allmälig in blau goldener, duftiger Ferne.

Die Dardanellen.

Möven. — Venus und Aronstab. — Leuchten der See. — Mytilene. — Tenedos. — Die Dardanellenschlösser. — Schiller, Grillparzer und Byron. — Xerxes, Alexander und Suleiman. — Gallipoli. — Eine mohammedanische Schule.

Wir fuhren durch die himmelblaue See. Hinter uns her flogen Möven, wie Geier groß und schreiend. Ein im Schleudern sehr gewandter Neger warf ihnen Brotstücke hoch empor; die Möven ließen sie erst ruhig in die See zurückfallen, dann stürzten sie, ein weißer Blitz, ihnen nach und selten ging ihnen ein Stück verloren. Andere schossen pfeilgerade über den weißen Schaum der Wogen hin und, immer wieder in Gruppen sich sammelnd, waren sie dem Schiffe nahe, um wieder auseinander zu fliegen und uns das heiterste Spiel zu bereiten. Ihre Zahl wurde immer größer und schwebte, wie eine weiße Wolke, uns nach. Ich hatte seit meiner Reise meine Pistolen noch nicht entladen und mehr, um die Vögel zu erschrecken, brannte ich sie los. Blutend stürzte eine Möve in die See, schreiend flogen die übrigen auseinander.

Allmälig senkte sich die Sonne dem Horizonte zu und sank als rotglühende Scheibe in die Wellen. Die Nacht brach rasch ein und „Venus" ging leuchtend groß über den Felsen der schönsten der Sporaden, über Lesbos, auf. So funkelte sie einst in das schwimmende Auge Sappho's und des Dichters Alkäos, die beide hier geboren wurden, die wollüstig süße Musik der Lesbier berühmt machten, und selbst unsterblich geworden sind. Ein anderes

Sternbild feſſelte, mehr als ſonſt, mein Auge: drei aufwärts ſtehende Sterne, der Aronſtab!

Die See fing an zu leuchten. So breit unſer Schiff war, zog es eine weißglänzende Furche hinter ſich her, die ſich, weit hinaus in die See verlierend, die Bahn bezeichnete, die wir eben durchzogen hatten. Ich bog mich über Bord in der Nähe des Steuerruders, um die wunderbare Erſcheinung der brennenden Wogen fort und fort und näher zu betrachten. Die zwiſchen den ſchwarzen Wogen ſcharf gezogene Lichtſtraße erſchien, wie ein vom Monde beſchienener, leiſer Nebel, durch welchen einzelne Sterne leuchten. Oder wie die Milchſtraße, durch einen Tubus betrachtet. Funken zuckten elektriſch auf, kreuzten ſich mit anderen, erloſchen und ſprühten. Manche blitzten weißbläulich aus der Flut empor und flogen, wie Glühwürmer in einer lauen Sommernacht.

Die Erſcheinung war mir nicht neu; ich hatte ſie vor Jahren ſchon im Golfe von Neapel beobachtet und ſpäter wiſſenſchaftlich vorgetragen; doch feſſelte mich dieſes Feuer im Waſſer bis ſpät in die Nacht.

Müde von dem anſtrengenden Tage in Smirna und all den tauſend bunten und neuen Erſcheinungen zog ich mich endlich in die bequem und elegant ausgeſtattete Kabine zurück. Ueber mir fing es an zu ſingen, ſchlafloſe Moslems ſtimmten einen monotonen, langgedehnten Geſang an, den die aufgeweckten Schafe und Ziegen meckernd, wie ein Chor, begleiteten. Das Schiff wiegte ſich weich in den ſtark rauſchenden Wogen der See.

Am Morgen hörte ich, daß wir Nachts zwölf Uhr vor Lesbos, dem heutigen Mytilene gehalten hatten, um Reiſende und Waaren aufzunehmen.

Wir begrüßten die Inſel Tenedos. Zwiſchen einer Fortifikazion und einem ihr entgegengeſetzten Hügel, auf dem vier Windmühlen ſtehen, liegt, in einer Einſenkung zuſammengedrängt, das Städtchen, aus deſſen braunen Häuſern hervor eine Moſchee mit zwei weißen Minareten ſich erhebt. Im Hintergrunde der Stadt

und der beiden Hügel zieht ſich ein hoher Berg hin, der ein zerfallenes Kaſtell und zwei im Schwunge begriffene Windmühlen trug.

Wir ſchifften vorüber.

Nach einigen Stunden ſahen wir Troja. Ich konnte durch's Fernrohr gewaltige Trümmer eines Bauwerkes erkennen, welches die Matroſen, als die Ueberreſte des Palaſtes des Priamus bezeichneten.

Die Dardanellenſchlöſſer feſſelten bald unſere Aufmerkſamkeit. Drei Dichter haben die That des Liebenden, der von Seſtos nach Abydos ſchwamm und unterging, verklärt: Schiller mit ſeinem pompöſen Gedichte „Hero und Leander", Grillparzer mit dem ſüßeſten, deutſchen Liebesdrama „des Meeres und der Liebe Wellen", und Byron, indem er ſelbſt die kühne That des Liebenden nachahmte und den Helleſpont in einer Stunde und zehn Minuten hinüberſchwamm.

Gewaltiger iſt die Erinnerung an drei andere Thatſachen: Hier ſchlug Xerxes die Brücke, hier ſetzte Alexanders Heer nach Aſien über, hier richtete Suleiman die erſte Halbmondſtandarte in Europa auf.

Der Himmel wurde grau, ein ſtarker Wind bewegte die See, wir fuhren, alle Segel aufgeſpannt, raſch vorwärts. Dampf- und Segelſchiffe und Hunderte von Booten begegneten uns, bald flatterten die weißen Segel, klein, wie Möven, in der Ferne, bald mit großen, flatternden Schwingen in unſerer Nähe. Und immer tauchten am Horizonte wieder neue auf, wenn andere verſchwanden. Wir konnten merken, daß wir uns einem Welthafen nicht mehr ſehr ferne befanden.

Nachmittag warfen wir, weil die See bewegt war, Angeſichts der beiden Häfen von Gallipoli Anker.

Der Agent des L'loyd, Herr Siderides, holte unſeren Schiffsarzt, den Korfioten Herrn Dr. Luziano, zu ſeinem kranken Bruder. Ich benutzte die Gelegenheit, die Stadt zu ſehen, die ſich aus der

Ferne, wie jede türkiſche Stadt, ſchön und ſtattlich darſtellt. Nach dem Krankenbeſuche durchwanderten wir den Bazar, der ziemlich lebhaft war und die engen, ſchmutzigen Straßen, in denen uns Büffel vor zweirädrige, Waaren führende, Wagen geſpannt und Laſten tragende Kameele begegneten.

Die griechiſche Aufſchrift des einzigen Gaſthauſes in Gallipoli erregte unſere Heiterkeit: „Hier wohnt ein berühmter Arzt, der Hunger und Durſt zu heilen verſteht.“

Durch die zerbrochenen Fenſter der Moſchee that ich zum erſten Male einen Blick in eine ſolche; einzutreten wagten wir nicht.

In der Nähe der Moſchee lockte uns ein lärmendes Schreien von Kindern. Wir kamen zu einem kleinen Gartenraume, in welchem eine Anzahl türkiſcher Grabmonumente ſtand, zu dem wir einige Stufen empor gelangten. Zur Linken, mit einem offenen Portale gegen den Friedhof befand ſich eine große Stube. An hundert Kinder ſaßen in derſelben, gekreuzter Beine auf Strohdecken. Der Lehrer, ein beturbanter Moslem, ertheilte ihnen, Nargile rauchend, Unterricht im Koranleſen. In einer Ecke der Stube, die zugleich das Studir-, Eß- und Schlafzimmer des Lehrers war, befand ſich ein kleiner, offener Heerd, auf dem eine große Blechkanne zwiſchen glühenden Kohlen dampfte. Der Lehrer lud uns zum Sitzen ein, reichte uns den Tſchibuk und goß uns Kaffee aus der Kanne ein.

Ich bat den Lehrer, den Unterricht fortzuſetzen. Mit näſelndem Singen las er einen Koranvers vor. Die Kinder fielen raſch ein und ihren Oberleib nach vor- und rückwärts beugend, wie Juden beim Gebete pflegen, ſchrieen ſie den Vers nach. Die Kinder, namentlich die Mädchen, keines über acht Jahre alt, ſahen geſund aus, ſie hatten rote Wangen und blickten uns mit ihren rund großen und ſchwarzen Augen neugierig an. Die Augenbrauen waren hoch und fein geſchwungen, die Wimpern ſchattig. Der Ausdruck der Züge, ein lebhaft bewegter, zeigte nichts von der eigenthümlichen Müdigkeit, die ich ſpäter häufig auf allen orientaliſchen Geſichtern zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ein durchgreifendes Pfeifen wurde vernommen. Dr. Graziano erkannte das Signal, das die am Lande befindlichen Reisenden an Bord rief. Die Kinder grüßten uns, indem sie die Händchen an Stirne, Mund und Herz legten und wir eilten in den Hafen. Ein Mann bot uns einen Korb mit 500 Austern an und dankte sehr verbindlich, als der Doktor ihm 2½ Piaster d. i. 10 Kreuzer dafür reichte.

Die Bewegung der See hatte zugenommen; die Wogen wälzten sich, lang und breit, grünweiß schäumend. Wir mußten ein Boot mit vier Rudern nehmen, um an das Schiff zu gelangen. Die Ruderer kämpften mächtig mit den Wellen, die wiederholt uns als Regenguß über die Köpfe fielen. Unser Augenmerk war, indem wir uns im Boote an den Bänken festhielten, immer auf unser Schiff gerichtet. Ein Matrose klomm den Hauptmast empor, um ein Segel zu befestigen; plötzlich sahen wir ihn häuptlings hinabstürzen. Es entstand ein Zusammenlaufen auf dem Verdecke. Dr. Graziano war in Verzweiflung, nicht am Bord zu sein. Unsere Ruderer, angespornt durch einen größern Fahrlohn, arbeiteten mit allen Kräften, das Boot rascher vorwärts zu bringen. Erst nach einer halben Stunde langten wir an der Schiffstreppe an, auf einem Wege, den wir früher in 10 Minuten zurück gelegt hatten.

Der Matrose lag bereits entkleidet auf dem Deck. Seine Kameraden gossen fort und fort Wasser über ihn, um ihn aus der durch den Sturz veranlaßten Betäubung zu erwecken. Wir untersuchten ihn sorgfältig; er hatte sich nicht verletzt und nach einer Stunde kletterte er wieder munter im Tackelwerk herum.

Konſtantinopel.

Erſter Anblick. — Das bleiche Profetenthum. — Aja Sofia. — Genien als Erbauer.

Ich verließ um 4 Uhr Morgens die Kajüte und erbat mir vom Kapitain Herrn Raſſol die Erlaubniß, neben ihm auf der Brücke des Schiffes zu ſtehen und ſo, anfahrend, den vollen ganzen Anblick der großen türkiſchen Hauptſtadt zu gewinnen. Zur Rechten erhoben ſich die Marmoraberge, ſie waren mit Schnee bedeckt. Schiffe jeder Größe und aller Flaggen kamen uns, jemehr wir uns dem Lande näherten, immer zahlreicher entgegen. Der Morgen war grau und im Fernrohre zeigten ſich die ſchattenhaften, zitternden Umriſſe einer weithin gedehnten Stadt. Sie wurde uns allmälig, wie die Bilder eines Schattenſpiels, näher gerückt und größer.

Immer noch war das ganze großartige Gemälde bleich wie das untergehende Profetenthum und wie es wohl der Padiſchah geworden iſt, als ihm die moskowitiſche Kunde zukam: daß er krank und es Zeit ſei, zu ſterben! Jetzt glomm ein morgenroter Strahl auf und ſpiegelte ſich in den Scheiben einer gewaltigen Kuppel; ſie allein glühte in einem farbenloſen Häuſermeere, es war die Aja Sofia.

Die Frühwolken verflogen und immer heller entfaltete es ſich vor unſeren Augen: groß, fantaſtiſch, fremd, unüberſehbar. Der

Blick flog empor und hinab und in alle Richtungen hinaus u
kehrte müde, wie die Taube in die Arche zurück, denn er fand kei
Platz zum Ausruhen. Die Fantasie rang vergebens, irgend
Geſetz zu finden, nach welchem dieſes Chaos von Wundern
aufgebaut hat. Es ſchien, als ob Dämonen und Genien,
mit einander im Kampfe lagen, wettſtreitend gebaut und gepfla
hätten, dieſe Welt von Paläſten, Zipreſſenwäldern, Kuppeln, M
nareten, Gärten, goldenen Zinnen und unbeſiegbaren Mauern.

An Byzanz.

Ein Aar auf breiten Flügeln,
Wie Rom auf sieben Hügeln,
So thronst auch du, Byzanz!
Zwei Welten dir zu Füßen,
Zwei Meere, dich zu grüßen
Mit ihrem blauen Glanz.

Es zitterten nicht selten
Die Licht- und Abendwelten,
Wenn du die Flügel schlugst,
Bei heiligen Gesängen
In deinen starken Fängen
Des Blutes Fahne trugst!

Die goldnen Kreuze sanken,
Im Westen die Gedanken
Vor dem Barbarenthum —
Und Beute, Gold und Sklaven,
Du führtest heim zum Hafen
Die Schande dir als Ruhm.

Und endlich, müd' vom Zorne,
Ruh'ſt du am goldnen Horne,
Wohl tauſend eine Nacht;
Wenn nickend in Gebeten,
Von weißen Minareten
Der Muezim nur wacht.

Was kümmert dich der Morgen?
Mag der Profete ſorgen,
Allah, der Herr iſt groß!
Bei kühler Brunnen Schäumen,
Du liegſt in ſüßen Träumen
Der Wolluſt in dem Schooß.

Die Pracht der Gärten zittert,
Von Stäben goldumgittert,
Vor ihnen wacht der Mohr;
In marmor'nen Haremen,
Umglänzt von Diademen,
Der Frauen ſchöner Chor.

Sie kamen, unterdeſſen
Im Schatten der Zipreſſen
Du ſüß berauſcht geruht,
Und haben, dich zu zügeln,
Die Federn aus den Flügeln
Gerupft mit frevlem Mut.

Dich zu beſitzen, kamen
Die Völker aller Namen,
Die Götter ſchon und Gott.
Es trieben Wunderthäter
Und weiſen Sinn's Verräther
Mit dir ſchon ihren Spott.

In Hallen, alabastern,
An Sprachen reich und Lastern,
Wirr träumst du, Babylon!
Der Moskowit in Wettern,
Er nahet, zu zerschmettern
Den kranken Nimrod schon.

Doch der ist mehr kein Jäger,
Kein wilder Christenschläger,
Kein Mann aus Stahl und Erz;
Der beste Mann des Reiches,
Nur Liebe will sein weiches,
Sein sanftes Aug' und Herz.

Was selber sie nicht wahren,
Sie wollen vom Barbaren:
Ein Allen gleiches Recht.
Ein gnädiger Vertheiler,
Wenn er des Reiches Pfeiler
Auch durch die Gabe schwächt!

Profeten aller Zeiten
Sprachen, ihr Volk zu leiten,
Von ewigem Bestand —
Du höre auf den deinen:
„Der letzte Tag erscheinen
Wird jedem Volk und Land!"

Abenteuer mit einem Schädel.

Türkiſche Mautbeamte. — Moslemitiſches Fatum. — Farbige Schädel. — Haß bis auf die Knochen. — Giaur. — Ein Säbelhieb. — Backſchieſch.

Geblendet und betäubt von dem großartigen, unſterblichen Anblick der türkiſchen Hauptſtadt, über welche in meiner Fantaſie alle Glorien des kaiſerlichen Byzanz ſchwebten, verließ ich das Dampfſchiff und fuhr mit meinem Gepäcke nach Galata.

Ich ſollte von dem verrufenen, türkiſchen Zollamte eine andere Meinung erhalten. Schon der Landung nahe, erreichte uns ein Boot, in welchem ſich ein bewaffneter Beamter befand, der uns ernſt und ruhig zur Einfahrt in das Zollamt aufforderte. Der Klang von Silber übte den ſonſt unfehlbaren Zauber nicht aus, der im Zollhauſe durch meinen Dragoman verſucht, eben ſo erfolglos blieb. Der Beamte gab übrigens die großmütig naive Zuſicherung, Backſchieſch, wenn er erſt Alles genau durchſucht haben würde, annehmen zu wollen Ich war über dieſe Güte ſehr gerührt, die wohl die troſtreiche Bedeutung hatte, daß der Beamte nur der Form genügen wolle.

Für mich aber hatte die nunmehr unvermeidliche Durchſuchung meiner Reiſekoffer, die nichts enthielten, was einer Steuer unterworfen ſein konnte, etwas peinlich Gefährliches. Zwiſchen meiner Wäſche, ſorgfältig eingepackt, lag der für die kaiſerliche Akademie

der Wiſſenſchaften in Wien, aus Athen mitgenommene Schädel. Dem Orientalen iſt ein ſolcher Gräberraub eine entſetzenerregende Entweihung und ſchwerlich hätte der Mautbeamte begriffen, daß er in dem heiligen Dienſte der Wiſſenſchaft begangen worden ſei.

„Nichts kann geſchehen, was nicht vorbeſtimmt iſt und der Menſch kann das Schickſal, das über ihn verhängt iſt, nicht ändern.“ Der Koran, auf deſſen Boden ich mich nunmehr befand, predigt dies und ich ließ meinen Koffer durchſuchen.

Als hätte ihn eine Schlange geſtochen, fuhr der Beamte mit der Hand zurück, als er, ein Tuch entrollend, den Schädel berührt hatte. Er ſah mich mit glotzenden Augen erſtaunt und ſprachlos an. Ich blieb äußerlich vollkommen ruhig und ſah dem erſchrockenen Mann gleichgiltig ins Auge. Dergleichen war ihm gewiß noch nicht vorgekommen und in ſeiner Inſtrukzion mag ſchwerlich für einen ſolchen Fall vorgeſehen geweſen ſein. Man ſieht, jede Geſetzgebung hat Lücken.

Der Türke ſah ſich nach ſeinen Amtsgenoſſen um und rief ſie herbei. Daſſelbe Staunen, wie es ihn ergriffen hatte, war auch in ihren Phyſiognomien ausgedrückt. Einer nur zeigte den Ausdruck des Zornes. Alle fingen nun an zu ſprechen und wie es ſchien, zu berathen.

Zu meiner Pein antwortete mir mein Dolmetſch nicht, indem er ſich in aufmerkſamem Zuhören der Verhandlung nicht ſtören laſſen wollte. Ich konnte aber aus den heftiger werdenden Bewegungen und lauteren Reden bemerken, daß die Situazion für mich eine bedenkliche werden könne. Ich ließ den Männern mit beſtimmter Stimme ſagen, daß ich aus dem Lande des Kaiſers von Oeſterreich ſei und verlange, daß ſein Geſandter von dem Falle unterrichtet werde.

Der Dragoman rieth mir zu ſagen, daß ich ein Franzoſe, oder ein Engländer ſei, denn dieſe, als die Verbündeten des Großherrn im ruſſiſch-türkiſchen Kriege ſtünden jetzt in Konſtantinopel in größtem Anſehen, vorzüglich ſeitdem ihre Truppen ſich in der türkiſchen Hauptſtadt befänden.

Ich befahl ihm ſo zu ſprechen, wie ich es ihm geheißen hatte.

Die Männer beriethen wieder und Einer von ihnen, den wir als den zornig tobhafteſten bezeichnet hatten, ließ an mich die Frage richten, ob ich Denjenigen erſchlagen habe, deſſen Schädel ich als Siegesbeute mit mir führe?

Ich ließ ihn auf die tief braune Farbe des Schädels aufmerkſam machen, die ihm beweiſen könne, daß der Menſch, dem er eigen war, lange vor uns, die wir hier verſammelt ſind, gelebt habe.

„Der Schädel iſt braun, weil er einem Mulatten angehört hat.“

So naiv unwiſſend dieſe Bemerkung war und unter andern Umſtänden mein Lachen erregt hätte, ſo ließ ich doch ganz ernſthaft antworten, daß dieſer Schädel in einem zufällig aufgewühlten Grabe in Griechenland gefunden worden ſei.

„Iſt es der Schädel eines Griechen?“

Es iſt der Schädel eines Menſchen aus jenem Volke, das den Koran verachtet und das jeder Türke haßt. Du ſiehſt den Schädel Deines ewigen Feindes, eines Griechen.

Die Worte waren kaum gedolmetſcht, ſo zog der erzürnte Moslem ſeinen krummen Säbel und hieb mit dem Rufe: „Giaur!“ ſo wuchtig auf den Schädel, daß er in hundert Stücke zerſplitterte.

„Gut! Gut!“ ſagten die Umſtehenden und ſahen ſich gegenſeitig befriedigt lächelnd an und ich ſagte mir ſtillſchweigend: Allah iſt groß und Mohammed ſein Proſet.

Wie unerſetzlich auch der Verluſt war, ſo hatte er doch das Gute, daß die Stimmung der Moslems eine heitere wurde, denn ihnen gefiel die Entſcheidung mit dem Schwerte, als eine witzig geiſtreiche, gar wohl.

Der Beamte, der den verhängnißvollen Schädel, der vielleicht zwei Jahrtauſende in griechiſch geweihter Erde gelegen, gefunden hatte, half mir nun in höflichſter Weiſe Alles wieder im Koffer in Ordnung zu bringen, um ihn bequem ſchließen zu können. Dann aber hielt er die Hand hin und ſagte: „Effendi, Bakſchieſch!“

Endlich gelangte ich durch das raſende Gewühl von Galata zu dem höher gelegenen Pera hinauf. Ich fand durch die Empfehlung des Herrn Barbiér in Smirna, in dem Hauſe ſeines Bruders, der als angeſehener und allgemein geachteter Kaufmann in Konſtantinopel lebt, gaſtfreundliche Aufnahme. Immer wieder, wenn ich aus dem tobenden und betäubenden Gewühle der mich umgebenden Welt zurückkehrte, fand ich in dem ſchönen Familienkreiſe das ruhig klare Bild einer liebenswürdigen, glücklichen Häuslichkeit.

Im Bosporus.

Ein ewiger Hat Humajum. — König Salomo beſiegt. — Moſaik an eine ſerbiſche Dichterin. — Konſtantinopel und Venedig. — Das ſchwarze Meer. — Türkiſches Lobgedicht.

Nachdem ich mich dem kaiſerlich öſterreichiſchen Internuntius, an den ich Briefe mitbrachte, vorgeſtellt und durch ihn die Mittheilung erhalten hatte, daß rückſichtlich der Gründung der beabſichtigten Anſtalt in Jeruſalem der geeignete Auftrag an den kaiſerlichen Conſul bereits ergangen ſei, eilte ich, mir ein klareres Bild der Stadt zu gewinnen, die ſo fremd fantaſtiſch und gewaltig bei der Auffahrt auf mich wirkte und mich verwirrte.

Ich ſprang in einen Kajik, ein langes ſchmales Boot, das man nicht ohne Gefahr betritt, wenn man nicht gleich in ſeine Mitte gelangt und das Gleichgewicht herſtellt. Tauſend ſolcher Schiffchen fliegen, wie weiße Pfeile über die blaue Fläche des Bosporus. Zu einer Treppe, die vom Ufer ſicher und bequem zum Waſſerſpiegel führte, hat es die uralte, reiche Hauptſtadt noch nicht gebracht, ebenſo nicht zu einer Pflaſterung, Benennung, oder gar Beleuchtung der Straßen, wie überhaupt zu wenig, was auf einen wohlthätig wirkenden Gemeinſinn hinwieſe.

Doch wir wollen uns nicht verſtimmen und das große Ganze betrachten.

Der erſtaunte Gaſt, wenn er durch das weiße Meer anlangt und von dem großartigſten Bilde ergriffen, in das goldene Horn einfährt und dann nach rechts wendend weiterzieht, gelangt auf der Waſſerſtraße nach zwei Stunden in ein neues, das ſchwarze Meer. Der Bosporus erſcheint nur als ein rieſig breiter Strom, der die beiden Meere verbindet.

Welch ein Strom und welche Ufer!

Zwei Welttheile, Aſien und Europa, bilden ſeine Geſtade und dieſe ſind von den Höhen herab und vom Waſſer empor nicht mit einzelnen Paläſten, Thürmen, Minareten, Mauern, Zipreſſen, Kuppeln und Gärten beſäet, es ſind volkreiche Städte, deren Häuſer bunte, fantaſtiſch gebaute Paläſte ſind, die bald auf den ſonnigen Bergen, bald zurücktretend in ihren Thälern ſichtbar ſind und Auge und Fantaſie zugleich anregen und verwirren. Es ſind nicht einzelne goldene Kuppeln, tauſend von ihnen leuchten empor und mehr denn tauſend Minarete, wie Rieſen-Silberpappeln im Mondſchein, ſtreben in den Himmel. Neben ihnen und zwiſchen den Domen und Paläſten ſtehen ihre ſchwarzen Genoſſen, die Zipreſſen, hoch und ernſt und beide mahnen an ſchwarze und weiße Menſchengeſtalten, denen man hier am Fuße der beiden Welttheile häufig begegnet. Bald fließen blaue Buchten zwiſchen die Berge hinein, um wieder einen unerwartet neuen Anblick zu gewähren. Eine unausſprechliche fantaſtiſche Schönheit iſt überall ausgebreitet und bezwingt den Blick und erfüllt die Seele.

Der Bosporus aber ſelbſt, den wir befahren, iſt mit einer doppelten Reihe von Schiffen eingeſäumt, drei bis viertauſend mit allen Flaggen der Welt bilden das niegeſehene Spalier von Maſtenwäldern, von unbeſiegbaren Armaden. Alle Winde der Erde haben ſie, in dieſe flutende Brücke zu zwei Meeren, hierher getragen, um der geborenen Beherrſcherin zweier Welttheile zu huldigen, der Metropole des römiſchen und tatariſchen Kaiſerreiches, der byzantiniſchen und osmaniſchen Welt!

Wenn einmal alle Völker der Erde zum großen Friedenskongreſſe ſich verſammeln, ihre Lichtmenſchen mit den profetiſchen Geiſtern, die Geſetzgeber, Weiſen und Dichtergenien, weiße Fahnen tragend und ſchwingend, voranziehen werden; hier wäre der einzige würdig große Raum für die Millionen, um ſich nach ihren Religionen, Völkerſchaften, Sprachen und Trachten zu lagern und der großen, heiligen Handlung mit Andacht und Weihe zu lauſchen. Wenn tauſend Flotten, die im Bosporus Anker würfen, ihre Nazionen ausgeſchifft hätten, würden ſie ſich hüben und drüben auf den ſonnigen Bergen zweier Welttheile mit Poſaunenton begrüßen. Dann zöge tief zu ihren Füßen ein wunderbares, goldenes Schiff, mit einer rieſigen, weißen Flagge, auf der „Friede und Liebe", glanzvoll geſchrieben, zu leſen wäre. Jeder Buchſtabe ein Stern und alle zuſammen eine leuchtende Sonne. Auf dem Verdecke ſtünden die Gedankenfürſten aller Völker in weißen, wallenden Gewändern, funkelnde Kronen auf dem Haupte und mit leuchtenden Augen. Vor ihnen ſtehen Knaben in himmelblauen Gewändern; ſie tragen die vier Bücher der Welt: die Bibel, die Zendaviſta, das Evangelium, den Koran und alle Symbole verklärter Gottesgedanken. Ein ſchöner Jüngling folgt ihnen und trägt ein langes Schwert in beiden Händen, wie eine Fahne, von der Blitze ſchießen. Silberne Poſaunen erklingen und die Völkerſchaften auf den Bergen verſtummen plötzlich und die beiden Meere bewegt kein Lufthauch. Eine erhabene Geſtalt tritt aus dem Chore; wir können ſie nicht erkennen, ſo ſonnenhaft umfloſſen iſt ſie; ſie nimmt das Schwert aus den Händen des Jünglings, hebt es gegen den Himmel empor, ſo daß das weißflutende Gewand der Arme Schwingen zu ſein ſcheint, und ſie zerbricht das Schwert wie ein leichtes Rohr und alle Völker rufen: Amen! Dann nimmt ſie die Bücher und die goldenen Symbole von den Knaben und legt ſie auf einen Altar und die Sonne Gottes fällt in Flammen und Stralen auf ſie, wie auf ein dem Weltenherrn gefälliges Opfer. Die Völker der Erde müſſen die Augen ſchließen vor dem flutenden Glanze und es ertönen Donnerlaute, wie vom Berge herab in der Wüſte, als der Herr ſich auf ihm niederließ und

ſprach zu ſeinem Profeten, und mit diamantenem Finger die Worte in ſteinerne Tafeln grub.

Das iſt der künftige Hat Humajum, den aber der höchſte Herr den allerhöchſten Herren, den Völkern der Erde verkünden wird. — —

In der Moſchee Aja Sofia, bei deren Anblick der ſie erbauende Konſtantin rief: „Salomo, ich habe dich beſiegt!“ löſen ſich von den koloſſalen Moſaiken der Decke einzelne vergoldete und verſilberte Glasquadrate los und werden ſorgfältig geſammelt und den Beſuchern verkauft. Wie würde meine ſchöne Freundin, die ſerbiſche Dichterin Miliza Stojadinowitſch gelächelt haben, als ich ihr einige ſolcher Glasfragmente, zu einem heiligen Schmucke geformt, ſendete, wenn ich ihr geſchrieben hätte: „Jetzt haben Sie einen Begriff von der unſterblich ſchönen Aja Sofia.“

Wie wäre Konſtantinopel zu ſchildern um Dem, der es nich geſehen hat, ein Bild davon zu geben? Im glücklichſten Falle wäre es das eines Rieſenkaleidoſkopes, aber jede leiſeſte Bewegung des Bootes, auf dem wir fahren, jede Welle, die wir vorwärts kommen, gibt ſchon neue Szenen, unerwartete Gruppen, überraſchende Anblicke.

Als ich durch den Bosporus fuhr, tauchte mir, wie ein Seegeſicht, eine andere Königin der Meere auf, die durch ihren neunzigjährigen Seehelden dieſes ſtolze Byzanz einſt beſiegte. Ich verſtand erſt Venedig in Konſtantinopel. Dieſes iſt das gewaltige Original, jenes eine kleine, wenn auch künſtleriſche Nachahmung; ein Stück orientaliſche Architektur in die Lagunen des adritiſchen Meeres getragen.

Nach ſtundenlanger Fahrt langte ich in Bujukdere an; ich war am Geſtade des ſchwarzen Meeres, auf dem Schauplatze der modernen Kriegsflotten, von denen man meinte, daß ſie die Geſchicke der Nazionen entſcheiden würden. Sie entſchieden allerdings über das Leben von Hunderttauſenden, die ſie in den Tod führten, und über ſonſt nichts!

Keine Stadt der Welt wurde so oft geschildert und besungen als Konstantinopel von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. Ich habe alle ihre Wunder gesehen, ich betrat unbeschuht ihre Moscheen, ich sah das einst mit zehntausend Statuen geschmückte Hippodrom, ich stieg zu der Tausendsäulen-Zisterne hinab und den höchsten Thurm empor. Mich entzückte die Aussicht vom Berge Bulgurlu und die bunte Gesellschaft an den süßen Wassern. Ich mengte mich in das Weltgewühl der Bazare und versuchte die wonnevolle Qual der türkischen Bäder. Die entsetzlich naiven Schwänke der Karagös, ich sah sie und hörte den Märchenerzählern in den Kaffeehäusern zu. Ich erlebte selbst eine kleine Feuersbrunst. Wie die Neapolitaner sagen, wenn der Vesuv eine mäßige Erupzion hat, „für die Fremden!“ Das alte Serail und das riesige Arsenal, ich habe sie durchwandert und befand mich mit einem werten Freunde aus Wien zwei Tage lang glücklich auf den Inseln der Seligen, die jetzt Prinzeninseln heißen.

All dies wurde tausendmal geschildert und ich werde nicht wiederholen, was kaum ein schreibender Reisender sich entgehen läßt. Es sollen dem Leser hier nur einige Erlebnisse mitgetheilt werden, die eben als solche von keinem Andern geschildert werden können und Zustände sollen zur Darstellung kommen, denen sich bisher keine, oder nur eine sehr flüchtige Aufmerksamkeit zuwandte.

Wir wollen dieses Kapitel mit einer vergessenen, orientalischen Schilderung der großen Weltstadt schließen; mit einem Fragmente aus dem Lobgedichte des türkischen Dichters Jahjabeg auf Konstantinopel:

„Zwei Meere nahmen Zuflucht hier zum schönen Land,
Aufstehend hat die Stadt sich ihnen zugewandt.

So prächtig, groß ist und gewaltig sie,
Die Meere reichen ihr nur bis zum Knie.

Ein schönes Weib, mit Vollmondangesicht,
Der Mauern Gürtel sich um ihre Lenden flicht.

Wie Sphären ſich an Sphären drängen in dem Himmel,
So drängt ſich Bau an Bau in dieſer Stadt Getümmel.

Es ſteigen Dome, Minaret und Kuppeln auf,
Wie Schiffe anzuſehn mit voller Segel Lauf.

Es iſt die Stadt der Wangenglanz der Welt,
Der Sternenhimmel nur ihr dunkles Zelt.

Die Luft iſt Moſchus, Kampher iſt der reine Staub,
Das Feld iſt Licht, es lauſchen Huris in dem Laub.

Man iſt im Paradieſe hier, dem wahren,
Selbſt in den Himmel will von hier aus Niemand fahren.

In der Stadt.

Verſchwundener Zauber. — Gräber und Brunnen. — Galata. — Die Brücke nach Stambul. — Sirat.

Wer das größte Bild der Welt in ſeiner Seele aufnehmen will, er fahre durch den Bosporus von einem Meergeſtade zum andern, ohne die wunderbare Stadt zu betreten. Es iſt mit ihr wie mit Zauberpaläſten, die, von ferne geſehen, auf Gold- und Silberſäulen ruhen und mit diamantenen Kuppeln überwölbt ſind, dem neugierig Nahenden als garſtiger Mörtel erſcheinen.

Alle Pracht und Herrlichkeit Konſtantinopels verſchwindet, wenn man das Schiff verläßt und in die engen, ſchmutzigen Gäßchen tritt, die von ärmlichen, hölzernen Häuſern gebildet werden, wo entweder ein raſendes Gewühl, oder auch bange Einſamkeit herrſchen, heiſer aufbellende Hunde und Aeſer, der Verweſung preisgegeben, lagern.

Eigenthümlich berühren den durch dieſe Gaſſen wandelnden Fremden, wenn er plötzlich mitten in dem Leben einige Grabſteine, deren jeder mit einem Turbane geziert iſt, aufragen ſieht; oder wenn mehrere dergleichen Monumente in einem eingefriedeten Gärtchen eines Hauſes ſtehen.

Der Moslem wohnt gern unter ſeinen Todten und er ſieht auf ihre Monumente, wenn er im lebhafteſten Verkehre des Lebens ſteht.

Neben den ſchlechten, hölzernen Häuſern der Lebenden fallen die marmornen, häufig mit Gold und Farbe verzierten Wohnungen der Todten beſonders auf.

Wie rührend poetiſch klagt manche ihrer Inſchriften:

„Kaum angelangt, ſchon mußt ich fort in Haſt,
Ein Reiſender, doch blieb ich nicht zu Gaſt.“

„Jede Seele wird den Tod verkoſten.“

„Als eine Nachtigall zu Gaſt
Kam meine Seele iſt des Daſeins Ring,
Ein Veilchen ſang ſie in dem Weltpalaſt
Und flog davon als Schmetterling.“

Einen der erhabenſten Grabſprüche übertrug der berühmte Orientaliſt von einem Leichenacker Konſtantinopels auf ſein orientaliſch geformtes Monument in Weidling, das neben dem Gruftſteine Lenau's unter Zypreſſen ſich erhebt:

„Alle Reiche gehn zu Grunde,
Aller Menſchen harrt die Stunde,
Ihn allein, den Allebendigen,
Kann die Zeit, der Tod nicht bändigen.“

Prachtvoll ſtellen ſich oft unerwartet marmorne, mit Kuppeln überwölbte, kleine Dome dar. Wenn man durch ihre Fenſter blickt, ſo liegen darin mit ſchwerem roten oder grünen Damaſt überhängte Sarkofage, zu deren Häupten vergoldete, verſilberte oder purpurne und grüne Turbane prangen.

Es ſind Gräber der Sultane.

So verbannt der Moslem nirgend das Bild des Todes auf die einſamen Plätze vor die Thore ſeiner Städte. Ueberall predigen ihm Gräber Mäßigung und fordern ihn gleichzeitig zum Genuſſe des Lebens auf.

Doch wir wollen vom Tode zum Leben übergehen, von Gräbern zu Quellen.

Die Mohammedaner ſind rückſichtlich der Kosmogenie Neptuniſten, denn der Koran ſagt: „Von Waſſer iſt alles Weſen

lebendig.“ Ein friſcher Labetrunk im heißen Morgenlande iſt geſegneter denn überall auf der Erde. In den ſchmutzigſten Winkeln oft wird ein Brunnen mit der ſchönſten, gewöhnlich weißen Marmoreinfaſſung und mit Gold gegrabener Inſchrift geehrt.

Dem Moslem ſchmeckt jede friſche Quelle, wie aus dem Waſſerbecken des Paradieſes geſchöpft, das nach dem Koran Gott ſelbſt den Seligen ſchänkt, und es iſt ihnen, als ob ſie Milch und Honig, als kriſtallene Perlen ſchlürften.

Oft ſind aber die Brunnen von ſchönen Marmorkuppeln überwölbt, mit vergoldeten Eiſenſtäben umgeben, und würden die ſchönſte architektoniſche Wirkung hervorbringen, wenn ihnen der unausſprechliche Schmutz der Umgebung nicht jeden Zauber rauben möchte.

An einigen der geſchilderten Mauſoleen befinden ſich an vergoldeten Gitterſtäben metallene, mit kurzen Kettchen befeſtigte Trinkbecher. Der Wächter des Grabmals hat die Pflicht, dieſe Trinkſchalen immer friſch mit Waſſer zu füllen, damit die, welche vorübergehen und durſtig ſind, trinken können. Dieſe Brunnen und Becher ſind von irgend einem frommen, dahingeſchiedenen Moslem geſtiftet, wie etwa die Weizenkörner für die Tauben auf dem Platze San Marco in Venedig; oder, wie Heinrich Frauenlob befahl, in die eingenieſchten vier Ecken ſeines flach liegenden Grabſteines Fruchtkerne und Waſſer zu gießen, damit die Vögel gerne herabkommen und ſingen auf dem Grabe des Sängers.

Niemand iſt dankbarer als der Durſtige, wenn ihm im heißen Sonnenlande ein friſcher Trunk gereicht wird. Mit Liebe denkt er gewiß des Todten, der vor Jahrhunderten ſchon für eine friſche Labe geſorgt hat.

Wir verlaſſen die ſtillen Gräber und kühlen Brunnen, die Schatten der Zipreſſen und die einſam blühenden Mandelbäume, und begeben uns wieder in den Strom des belebteſten Stadttheiles, nach Galata.

Wir haben uns durch das Gewühle durchgewunden, das von hunderttauſend Menſchen, die hier gehen, arbeiten, ſchleppen, ſchreien und ſtoßen, hervorgebracht wird.

Mittendurch ziehen ochſenbeſpannte Wagen, Reiter zu Pferd und zu Eſeln, Menſchen mit unglaublich ſchweren Laſten, ſchreiende Waſſerverkäufer und Kameele, oder Maulthiere mit Waſſerſchläuchen. Niemand ruft auszuweichen; niedergeworfen und getreten zu werden iſt das Schickſal eines Jeden, der nicht fort und fort nach vor- und rückwärts aufmerkſam iſt. In Einbiegungen der Straßen, jeden Augenblick gefährdet, vernichtet zu werden, liegen Früchte, Fiſche, Gemüſe, Kuchen, Fleiſch und Süßigkeiten, die mit dem lärmendſten Geſchrei zum Kaufe angeboten werden. In den Buden, die zu beiden Seiten der Straße, eng und klein, offen ſtehen, ſind alle Handwerker thätig.

Wer alle die Sprachen verſtünde, die an das Ohr klingen, gurgeln, ſchrillen, näſeln, ſingen, gluchzen und lärmen!

Wir ſind vor der hölzernen Brücke, die vom leichtſinnigen Konſtantinopel nach dem orthodoxen Stambul führt. Keine unüberſehbare Menge, kein einzelnes Volk bewegt ſich hinüber, es iſt eine Völkerwanderung, die von zwei entgegengeſetzten Weltſeiten zuſammenſtrömt in raſender Brandung. Zu Pferde hinübergehen iſt das beſte Mittel, um weniger geſtoßen und getreten zu werden.

Wehe, wenn man in einem Momente eintrifft, wo die Brücke in ihrer Mitte ſich öffnet, um ein großes Schiff paſſiren zu laſſen. Dann iſt vor einer halben Stunde nicht möglich, weiter zu kommen, während welcher die Menſchenmaſſen immer mehr anwachſen und das Weilen auf der Brücke geradezu gefährlich wird.

Der Reiter muß nun ruhig halten, wenn es nicht geſchieht, daß er ſammt dem Pferde gehoben wird. Die Fußgänger werden die Beute einer raſchen Induſtrie. Es kommen nämlich einige Boote, welche die Fußgänger aufnehmen und durch zwei Ruderſchläge an die gegenſeitige Verbindung der Brücke bringen.

Wie aber hinab und wieder hinaufgelangen? Es beginnt ein Klettern, Sichanklammern, Springen und Schweben, das wirklich lebensgefährlich iſt.

Ich mußte an die Scheidungsbrücke „Sirat" des Korans denken, die über die Hölle ſcharf wie die Schneide eines Schwertes, dünn wie ein Haar, geſpannt iſt. Sie iſt dreitauſend Jahre lang;

Im Bosporus.

Ein ewiger Hat Humajum. — König Salomo beſiegt. — Moſaik an eine ſerbiſche Dichterin. — Konſtantinopel und Venedig. — Das ſchwarze Meer. — Türkiſches Lobgedicht.

Nachdem ich mich dem kaiſerlich öſterreichiſchen Internuntius, an den ich Briefe mitbrachte, vorgeſtellt und durch ihn die Mittheilung erhalten hatte, daß rückſichtlich der Gründung der beabſichtigten Anſtalt in Jeruſalem der geeignete Auftrag an den kaiſerlichen Conſul bereits ergangen ſei, eilte ich, mir ein klareres Bild der Stadt zu gewinnen, die ſo fremd fantaſtiſch und gewaltig bei der Auffahrt auf mich wirkte und mich verwirrte.

Ich ſprang in einen Kajik, ein langes ſchmales Boot, das man nicht ohne Gefahr betritt, wenn man nicht gleich in ſeine Mitte gelangt und das Gleichgewicht herſtellt. Tauſend ſolcher Schiffchen fliegen, wie weiße Pfeile über die blaue Fläche des Bosporus. Zu einer Treppe, die vom Ufer ſicher und bequem zum Waſſerſpiegel führte, hat es die uralte, reiche Hauptſtadt noch nicht gebracht, ebenſo nicht zu einer Pflaſterung, Benennung, oder gar Beleuchtung der Straßen, wie überhaupt zu wenig, was auf einen wohlthätig wirkenden Gemeinſinn hinwieſe.

Paſſahfeier.

Pracht und Reichthum. — Sehnſucht nach Jeruſalem. — Ein Witz Joſef II.

Den erſten Abend der Paſſahfeier brachte ich in der Familie des reichſten jüdiſchen Kaufmanns im Oriente, des Herrn Camondo zu, den ſie den Rothſchild des Oſtens nennen.

Eine lange Tafel war mit koſtbaren, ſilbernen Blumenvaſen, goldblinkenden Bechern und eben ſolchen ſchweren Schüſſeln und Tellern bedeckt. In der Mitte ragte ein hoher Aufſatz, mit den drei Oſterbroten und darüber hing eine grün damaſtene, reich mit Gold geſtickte Decke. Hundert Wachskerzen ſpiegelten in all der reichen, ſilber- und goldmetallenen Pracht.

An der Tafel ſaßen vier Geſchlechter. Der Patriarch des Hauſes in bunt ſeidenen Gewändern auf einem von purpurnen und goldenen Polſtern errichteten Thron. Ihm zur Rechten ſeine Söhne, zur Linken drei Töchter; eine ſtattliche Anzahl von Enkeln ihm gegenüber, und eine zehnjährige Urenkelin fragte mit feinem Stimmchen jene bekannte Frage: „Warum unterſcheidet ſich dieſe Nacht von allen Nächten?“ Worauf der Urgroßvater in ſeltſam tönendem Recitativ ſang: wie wir Sklaven waren im Lande der Pharaonen und Gott uns mit ſtarker Hand in das Land der Freiheit geführt hat.

In einer Ecke des großen, mit feinſten Teppichen belegten Saales ſaß die Mutter dieſer Kinder, Enkel und Urenkel einſam

auf einem prächtigen Divane. Sie trug ein weites Beinkleid aus rotem Atlas, darüber einen kurzen weißen seidenen Rock. An den Füßen gelbe Pantoffeln. Ein bunt seidener Gürtel umschlang die Lenden, eine grüne Atlasjoppe mit weiten Aermeln und goldenen Stickereien umkleideten den Oberleib. Das Kostbarste jedoch war die Hauptbedeckung: einem roten Feß schmiegte sich ein weiß seidener Shawl schön gewunden an und war mit Perlen, grünen und weißen Edelsteinen übersäet. Die alte Dame ist seit Jahren des Augenlichtes beraubt und saß, weil sie einer besondern Bedienung bedurfte, nicht an der Tafel.

Bei der wundervollen Geschichte vom Lande Mizraim, die so traurig beginnt und dann mit dem Himmel anjauchzenden Triumpf und Siegesliede endet, neigte und wiegte die Dame fort und fort ihr geisterhaft bleiches Gesicht und die Edelsteine auf ihrem Haupte funkelten und blitzten, wie tausende von Thautropfen die in Regenbogen spielen.

Als der letzte sehnsuchtsvolle Vers gesungen wurde: — „Im künftigen Jahre werden wir, in Jeruschalaim sein" fühlte ich eine freudige Bewegung in mir, denn ich sollte dieses Heiles noch in diesem Jahre, in wenigen Wochen theilhaftig werden.

Nach der Tafel öffnete sich ein zweiter Saal, noch kostbarer an Teppichen, wo den Herren und den Frauen der Tschibuk gereicht wurde; jeder einzelne mit gewaltigen Bernsteinspitzen, umringt von blitzenden Diamantsplittern.

Herr Camondo, der kurz zuvor das Ritterkreuz des österreichischen Franz Josephordens erhalten hatte, erzählte mir die Veranlassung, durch die er österreichischer Unterthan wurde. Herrn Camondo's Großvater sollte, um seine großen Reichthümer zu konfisziren, hingerichtet werden. Er flüchtete sich in das Haus des österreichischen Gesandten, der ihm nach Wien verhalf. Hier wurde er dem Kaiser Joseph II. vorgestellt, er fiel auf die Kniee und berührte den Estrich mit der Stirne vor dem Monarchen, und flehte um Schutz. Joseph II. befahl dem in knieender Stellung Verharrenden sich zu erheben und versprach ihm gnädig, um

was er flehte. Wieder warf ſich Herr Camondo auf die Kniee und berührte den Eſtrich mit der Stirne, dann faßte er das Kleid des Kaiſers und küßte daſſelbe, zufällig an der Stelle, wo die Taſche angebracht war. Der Kaiſer ließ lächelnd dem Schutzflehenden durch den Hofdolmetſch ſagen: „Küſſe Du lieber deine eigene Taſche, in der ſteckt mehr Geld, als in der meinen.“

Spät nach Mitternacht begleiteten mich zwei bewaffnete Diener des Hauſes mit großen Laternen in mein Haus. Die Sicherheit in der Hauptſtadt war eine geringe; ich hörte während meiner Anweſenheit wiederholt von Morden und Mordanfällen erzählen; nicht ſelten ſind es Malteſer, die man als die gefährlichſten und durch den engliſchen Schutz unerreichbarſten fürchtet.

Der Padiſchah.

Eine Odaliske. — Der Sultan. — Sein Schreibelehrer. — Kaligrafiſche Gebete. — Der Vogel Simurgh.

Der Sultan beſucht jeden Freitag eine Moſchee, es iſt gewöhnlich Tags zuvor ſchon bekannt welche. Ich verfügte mich an Ort und Stelle um 11 Uhr Mittags zum neuen Palaſte.

Eine buntere Menſchenmenge, bunt durch die Farben des Antlitzes, wie der Trachten, iſt kaum wieder zu ſehen. Die neue Moſchee, die der Padiſchah heute beſuchte, iſt hart am Ufer des Bosporus gebaut. Vor derſelben befindet ſich ein großer Platz, welcher an der, dem Ufer entgegengeſetzten Seite durch einen kahlen Bergabhang begränzt iſt. Dieſer war nur von Frauen und Kindern bedeckt, die in blauen, roten, grünen, gelben, violetten, ſchwarzen Gewändern und tief verſchleiert ſaßen, und der Ankunft des Sultans harrten. Es war, als ob ſich ein Regenbogen, tief ſenkend auf den Berg gelagert hätte.

Auf dem Platze ſelbſt war ein brauſendes, fremdartiges Gewirre von Menſchen aus allen Welttheilen: Neger und Tuneſen bis an die Zähne bewaffnet, Mulatten, Bettelmönche, engliſche, franzöſiſche, türkiſche Soldaten, Derwiſche an der gelben runden und hohen Mütze, Indier an ihren ſpitzigen ſchwarzen Hüten erkennbar, Griechen in der weißſchimmernden Fuſtanella, Juden von weiten orientaliſchen Gewändern umfloſſen, zerlumpte Laſtträger und halbnackte Schiffer, und hundert andere Geſtalten. Da und dort drängt ein Reiter um näher heran zu kommen, Kameele hal-

ten mit ihrer Laſt; Hunde lagern gruppenweiſe und einzeln mitten in der Menge, die ihre Ruhe nicht ſtört.

Mitten durch dieſes Gewühle drängen halbnackte Männer mit blechernen großen Kannen und ſchenken in Kaffeetaſſen Waſſer ein, namentlich den Frauen, die im Gewühle von ihren Sklavinnen, welche die Kinder der Gebieterin tragen, begleitet ſind. Die Sklavinnen ſind meiſt ſchwarze und braune Frauen und Mädchen, die, wenn auch verſchleiert, doch ſorgloſer den Schleier fallen laſſen, während es nie gelingt das Angeſicht einer Moslemin zu erblicken.

Frauen und Männer in franzöſiſcher Tracht ſind ebenfalls zahlreich anweſend. Ihr Anzug zwiſchen den orientaliſchen, weiten, falten- und farbenreichen Gewändern erſcheint hier in ſeiner ganzen, uns unglaublichen Lächerlichkeit.

Die ganze Menſchenmenge, ſie mag 10,000 Köpfe zählen, iſt durch eine breite Straße geſchieden, die von türkiſchen Soldaten gebildet wird; durch dieſe wird der Sultan ziehen. An der einen Reihe der Soldaten ſteht ein eleganter niederer Wagen, deſſen Pferde abgeſpannt, prächtig geſchirrt hinter der Soldatenreihe gehalten werden. Die Spiegelſcheiben, die den Wagen rings umgeben, laſſen in ihm eine Dame erblicken, deren fein geſchnittener Kopf vom durchſichtigſten Schleier bedeckt iſt. Ueber runden großen ſchwarzen Augen ſchwingen ſich kühne Brauen, die Wangen ſind von lilienhafter Bläſſe, die Lippen rot geſchnitten. Das Antlitz iſt länglich und von jener Feinheit, mit der engliſche Stahlſtiche Odalisken darzuſtellen pflegen. Der Blitz von Diamanten an der Stirne ſtört die ruhige Betrachtung. Die feine faſt ganz ſichtbare Geſtalt war von einem ſeidenen himmelblauen Kleide umfloſſen. Die etwa ſechzehnjährige Dame iſt eine Lieblingsfrau des Sultans. Neben ihr ſaß ein ſchönes, etwa dreijähriges Kind, den beiden gegenüber zwei Damen in weißen Gewändern. Zwei reichgekleidete Neger, Eunuchen ſtanden ſchön bewaffnet, hinter dem Wagen.

Es entſteht nach langem Harren eine heftige Bewegung, geſattelte Pferde, koſtbar gezäumt, werden von reichgekleideten Skla-

ven geführt, dieſen folgen andere mit gezogenen krummen Säbeln, Muſik ertönt und die ungeheuere Menſchenmenge wird lautlos.

Der Sultan, in einem langen blauen Mantelkragen, der bis an die Knöchel reicht, reitet in langſamſtem Schritte auf einem Eiſenſchimmel, deſſen Zügel er, weiß behandſchuht hält. Der Mantel iſt am Halſe von einer großen diamantenen Agraffe feſtgehalten. Das Antlitz des Sultans iſt weißblaß, die Naſe etwas lang, die ſchwarzen Augen weich und mild. Das Haupt iſt von einem roten, mit einem diamantenen Sterne geſchmückten Feß bedeckt. Unbeweglich in der Haltung, faſt wie ohne inneres Leben, in die Menge blickend, zieht der Herr aller Gläubigen feierlich als Erſcheinung vorüber.

Die Moslem ſenken die Augen, die Fremden blicken unverwandt auf die Geſtalt, bis ſie in der Moſchee langſam verſchwindet.

Eine Reihe von Sklaven folgt, die Muſik hört zu ſpielen auf, die tumultuariſche Bewegung der Menge beginnt wieder.

Gewöhnlich bringt der Sultan der Moſchee, die er beſucht, ein kaligrafiſches Gebet als Spende mit. Er iſt ein Meiſter der Schreibekunſt und der berühmteſte Schüler des öſterreichiſchen Deſerteurs Michael Latas, den die Welt jetzt mit dem Range eines Serdars, eines Fürſten und Feldmarſchalls bekleidet, unter dem Namen Omer Paſcha kennt.

Am Ufer lag der mit bunten Teppichen geſchmückte Kaik des Großherrn, deſſen Vordertheil mit einem maſſiven, ſilbernen Vogel geſchmückt iſt. Iſt es die Abbildung des Vogels Simurgh, der im Gebirge Kaf der weiſe Miniſter von 70,000 voradamitiſchen Sultanen war?

Zwölf braune Sklaven, in blendend weißen Muſſelin gekleidet mit rotem Gurt, die ſehnigen Arme und Beine nackt, lagen an den Rudern und harrten, um den Sultan über den glanzvollen Bosporus zu rudern.

Harem und Gärten des Sultans.

Eunuchen. — Armenischer Leichenzug. — Herr Sester. — Eine purpurne Glashalle. — Der Thronsaal. — Der Rauchkiosk. — Das Bad. — Baustyl. — Saal der Odalisken. — Das Schlafgemach des Sultans. — Gärten. — Kein Moses. — Der Sultan.

Durch den jetzigen türkischen Gesandten in Neapel seinem Freunde, dem Hofgärtner des Sultans, Herrn Christian Sester empfohlen, ritt ich eines Tages nach Ortaköi, um ihm meinen Besuch abzustatten. Ein freundlicher junger Mann, Herr G., hatte die Güte mich zu begleiten. Wir mieteten Pferde in Pera, ein mulatischer Knabe, Achmet hieß er, nur die Lenden umschürzt, einen Fez auf und rote Pantoffeln an, lief neben uns her, oder voraus und rief, um durch das Gedränge Bahn zu machen, fast ununterbrochen: „Weicht aus ihr Sterblichen!“ — „Ein von Gott geliebter Mann kommt!“ — „Weicht aus ihr Sterblichen!“

Nachdem wir aus dem Gewühle heraus waren, ritten wir an einzeln stehenden Häusern, an Gärten vorbei, über unbebaute Plätze, Hügel auf und Hügel ab. Bald hatten wir ein großartiges Fragment der kolossalen Stadt vor Augen, bald war sie dem Auge entrückt und es blitzte eine Stelle des Bosporus, wie ein zur Erde gefallener, flüssiger Stern zwischen Bergeinschnitten. Wenn wir die Pferde in Trab, oder Gallop setzten, war Achmet immer laufend hinterher und bald uns zur Seite, ohne daß eine

ven geführt, diesen folgen andere mit gezogenen krummen Säbeln. Musik ertönt und die ungeheuere Menschenmenge wird lautlos.

Der Sultan, in einem langen blauen Mantelkragen, der bis an die Knöchel reicht, reitet in langsamstem Schritte auf einem Eisenschimmel, dessen Zügel er, weiß bebandschuht hält. Der Mantel ist am Halse von einer großen diamantenen Agraffe festgehalten. Das Antlitz des Sultans ist weißblaß, die Nase etwas lang, die schwarzen Augen weich und mild. Das Haupt ist von einem roten, mit einem diamantenen Sterne geschmückten Feß bedeckt. Unbeweglich in der Haltung, fast wie ohne inneres Leben, in die Menge blickend, zieht der Herr aller Gläubigen feierlich als Erscheinung vorüber.

Die Moslem senken die Augen, die Fremden blicken unverwandt auf die Gestalt, bis sie in der Moschee langsam verschwindet.

Eine Reihe von Sklaven folgt, die Musik hört zu spielen auf, die tumultuarische Bewegung der Menge beginnt wieder.

Gewöhnlich bringt der Sultan der Moschee, die er besucht, ein kaligrafisches Gebet als Spende mit. Er ist ein Meister der Schreibekunst und der berühmteste Schüler des österreichischen Deserteurs Michael Lataš, den die Welt jetzt mit dem Range eines Serdars, eines Fürsten und Feldmarschalls bekleidet, unter dem Namen Omer Pascha kennt.

Am Ufer lag der mit bunten Teppichen geschmückte Kajik des Großherrn, dessen Vordertheil mit einem massiven, silbernen Vogel geschmückt ist. Ist es die Abbildung des Vogels Simurgh, der im Gebirge Kaf der weise Minister von 70,000 voradamitischen Sultanen war?

Zwölf braune Sklaven, in blendend weißen Musselin gekleidet mit rotem Gurt, die sehnigen Arme und Beine nackt, lagen an den Rudern und harrten, um den Sultan über den glanzvollen Bosporus zu rudern.

Harem und Gärten des Sultans.

Eunuchen. — Armenischer Leichenzug. — Herr Sester. — Eine purpurne Glashalle. — Der Thronsaal. — Der Rauchkiosk. — Das Bad. — Banstyl. — Saal der Odalisken. — Das Schlafgemach des Sultans. — Gärten. — Kein Moses. — Der Sultan.

Durch den jetzigen türkischen Gesandten in Neapel seinem Freunde, dem Hofgärtner des Sultans, Herrn Christian Sester empfohlen, ritt ich eines Tages nach Ortaköi, um ihm meinen Besuch abzustatten. Ein freundlicher junger Mann, Herr G., hatte die Güte mich zu begleiten. Wir mieteten Pferde in Pera, ein mulatischer Knabe, Achmet hieß er, nur die Lenden umschürzt, einen Feß auf und rote Pantoffeln an, lief neben uns her, oder voraus und rief, um durch das Gedränge Bahn zu machen, fast ununterbrochen: „Weicht aus ihr Sterblichen!“ — „Ein von Gott geliebter Mann kommt!“ — „Weicht aus ihr Sterblichen!“

Nachdem wir aus dem Gewühle heraus waren, ritten wir an einzeln stehenden Häusern, an Gärten vorbei, über unbebaute Plätze, Hügel auf und Hügel ab. Bald hatten wir ein großartiges Fragment der kolossalen Stadt vor Augen, bald war sie dem Auge entrückt und es blitzte eine Stelle des Bosporus, wie ein zur Erde gefallener, flüssiger Stern zwischen Bergeinschnitten. Wenn wir die Pferde in Trab, oder Gallop setzten, war Achmet immer laufend hinterher und bald uns zur Seite, ohne daß eine

Anstrengung an ihm sichtlich gewesen wäre. Wir begegneten, als wir uns schon weit von der Stadt entfernt hatten, einer Gruppe reichgekleideter Neger auf prächtig geschirrten, weißen Pferden. Es waren ältere Männer, völlig bartlos — Eunuchen des kaiserlichen Harems. Wenn auch nicht so fremdartig, doch lustiger war ein Reiterzug, Soldaten zu Pferde, die nach Art unserer Uhlanen Lanzen führten, an denen rote Fähnchen flatterten. An einer einsamen Stelle wurden Soldaten einexerziert, was nicht ohne einen seltsamen Lärm geschah. Die Rekruten begleiteten jedes Tempo mit einem gleichzeitig ausgestoßenen Rufe, einer Art barbarischem Gesange, der die Bewegungen nach dem Takte leitete.

Wir gelangten endlich auf eine völlig einsame Anhöhe, wo die Steine eines offenen armenischen Friedhofes lagen und eine weißgetünchte weitläufige Mauer einen Theil der kaiserlichen Gärten einschließt. Wir mußten Halt machen, um einen armenischen Leichenzug an uns vorüber ziehen zu lassen. Zwölf Knaben in schwarzen Chorröcken und rotem Feß trugen brennende lange Kerzen. Zwölf Priester folgten in langen schwarzen Gewändern, das Haupt mit schwarzen Baretten bedeckt, von denen schwarze Schleier herabhingen. Ihre Haupthaare, lang wie die der Frauen, fielen auf den Rücken herab. Der Todte in einem weißschwarzen Gewande wurde hinter den Priestern, unverhüllten Antlitzes getragen. Zu seinem Haupte und den Füßen lagen so dichte Lorber- und Blumenkränze, daß er eigentlich auf einer Bahre von solchen zu ruhen schien. Zwei Knaben, wie die voranschreitenden, folgten mit brennenden Kerzen der Leiche, dann ein Zug von Leidtragenden, unter denen keine Frau zu sehen war. Der Zug bewegte sich stumm und feierlich und das Antlitz des Todten, auf das der heiße grelle Sonnenschein fiel, war unheimlich anzusehen.

Vor dem stattlichen Thore eines einsamen Hauses gaben wir die Pferde Achmet zu halten und gelangten durch dasselbe in einen zierlich bepflanzten Raum, in welchem zwei freie Treppen zu einem architektonisch geschmackvollen, steinernen Hause emporführten.

In Konstantinopel wird, wo Feuersbrünste an der Tagesordnung sind, wenn von Häusern die Rede ist, es jedesmal aus-

drücklich bemerkt, wenn ſie von Stein aufgeführt ſind. Das ſchöne Haus in welchem wir uns befanden, hat der Sultan, der Herrn Seſter liebt und auszeichnet, ihm erbauen laſſen.

Wir trafen den in ſeiner Sphäre genialen Mann in einem großen Saale, deſſen Fenſter den tief liegenden Bosporus mit der unüberſehbaren Stadt, als ein Rieſenbild einrahmen. Er begrüßte uns ſitzend, indem er ſich mit ſeiner Gebrechlichkeit entſchuldigte, die eine Folge eines ihm zweimal, aus Eiferſucht auf die Gunſt ſeines Herrn, beigebrachten Giftes iſt. Herr Seſter iſt ein ernſtblickender Mann, an dem die orientaliſche Ruhe angenehm auffällt, weil ſie nicht durch Gedankenloſigkeit herbeigeführt iſt.

Wir fanden den Arzt des deutſchen Hospitales, Herrn Dr. Stolle und noch einige Herren bei ihm. Das Geſpräch nahm, wie unter den damaligen großen Zeitereigniſſen begreiflich, bald eine denſelben zugewendete Richtung. Wenn auch nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß das Tanſimat ſehr langſam, aber doch einigen Fortſchritt herbeigeführt hat; ſo iſt der Hat Humajum „ein Blatt Papier zwiſchen dem Großherrn und ſeinem Volke.“ Es wird Einiges, ſo lange die Weſtmächte die Hauptſtadt ſchützen, das heißt belagern, in Ausführung gebracht werden, um dann, wie eine Kanonenkugel an Mehlſäcken, an dem trägen Widerſtande der türkiſchen Regierung zu verſiechen. Der Hat greift zu ſehr an die religiöſen Grundfeſten des Reiches und ſcheint mit der, vielleicht ſogar der türkiſchen Regierung nicht verſchwiegenen Ueberzeugung, daß er unausführbar ſei, gefordert worden zu ſein. Die Weſtmächte opferten dafür nicht weniger Menſchenleben in zwei Jahren, als die Kreuzzüge in zwei Jahrhunderten. Dieſe bezweckten aber in heiligem und fantaſievollem Eifer wirklich die Befreiung der heiligen Stätten; während unſere Zeit, eigentlich nur Ein Menſch, das Heiligſte ſeinen ehrgeizigen Plänen als einen Mantel umhing. Dem großen Blutſtrome, der zum Himmel dampfte, dem Elende von hunderttauſend Familien, dem Verluſte von Milliarden gegenüber, mußte, um die Welt, die aus innerer Bewegung an dem großen Kriege keinen Antheil nahm, wenn nicht zu verſöhnen, doch zu täuſchen, irgend ein groß-

artiger Erfolg hingeſtellt werden. Nur eine ſolche Abſicht, oder die völlige Unkenntniß des Orients, bezüglich ſeiner politiſch-religiöſen Verfaſſungen und ſeiner geſellſchaftlich patriarchaliſchen Zuſtände kann meinen, daß der Hat Humajum zur Ausführung kommen werde. Der Czar allein, in dem ſeiner Zeit berühmt gewordenen Geſpräche mit dem engliſchen Geſandten iſt wahr geweſen. Er kannte die Zuſtände des türkiſchen Reiches beſſer und genauer, als Derjenige, der ſie beherrſcht, was eben von keiner tiefen Kenntniß zeugen würde; er kannte ſie aber auch beſſer als Alle, die trotz theuer bezahlter Geſandtſchaften, das Schwert zum — nichts entſcheidenden Kampfe zogen.

Herr Seſter hörte dem Geſpräche ſchweigend zu und wenn wir auch ſeine Anſchauung der Dinge, die durch manches nur ihm, mit noch Wenigen bekannte Motiv zu hören gewünſcht hätten, ſo konnten wir doch ſein Schweigen nur ehren.

Bald trat die Frau des Hauſes, eine durch ihre originelle Schönheit ausgezeichnete Armenierin, mit ihrem kleinen Mädchen auf dem Arme herein. Die ſtrengen Züge des Vaters wurden plötzlich mild und weich und es ging ein Leuchten des Glückes über dieſelben.

„Sehen Sie, meine Herren! Das iſt mein Reich und in ihm herrſcht wirklich ewiger Friede, was man nicht jedem orientaliſchen Friedenſchluſſe nachſagen kann.“

Eine jüngere Dame trat ein; ihr griechiſch edel geſchnittener Kopf, der bräunliche Teint, die ruhig großen, ſchwarzen Augen ließen mich eine Orientalin vermuten, bis ſie Herr Seſter mit den Worten: „Meine deutſche Nichte!“ vorſtellte.

Wir wurden nach orientaliſcher Weiſe gaſtfreundlich bewirtet; doch war uns auch Gelegenheit geboten, bei edelſtem Rheinwein der deutſchen Heimat zu gedenken.

Herr Seſter trug mir an, den neuen Palaſt des Sultans, den dieſer in einigen Wochen beziehen ſollte, und die Gärten zu ſehen; eine Begünſtigung, die nur er in ſolcher ausgedehnten Weiſe, wie ſie mir zu Theil wurde, gewähren konnte.

Ich traf zur bestimmten Stunde vor dem Palaste ein. Ein junger Mann mit rotem Fes und dunklem Kleide, nach Art des modernen, türkischen Waffenrockes, kam, von einigen Dienern ehrerbietig begleitet auf mich zu, und begrüßte mich zu meiner Ueberraschung im reinsten Deutsch. Es war der Bruder der jungen Dame, die wir im Salon des Herrn Sester kennen gelernt haben.

Wir traten in einen großen, mit eisernen, vergoldeten Stäben abgeschlossenen Hofraum, und gelangten, eine breite Treppe emporsteigend, in eine auf Säulen ruhende, hohe Halle, deren Kuppel mit Rubinglas gedeckt, einen roten, blendenden Glanz verbreitete. Das Auge mußte sich an den zauberhaften Anblick erst gewöhnen. Die Säulen, die Kapitäle, die Wände, zwei freie, gewaltige Treppen, die zu den Gemächern führen, der Boden, alles aus weißem Marmor leuchtete und schien durchsichtig, wie aus rotem Edelstein, den Genien in unergründlichen Schachten gebrochen und gemeißelt haben.

„In dieser Halle, vielmehr in diesem purpurnen Tempel wird es bald zum Schmerze, zu verweilen, so gewaltig ist der Lichteindruck, und man muß unwillkürlich die Augen schließen.

Der Thronsaal ist ein hohes Längenviereck, das von einer auf Säulen ruhenden Decke glanzvoll überwölbt ist. In bedeutender Höhe ziehen sich auf allen vier Seiten Galerien hin. In der Mitte hängt der kolossale Glaslüster, der auf der Pariser Weltausstellung das Staunen aller Gäste erregte. Der Koran drückt sich, um tiefste Finsterniß zu bezeichnen aus: Es lag Nacht auf Nacht in Nacht. Wenn in den hunderttausend Glaskristallen, aus denen der prächtige Lüster geformt ist und die zehntausend Flammen, die an ihm entzündet werden können, brennen, könnte wohl der entgegengesetzte Ausdruck gelten: Licht auf Licht in Licht.

Der gewöhnliche Empfangsaal und das Arbeitszimmer des Sultans, zu denen säulengezierte Pforten führen, sind aus blankem Marmor, der bei näherer Betrachtung nichts anderes als wohlfeilerer Stuck ist. Der Boden ist mosaikartig, besteht aus bunten Marmorwürfeln und wird wohl selten sichtbar sein, da er mit

kostbaren Teppichen belegt werden soll. Neben hohen Spiegeln sind große, gläserne Kandelaber für Gasflammen eingerichtet.

Der Rauchkiosk ist mit einer prachtvollen Aussicht nach allen Seiten, wie eine kolossale Laterne gebaut. Die zwischen den Kristallfenstern freien, schmalen Wände sind von Marmor und Gold glänzend. In den Feldern der Friese sind landschaftliche Darstellungen von unkünstlerischem Werte angebracht. In der Mitte dieses Kiosks, vom Boden aus Porzellan, erhebt sich ein hoher Springbrunnen aus Kristall, der in eine weite, glänzende Schaale seine funkelnden Wassersäulen aufsteigen und nach allen Richtungen in hundert Wölbungen niederregnen läßt, Trauerweidenbäume aus flüssigem Silber.

Das Bad des Sultans erschien uns als das Kostbarste und Geschmackvollste, das wir in dem prächtigen Palaste gesehen haben. Zwei hohe Zimmer, die von oben ein magisches Licht empfangen, sind völlig mit gelbem, egyptischem Alabaster, Boden, Wände und Decke belegt, der mit seinen mannigfaltigen, weißaderigen Zeichnungen in eigenthümlichen Lichtbrechungen spielt. Das Bad ist, wie jedes türkische, ein Dunstbad, und in zwei Säle durch ein Mittelzimmer getrennt. In dem Saale, wo sich die dem Estrich eingefugte Wanne befindet, ist ein kleines Fenster aus dem Mittelzimmer angebracht, durch das die Diener dem Großherrn silberne Becken mit kaltem Wasser, oder duftigem Oele reichen, die Linnen, und wessen sonst ein Badender bedarf. Aus der Wannenstube führt eine kleine Pforte zu einem Kabinete, das in seiner Einrichtung es noch nicht zur europäischen Bequemlichkeit gebracht hat und merken läßt, daß es im türkischen Reiche keine sich unterscheidende Aristokrazie giebt.

Wir gingen eine Treppe hinab, und gelangten zu einer weitläufigen Halle, die auf niederen, gedrückten Säulen ruht. Es ist der Versammlungsort für die Verschnittenen und die Sklavinnen des Harems. Wir traten in viele Säle und kleine Gemächer, die mit schönen Teppichen belegt waren und bestimmt sind, die Frauen aufzunehmen. Von Pracht war hier kaum etwas zu bemerken, dagegen fiel, im Gegensatze zu den lichtvollen, oberen Räumen, eine unangenehme Dun-

keiheit auf. Im Ganzen ſtand in allen Gemächern und Sälen des Palaſtes der Reichthum des Marmors, Alabaſters, des Goldes und der Farben in ſeltſamem Widerſpruche zu den Holzeinrichtungſtücken. Kein koſtbares Holz, kein künſtleriſches Schnitzwerk, keine reichen Stoffe waren zu ſehen, und ein reicher Großhändler in Wien z. B. würde es verſchmähen, Meubles in ſeinen Salon zu ſtellen, wie ſie hier im Thronſaal und ſonſt aufgeſtellt waren. Die Summen mögen allerdings ungeheuer ſein, die für die Sachen verrechnet worden ſind, und man hätte für dieſelben das Prachtvollſte anſchaffen können. Der ganze Palaſt koſtet zwei hundert Millionen Piaſter, und man behauptet, daß geradezu die Hälfte, als ein ſelbſt verſtändliches „Bakſchieſch" betrachtet worden iſt, das die verſchiedenen Bauleiter für ſich in Abzug gebracht haben. Der Wechſel der Bauleiter iſt auch Schuld daran, daß der Stil des, mehr durch ſeine Maſſen großartigen Bauwerkes, kein einheitlicher iſt. Im Ganzen iſt der Renaiſanceſtil vorwaltend, und nicht ohne Grund gewählt, weil er dem türkiſchen Geſchmacke durch ſeine Schnörkeleien, ſeine ſteifen Verzierungen und angeſtrebten maleriſchen Effekte, nicht ganz entgegengeſetzt und fremd iſt und doch in großen Dimenſionen ausgeführt eine imponirende Wirkung hervorruft.

Der Sultan erſchien oft im Palaſte und freute ſich an dem werdenden Werke, das nur zu langſam für ſeine Ungeduld ſich vollendete. Er weilte oft Stunden lang hier, ſah der Arbeit zu, und ordnete wohl auch Manches an.

Ich wurde mit einem feinen Lächeln aufmerkſam gemacht, daß ich nun das Geheimnißvollſte zu ſehen bekommen ſolle. Wir traten in einen Saal, der von Divanen aller Formen, breit und üppig, mit niedern Tiſchchen und Tabureten überfüllt war. Die Divane waren hochrot überzogen, der Boden mit bunteſten Teppichen belegt. Hier empfängt der Sultan ſeine Frauen im Abendzirkel, hier ſchallen die Handtrommeln und Glöckchen, tönen Lieder, ſchlingen ſich Tänze, duften die Wohlgerüche, funkeln die Augen und Edelſteine der Odaliſken. Hier bereiten ſich die Freu-

den des Paradieſes vor, um im vergänglichen Bilde die ewigen Wonnen zu ſpiegeln.

Nur durch einen Corridor getrennt iſt das Schlafgemach des Sultans. Wenn man eintritt, an der linken Wand, ſind unmittelbar auf den Eſtrich ſchwellende Matratzen in ein großes Viereck gelegt, und mit feinſten Teppichen und Damaſten bedeckt. Ueber dieſer Lagerſtatt iſt in einiger Höhe ein flacher Thronhimmel mit goldenen Quaſten angebracht. Die Wand, an der dies Ganze lehnt, mit rotem Sammt und Gold bekleidet, zeigt die Tugra, die verſchlungene Namensunterſchrift, des Sultans.

Ich traf einen glücklichen Moment, wo der Palaſt, ehe er ſich mit ſeinen Geheimniſſen für alle, oder doch für eine lange Zeit ſchließen wird, ſo weit vollendet war, daß ich die ganze Szene ſehen konnte, welche bald die entſchleierten Geſtalten, die finſtern Neger, tauſend Sklavinnen aller Farben bevölkern werden.

Der Palaſt iſt unmittelbar dem Bosporus angebaut und von ihm nur durch einen Gartenvorplatz, den vergoldete Eiſenſtäbe einzäunen, getrennt, auf dem ſich zwei kleine Teiche befinden. Wir brauchten eine Viertelſtunde, um von einem Ende bis zum andern zu gelangen. Eine Anſicht des ganz aus weißem Marmor aufgeführten Rieſenpalaſtes iſt, nur wenn man den Bosporus befährt möglich, und da ſtellt ſich der traurige, architektoniſche Fehler dar, daß der Bau für ſeine ungeheure Länge nicht hoch genug erſcheint. Mit dem Spiegel des Bosporus in gleichem Niveau, führen keine Treppen großartig hinan.

Die beiden kleinen Teiche — keine ſolchen dürfen bei einem türkiſchen Prachtbaue fehlen — ſind hier, Angeſichts des großen Waſſerſpiegels, der bis an den Unterbau des Palaſtes ſeine Wellen trägt, geradezu geſchmacklos.

In einer weitläufigen Säulenhalle, die dem Palaſte zur Seite angebaut iſt, iſt ein Garten mit allen Pflanzen, Blumen und Bäumen der Erde angelegt. Lauben, Waſſerfälle, dunkle Gänge, Alles für Kühle an heißen Sommertagen berechnet, bilden ein fantaſievolles Ganze, ein Kunſtwerk des Herrn Seſter.

Seine Schöpfung sind auch die weitläufigen Gärten des Sultans, die nicht allein, sondern zu denen auch das Terrain geschaffen werden mußte. Felsige Hügel wurden gesprengt, um zwischen durch kühle, grünende Schluchten zu führen. Um eine beherrschende Aussicht zu gewinnen, mußten Hügel von Erde aufgeführt, die Bäume so in Gruppen gestellt werden, daß sie kolossale Rahmen zu den glorreichen Bildern des Bosporus, und zu seinen gewaltigen Hintergründen bildeten. Wir brauchten eine ganze Stunde, um dieses Gartenparadies, das auf einen meist kahlen, unwirtlichen Boden gepflanzt ist, zu durchwandern. Leider war die Vegetation kaum so vorgerückt, wie im halben April in Wien, zu welcher Zeit ich die Gärten durchschritt. Herr Sester beklagte dies sehr, weil ein Hauptzauber seiner Schöpfung in der Malerei des Gartens besteht, in der Anordnung der Baumgruppen, je nach ihren helleren oder dunkleren Blätterfarben und verschiedenartig schimmernden Blättern.

In diesen Räumen ist der Sultan häufig und schreitet neben Herrn Sester einher, der seiner ihm angegifteten Gebrechlichkeit wegen, einen kleinen Esel reitet, oder in einem Wägelchen fährt. Interessant ist der Zug, durch den Herr Sester sich die Gunst Sultan Mahmuds erworben hatte. Als diesem ein Vorschlag zu einem Gartenbaue vorgelegt und Herr Sester um seine Meinung gefragt wurde, erklärte er zum Ingrimme der kaiserlichen Ingenieure, daß die Sache um die Hälfte des Geldes herzustellen sei.

„Gut, so baue Du," sagte Sultan Mahmud.

Als es sich später darum handelte, Wasser zu gewinnen, das Stunden weit hätte geleitet werden müssen, was ungeheure Kosten veranlaßt hätte, sagte ihm der Sultan: „Du mußt nähere Quellen auffinden." Herr Sester ließ dem Sultan durch den Dolmetsch kurz und gut antworten: „Ich bin kein Moses, Herr!" Die Umgebung des Sultans erblaßte, der Dolmetsch wagte nicht, diese kühne Antwort zu dolmetschen; es entstand eine Pause. Da sagte Sultan Mahmud: „So lieb Dir Dein Leben ist, übersetze nur treu, was der Mann gesagt hat?" Der Dolmetsch über-

ſetzte. Dem energiſchen Fürſten, deſſen Perſönlichkeit eine ſo gewaltige war, gefiel die männlich gerade Antwort. Mit den Worten: „Du biſt ein redlicher Mann!“ verließ er den Garten, und Séſter genoß fortan ſein volles, und wie wir bemerkt haben, gefährliches Vertrauen.

Wir näherten uns einem geſchmackvollen, einen Stock hohen Gartenhauſe, das auf einem Hügel ſteht. Mein junger Begleiter machte mich aufmerkſam, unbefangen einherzugehen und nur verſtohlen zu den Fenſtern empor zu blicken; hier wohne die Lieblingsfrau des Sultans, eine ſiebenzehnjährige Cirkaſſierin. Niemand war an den Fenſtern zu ſehen, auch keine Diener ſtanden außerhalb des Hauſes; es ſchien, als ob es völlig unbewohnt wäre.

Ein Reiter ſprengte in der Ferne den Weg zu dieſem Hauſe empor. Mein Begleiter erſchrak ein wenig, und ſagte mir: „Wir müſſen uns hinter ein Gebüſch verbergen. Der Reiter kommt, um die Ankunft des Sultans der Favoritin anzukündigen.“

Wir legten uns hinter einen Strauch, und ſahen bald denſelben Weg, den der Reiter heraufgeſprengt war, den vierſpännigen Wagen des Sultans, dem einige Reiter folgten, heraufahren.

Wir zogen uns hinter Gebüſchen fort, und verließen raſch den Garten.

Die deutſch-engliſche Legion.

Ida Pfeiffer. — Ein engliſcher Soldat. — Jo. — Zipreſſenwald. — Ein Feenpalaſt. — Ein Schriftſteller als Delikateſſenhändler. — Fremde betrogene Leute. — Wo iſt des Deutſchen Vaterland? — Ein Flammenfeſt.

Ich begab mich auf die Brücke, deren maſſenhafte Bewegung wir geſchildert haben. An ihr legen die kleinen türkiſchen Dampfſchiffe an, die zu gewiſſen Stunden den Bosporus befahren; oder vielmehr zu ungewiſſen. Man muß es eben treffen, denn keine Uhr beſtimmt die Zeit, keine Ordnung hält ſie ein. Ueber Ankunft und Abfahrt der Schiffe, eine für den Reiſenden ſo wichtige Angelegenheit giebt kein Maueranſchlag, keine Zeitung Nachricht. Der Mangel einer geregelten Ordnung, einer allgemein zur Kenntniß kommenden Ankündigung iſt bei der rieſenhaften Ausdehnung der Stadt um ſo empfindlicher, weil Jeder oft Stunden weit gehen muß, um zu einer Nachricht, die überdies noch immer nicht ganz ſicher iſt, zu gelangen.

Um von der Brücke an Bord zu kommen, muß man über ein ganz ſchmales Bret, unter heftigem Drängen der Nachfolgenden gehen. Iſt man, ohne zu verunglücken, hinüber gekommen, ſo iſt es ſelten möglich, einen Platz zum Sitzen zu finden. Die türkiſchen Frauen ſchließen ſich gewöhnlich in der Kajüte ab; alle übrige Schiffsbevölkerung bleibt auf dem Verdecke. Das Schiff

legt an der Brücke jeder Vorstadt an und der Kassirer fertigt erst während der Fahrt, gegen einen übrigens mäßigen Preis, die Fahrkarten aus, ohne die Niemand das Schiff verlassen darf. Kaffee wird fort und fort auf dem Decke bereitet und nebst Kuchen und Süßigkeiten feilgeboten.

Einem solchen Schiffe hatte ich mich anvertraut, um nach Skutari zu fahren, wohin ich für eine Nacht zu einem Feste geladen war.

Das Schiff, nachdem es einige hundert Menschen ausgeladen hatte, fuhr weiter. Ich ließ das Gewühle sich verlaufen, und harrte auf den Mann, der mich erkennen und zu meinem Gastfreunde bringen sollte. Ich wartete vergebens eine volle Stunde und befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Das Schiff kehrte nicht mehr am selben Tage zurück, um mich nach Konstantinopel zu bringen, ein Kajikführer war nicht zu erblicken, auch wäre es schwer gewesen, mich mit ihm zu verständigen.

Ich ging denn auf gut Glück in die bunt belebte Hauptstraße von Skutari, die wie Konstantinopel und Rom, auf sieben kleinen Hügeln ruhende Goldstadt der Alten, in welcher die in eine Kuh verwandelte Jo, durch den Bosporus schwimmend, ausruhte; welcher diesen Namen, der Ochsenfurt bedeutet, seit jener Zeit bekommen hat. Die mir immer noch neue Szene, die fantastischen Gruppen, die eigenthümlichen Verkaufsbuden fesselten lange meine Aufmerksamkeit. Ich war der einzige Frangi in der wogenden Menge und trotz meines sich streng abscheidenden Anzuges wurde ich nicht beachtet.

Ich war endlich vom Auf- und Niedergehen müde geworden und der Gedanke, wo ich die Nacht zubringen solle, trat mir als eine nicht geringe Sorge entgegen. Ein Gasthaus giebt es in einer türkischen Stadt nicht und jedes andere Haus ist dem Fremden streng verschlossen, selbst dann, wenn er sich verständlich machen kann. Ich befand mich denn in einem andern Welttheile, in einer fremd redenden Stadt, unter einer fanatisch moslemitischen Bevölkerung, völlig allein und verlassen.

In ähnlichen Fällen, auch später richtete die Erinnerung an

eine verehrte Freundin mich immer frisch und mutig empor; an eine Frau, die, wenn sie die Lust überkommt, allein und wehrlos mitten unter die Menschenfresser geht, in den gefährlichsten Momenten durch Geistesgegenwart sich zu helfen weiß und nach dreimaliger Weltumsegelung immer wieder zur Freude ihrer tausendfältigen Verehrer und Bewunderer zurückkehrt. Wo weilt jetzt die kühnste und interessanteste Bürgerin Wiens?

Und ich hätte als Mann, Angesichts des nahen europäischen Gestades, einer Weltstadt, die so viele sichere Gesandtschaften und Pässe vidirende Generalconsulate besitzt, verzagen sollen? Im schlimmsten Falle war ich entschlossen, in dem uralten Zypressenwalde, der Stunden lang sich über den Gräbern und Monumenten von Skutari hinzieht, zu übernachten.

Da bemerkte ich einen jungen Mann in der Menge; er trug eine rote Jacke mit einer weißen über die Brust gehenden Kuppel, auf der die messingenen Buchstaben F. B. L. zu sehen waren, und an der ein kurzes Schwert hing. Das Beinkleid war schwarz, das Haupt bedeckte eine kleine Kappe. Ich war entzückt über die Erscheinung des Soldaten Ihrer Majestät der Königin von England.

Ich redete ihn an, worauf er mir etwas Unverständliches entgegen murmelte. „Verdammte Aussprache, blödes Geflüster dieser zwischen den geschlossenen Zähnen durchzischenden Schlangen der englischen Sprache!“ dachte ich bei mir und raffte die populärsten Phrasen des Vikar of Weakfield in meinem Gedächtnisse zusammen. Der blonde, blauäugige Krieger ließ mich zu Ende quälen, dann sagte er verdrüßlich:

Ich rede nur deutsch.

„Zum Teufel! warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

Herr Breyer war guter Leute Kind aus Breslau, sein Vater aus Böhmen, also mein Landsmann, die Mutter aus Sachsen. Er selbst ließ sich zur deutsch-englischen Legion anwerben, die im Bosporus auf einem Berge, in Külöli ihre weißen Zelte aufgeschlagen hatte, und mismutig über den eben bekannt gewordenen Friedenschluß, einem ihr noch unbekannten Schicksale entgegen harrte.

„Sind Sie in Skutari bekannt?“

Unſer Lager iſt nur eine Stunde fern von hier, wir kommen oft herüber.

„Gut. Wir wollen den Zipreſſenwald ſehen und dann — können Sie mich im Lager dieſe Nacht beherbergen?“

Wenn Sie mit mir und mehreren Kameraden unter einem Zelte ſchlafen wollen, werden Sie uns ein willkommener Gaſt ſein.

„Kennen Sie den Kapitän Strecker?“

Er iſt mein Kapitän.

„Vortrefflich.“

Ich hatte vor wenigen Tagen in dem geiſtvollen Abendzirkel des königlich preußiſchen Geſandten Herrn von Wildenbruch ſeine Bekanntſchaft gemacht und war von ihm in freundlichſter Weiſe eingeladen worden, ihn im Lager zu beſuchen. Der Zufall fügte es alſo ganz gut.

Wir wanderten durch den Zipreſſenwald, der die ſchönſten, mohammedaniſchen Gräbermonumente überſchattet, denn der Boden Skutari's iſt geweiht, als das aſiatiſche Vaterland, von dem aus die Lehre des Islams nach Europa kam.

Hervorgetreten aus dem Walde befanden wir uns auf einer Anhöhe, wo noch hunderte von hölzernen, bunt bemalten Häuſern mit vergitterten Fenſtern des weithin ſich erſtreckenden Skutari ſtanden. Am Ende derſelben lag ein armeniſcher Friedhof mit flach die Gräber bedeckenden Grabſteinen. Eine Heerde Ziegen von einem Neger gehütet, der auf einer Art Flöte wunderliche Melodien blies, ſuchte ſpärlich zwiſchen den Grabſteinen hervorgewachſenes Gras auszurupfen.

Wir gingen auf dem Kamme der Berge, die das aſiatiſche Geſtade des Bosporus bilden, bald mäßig empor ſteigend, bald durch eine vertiefte Schwingung, um immer wieder ein anderes Bild der jenſeit des Bosporus liegenden Rieſenſtadt zu gewinnen. Oft verſchwand die ganze große Ausſicht. Einmal ſahen wir zwiſchen zwei grünen Bergen durch, die bis zum Waſſerſpiegel reichten, den weiß marmornen Palaſt des Großherrn, da und dort

von einer Palme oder Zipresse übergrünt. Schiffe mit weißen Segeln zogen an ihm vorüber. Aus der Tiefe und Ferne reichten weder Stimmen, noch das Rauschen der Flut bis zu uns empor. Um uns selbst war kein Lebendes sichtbar und tiefes Schweigen lag über der ganzen märchenhaft prächtigen Szene. Es war als ob da unten ein Feenpalast stünde, an dem die Geisterschiffe vorüberziehen, um einen unbewachten Moment zu erspähen und durch die glänzenden Pforten einzudringen.

Bald sahen wir, weiterschreitend, ein kleines Dorf in einer Bergschlucht eingeklemmt, das sich bis zum Wasser hinabzog.

Wenn uns das ganze Bild durch vorgeschobene Anhöhen entzogen war, zeigten uns Rauchwolken die Wasserstraße an, welche die zahlreichen Dampfschiffe zogen; bis wir wieder die Stadt, die glorreich an zwei Meeren liegt, unübersehbar, märchenhaft, auftauchen sahen mit ihren lichtspiegelnden Kuppeln, den tausend Minareten, den Gärten, den Palästen, den Zipressen und den Ruinen.

So großartig und mannigfaltig das Panorama vor uns war, so fingen wir doch an von dem Gange müde zu werden. Der Soldat Ihrer Majestät der Königin von England gestand mir, daß er diesen Weg noch nicht gegangen sei, daß aber der andere richtige gewiß nur eine Stunde Zeit in Anspruch genommen haben würde. Wir hatten noch eine Anhöhe zu übersteigen, die ganz mit weißen Grabsteinen übersäet war. Die Inschriften der Steine waren hebräisch.

Wir stiegen endlich einen schroffen Abhang hinunter und befanden uns nach einem dreistündigen Gange in dem Dorfe Külöli.

Als wir das Ende erreicht hatten, lag ein weitläufiges viereckiges Gebäude, eine türkische Kaserne vor uns. Ihren weiten Hof durchschreitend, gelangten wir an einen Berg, auf dem, vom Fuße bis zur Höhe hinan an tausend weiße Zelte schimmerten. Beim ersten Posten war das Marketenderzelt, wir ruhten müde und heiß wie wir waren, vor demselben aus. Ein Mann trat hervor und bot uns Bier an. Wie sollte das, wo Deutsche

lagern, fehlen? Brot und Butter wurde dazu gereicht, aber weder Gläſer noch Meſſer. Als ich nach ihnen verlangte, erklärte der Wirt: „Mir trinke hier nur aus de Flaſche und die Meſſer werde alle geſtohle.“ Das Bier war aber eigentlich ſchon ziemlich guter Eſſig und mein Landsmann ſtrich mutig auf das, den geſundeſten Zähnen nur knackbare, Brot mit dem Zeigefinger die ranzige Butter.

Als er ſich geſättigt hatte, ſchickte ich ihn mit meiner Karte an den Kapitän Strecker, der nach einer kurzen Zeit mit einer Anzahl Offizieren erſchien, um mich, den Landsmann, herzlich willkommen zu heißen. Der Kapitän lud mich in ſein Zelt, ich ſollte dieſe Nacht ſein Gaſt ſein.

Die Sonne war ſchon untergegangen. Wir ſaßen bei einem frugalen Mahle, zu welchem ein blonder, intereſſant ausſehender Mann durch ſeinen Diener trefflichen Champagner bringen ließ.

Als er eintrat, ſah er mich betroffen an und rief endlich: „Frankl! Sie in Konſtantinopel?“ Nun war das Staunen meinerſeits, bis ich den edlen Germanen erkannte, der ſich in der Schlacht bei Eckernförde ausgezeichnet hatte, und ſpäter als Mitarbeiter eines großen Blattes in Wien ſaß. Er war auf den Kriegſchauplatz gegangen; als aber den Berichterſtattern durch Omer Paſcha manche Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, entſchloß er ſich raſch ſeinen kriegsluſtigen Landsleuten ſtatt des geſchriebenen Geiſtes, flüßigen zu liefern und jene Delikateſſen zu reichen, die das einzige Labſal der Offiziere in dem müßigen Lagerleben auf dem Berge von Külöli waren.

Mehrere Offiziere kamen, um uns zu einem Bacchanal einzuladen, das ſie einigen ſardiniſchen Kameraden gaben, die morgen auf einem Kriegſchiffe in die Heimat ſegeln ſollten.

Kapitän Strecker mußte der Einladung folgen, doch verſprach er, weil ich es, ermüdet wie ich war, vorzog, im Zelte auszuruhen, bald wieder zu kommen.

Die Stimmung der Offiziere war eine trübe. Mit allen Hoffnungen auf einen mutigen Feldzug, auf glänzende Thaten waren ſie müde gemacht durch ein unthätiges Lägerleben. Der

eben verkündete Friedenſchluß hatte alle fantaſievollen Hoffnungen auf Auszeichnung und Beförderung zu nichte gemacht. Die drei Buchſtaben F. B. L. „Foreigne Britiſh Legion" auf den weißen Bruſtriemen deuteten ſie humoriſtiſch „Fremde Betrogene Leute." Viertauſend deutſche Männer, die fern der Heimat auf einem kahlen Berge am Bosporus unter Zelten lagen, ſahen in eine ungewiſſe Zukunft. Keiner wußte, was in den nächſten Tagen ſein Schickſal ſein werde und nur ein dunkles Gerücht ließ ſie vermuthen, daß ſie ans Cap der guten Hoffnung würden eingeſchifft werden.

Während die Herren mir ihren traurigen Zuſtand darſtellten, begann die Regimentsmuſik vor dem Zelte des Kommandanten die Inſtrumente zu ſtimmen. Und als hätte dem Geſpräche ein dramatiſcher Aktſchluß gegeben werden ſollen, begann es zu ſpielen:

„Wo iſt des Deutſchen Vaterland?"

Wir traten vor das Zelt. Konſtantinopel ſtand in hunderttauſend Flammen, der Bosporus ſpiegelte ſie, und bunte Lichter ſpielten durch den wolkenfinſteren Himmel. Der Anblick war ein überwältigend ſchöner. Stambul und Skutari feierten das Beiramfeſt. Alle Moſcheen funkelten, von Minaret zu Minareten hingen bunte, leuchtende, vom Winde hin und her bewegte Lampen, wie Edelſteine an Schnüre gereiht. Auf den Schiffen glänzten Fanale.

Wir ſtanden ſprachlos in den Anblick verſunken und merkten kaum, daß das deutſche Vaterland verklungen war wie ein Traum —

Es fingen ſchwere Tropfen zu fallen an, wir zogen uns in das Zelt zurück. Bald goß ein Regen in Strömen nieder, die tauſend und aber tauſend Lichter, die ganze märchenhafte Lichtnacht war ausgelöſcht. Vom Bacchanal herüber wehte ein heftiger Wind einzelne Takte der Muſik:

„Du haſt die ſchönſten Augen,
Mein Liebchen, was willſt du noch mehr?"

Das Zeltdach war bald durchnäßt und hing ſchwer tropfend herein. Ich hüllte mich feſter in den Mantel.

Besuch bei Omer Pascha.

Emine. — Ein Schwertfeger Pascha. — Dr. Rödelberger, Ali Bei. — Pascha Kutschkowsky. — Arabische Pferde. — Frau von Herz-Lämel. — Omers Portrait. — Die Türkei republikanisch. — Empfehlungschreiben.

Die neueren Kriegsereignisse haben die Persönlichkeit dieses durch seine eigenthümlichen Schicksale bekannten Mannes in den Vordergrund gestellt.

Michael Latas, als kaiserlich österreichischer Kadet im Jahre 1828 ein dem Kriegsgericht verfallener Deserteur, ist nach zwei Jahrzehnten oberster Befehlshaber der türkischen Armee, Serdar, d. i. Fürst und Pascha von drei Roßschweifen.

Als ich nach Konstantinopel kam, ging Omer Pascha eine neue Ehe mit Emine — welcher Name Sicherheit bedeutet — der vierzehnjährigen Tochter des reichen Hafis Pascha ein, desselben, der die Schlacht bei Nisib verloren hat und so den Klingen, die er vor seiner Erhebung, als Schwertfeger, schmiedete, wenig Ehre brachte. Ich hörte viel in der christlichen Gesellschaft Konstantinopels von dieser Ehe sprechen, sie wurde allgemein mißbilligt. Man wußte, daß der Vater seine Tochter dem alternden Manne erst dann gab, als der Sultan selbst durch seinen ausgesprochenen Wunsch der Freiwerber für Omer Pascha wurde. Das Schicksal der noch lebenden Frauen, einer Türkin, einer Griechin, einer siebenbürgischen Sachsin war zudem bekannt.

Wer zweifelt noch, daß Omer Paſcha ein rechtgläubiger Muſelmann ſei, und was die europäiſche Geſellſchaft ſittlich verdammt, in den Augen der Moslems, kann die Ehre des berühmten Renegaten nicht ſchmälern.

Der Arzt des Marſchalls, Dr. Ali Bei, der aus Kaden in Böhmen gebürtig und ein Schüler der Hochſchule in Wien iſt, hatte die Freundlichkeit, mich beim Paſcha anzuſagen.

Ich kam zur beſtimmten Stunde. Omer Paſcha beſitzt ein Haus in der Galata gegenüberliegenden Vorſtadt. Durch ein Thor eingetreten, befand ich mich auf einem großen, ſich emporziehenden Vorplatze, der eben in einen Garten umgewandelt wurde. Ein weitläufiges, ein Stockwerk hohes Gebäude mit vielen Fenſtern ſah mir auf der Höhe des Vorplatzes entgegen, deſſen linker Flügel hinter verhängten Fenſtern das Harem iſt.

In einer Vorhalle des rechten Flügels, wo Offiziere, Diener, Sklaven aller Trachten und Farben müßig ſaßen und rauchten, ſtieg ich eine breite, mit blühenden Pflanzen geſchmückte Treppe empor. Ich befand mich im Vorzimmer des Paſcha's, in welchem ein treffliches Billard aufgeſtellt iſt.

Ich trat mit Dr. Ali Bei in den Empfangſaal, der, groß und licht, keine andere Einrichtung als Divane, entlang der vier Wände hatte. Omer Paſcha ſaß in einer Divanecke, am Fenſter vor ihm ſtand Müchlis Paſcha, der ehemals preußiſche Offizier Kutſchkowski, der als Lehrer der türkiſchen Offiziere nach Konſtantinopel kam und, ohne ſeinen Glauben zu verleugnen, General und Paſcha wurde. Zwei ältere türkiſche Offiziere, ebenfalls Gäſte, ſaßen auf dem Divan, dem Paſcha gegenüber. Omer Paſcha ſtand bei unſerem Eintritte auf und reichte mir die Hand: „Willkommen, Doktor!“

Er winkte uns zu ſitzen; zwei reich gekleidete Diener traten ein; der eine reichte den Tſchibuk, deſſen prachtvoll wolkige Bernſteinſpitze mit Diamanten umringt war, der andere, in goldenen Bechern den Kaffee. Ein blauſeidenes, mit ſilbernen Franſen geſäumtes Handtuch hing über ſeiner Schulter bis zu den Knöcheln herab.

„Sie kommen von Wien und gehen als Pilger nach Jeruſalem?"

Als kein beſchaulicher, Hoheit! ich ſoll dort eine Schule gründen.

„Das iſt recht. Eine That iſt das Würdigſte für einen Mann. Ich habe die beſchaulichen Mönche niemals geliebt. Iſt die Schule nur für Juden, oder für alle Confeſſionen?"

Ich zweifle, daß ſie werden theilnehmen wollen.

„Die Türken ſollen ihre Kinder hineinſchicken. Im Unterrichte liegt ihre Zukunft."

Vielleicht der Untergang einer, jetzt noch halb ſelbſtſtändigen Nazion.

„Sie ſprechen die Anſchauung der gebildeten Völker Europa's aus und irren mit ihnen."

Der Paſcha wendete ſich jetzt an die türkiſchen Offiziere und redete mit ihnen. Ich konnte ihn näher betrachten. Seine Geſtalt iſt mäßig hoch, ſchlank, Haupthaar und Bart grau, die Augen hell und eindringend. Die Jochbeine, in dem ſonſt länglich ſchmalen Geſichte etwas vortretend. Die kroatiſche Bildung iſt unverkennbar, wie denn auch das korrekt geſprochene Deutſch nicht ohne ſlaviſchen Anklang iſt. Er war als türkiſcher Offizier gekleidet. Ein dunkelbrauner Waffenrock war offen und ließ eine graublaue, ſeidene Weſte ſehen. Das Haupt bedeckte ein roter Feß. Seine rechte Hand ließ fort und fort die Kugeln eines ſchwarzen Roſenkranzes, der mit ſilbernen Quaſten geziert war, durch die Finger gleiten.

Vom Geſpräche ab wendete ſich der Paſcha gegen das Fenſter und ſah auf eine Gruppe Pferde, die auf dem Vorplatze des Hauſes ſtanden.

„General Müchlis! Sie verſtehen Pferde. Dieſe ſind aus meinem Geſtüte, alle dreijährig. Der Braune hat den ſchönſten Hengſt Syriens zum Vater."

Er wandte ſich wieder gegen mich:

„Kommen Sie ans Fenſter, Doktor! hier können Sie ſyriſche Muſterpferde ſehen, damit Sie dort, wenn Ihnen Thiere vorgeführt

werden, ein Urtheil haben. Sehen Sie den Rappen! Scheint er Ihnen nicht ein temperamentloſes, mattes Thier?"

Er rief einige Worte hinab, ein indiſcher Sklave ſchwang ſich auf das Pferd.

„Sehen Sie, erſt wenn der Reiter oben ſitzt, bekommt das arabiſche Pferd Figur. Iſt der Rappe nicht plötzlich ein ſchwarzer Dämon? Der Schimmel iſt ebenfalls ſchön, aber klein; es gab keine ſchönere Stute im Libanon als die, welche ihn gebar."

Er wendete ſich wieder dem Saale zu und lud uns zum Sitzen ein.

„Wer iſt die Dame, die durch Sie die Stiftung in Jeruſalem begründet?"

Ich nannte Namen und Herkunft; auf beide anſpielend, erwiderte der Paſcha: „Das iſt ein adeliges Herz!"

Als das Geſpräch wieder eine andere Wendung genommen hatte, bemerkte ich, daß ich den Paſcha, nach den in Wien in allen Schaufenſtern ausgeſtellten Portraits, ſogleich erkannt hätte.

„Das iſt das Bild von Kaiſer, doch halte ich das in Peſth, nach einem Daguerreotyp erſchienene für ähnlicher. Was ſpricht man in Wien?"

Der Hat Humajum erregte großes Aufſehen und Bewunderung.

„Warum gerade dieſer Erlaß, es ſind doch ſchon früher ähnliche erſchienen?"

Weil die Mächte einen Wunſch ausſprachen, den der Großherr erfüllt: Die Gleichſtellung aller Konfeſſionen. Während England, verzeihen Sie, Hoheit! den üblichen Ausdruck, in einem unziviliſirten Staate eine Maßregel gewiſſermaßen befiehlt, erfüllt es ſelbſt in ſeinem Parlamente noch immer nicht, was eine gerechte Staatsvernunft niemals verweigern darf. Man zweifelt an der Möglichkeit der Ausführung des Hat Humajum.

„Ich ſehe kein Hinderniß! Wir haben mehr Freiheit in der Türkei als in England. Wir ſind faſt republikaniſch, die Perſon iſt ſelbſtthätig, ſelbſtbeſtimmend. Wenn die Tugra vom Großherrn unter einem Befehle gezeichnet iſt, führen ihn die Miniſter aus. In England hindert ewig das Parlament."

Man begreift, daß die Reformen an den Grundfesten der Religion rütteln und den Fall des verfallenden Reiches herbeiführen werden.

„Gewiß nicht; der Türke ist tief religiös, aber nicht mehr fanatisch. Die Ulemas haben keine Macht und ein fester Wille kann Alles."

Ich mochte den glänzendsten Diener seines Herrn nicht in die innerlich unangenehme Zustimmung einer Meinung versetzen, der er wahrscheinlich widersprochen hätte: daß eben kein fester Wille herrsche, daß es keine Faust des Sultan Mahmud sei, welche jetzt die Zügel der Herrschaft hält.

Der Marschall bemerkte: „Sie scheinen einen Gedanken zu verschweigen? Sie sprechen zu einem Soldaten, der es liebt, Gedanken von der Leber weg zu hören."

Ich dachte eben darüber nach, daß man Abdul Medschid das beste Herz seines weiten Reiches nennt. Und mit dem —

„Herzen regiert man nicht, wollen Sie sagen. Aber ein Monarch ohne Herz ist das Unglück eines jeden Volkes und nur der geniale Geist versteht es, wenigstens theilweise die Funkzionen des Herzens zu übernehmen. Die despotische Gewalt übrigens soll ein Ende nehmen in der Welt. Man glaubt allgemein, daß der türkische Soldat einer solchen Macht folge. Der Türke ist tapfer, weil er glaubt, daß ihm nichts geschehen könne, was nicht vorbestimmt ist und vor dem Willen Gottes gibt es kein Entrinnen. Die türkischen Soldaten lieben ihre Führer, selbst wenn diese Christen sind. Ist dem nicht so, General?"

Müchlis Pascha bejahte schweigend.

Was die Soldaten vermögen, Hoheit! wenn sie geistvoll und mutig geführt werden, haben sie unter Ihrem Kommando wiederholt bewiesen.

Omer Pascha verneigte sich.

„Ich werde Ihnen Briefe an die Gouverneure von Beirut, Damaskus und Jerusalem geben. Die Beduinen sind jetzt wilder als je und im Sommer immer gefährlicher. Ich rathe Ihnen, über den Libanon nach Damaskus zu gehen und zurück über Baalbeck

nach Beirut. Die Küste ist sicherer und Sie sehen Sidon, Tyrus, St. Jean d'Acre."

Er gab den Auftrag, die Briefe zu schreiben und reichte mir die Hand: „Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen. Kommen Sie morgen wieder."

Auf dem Gartenvorplatze des Hauses stand ein weißgolden lackirter Wagen auf hellrotem Gestelle, zwei prächtige fuchsrote Pferde vorgespannt. Dr. Ali Bei zog mich in eine andere Richtung des Gartens: „Es ist die junge Frau Sr. Hoheit, da müssen wir fern bleiben." Ich bemerkte eine verschleierte Gestalt, der gegenüber zwei Frauen saßen. Ein zweiter Wagen rollte heran, in welchem sich vier verschleierte Dienerinnen befanden. Zwei Neger schwangen sich auf weiße, mit purpurnen Schabracken bedeckte Pferde und ritten dem Wagen voran.

Ich fand mich am folgenden Tage bei Omer Pascha zur bestimmten Stunde wieder ein. Auf dem Vorplatze wimmelte es von Offizieren, Sklaven und Pferden.

Ich trat in die Vorhalle. Omer Pascha kam just die Treppe herab.

„Ah, Doktor!" und gegen den Sekretär gewendet:

„Sind die Briefe fertig?"

Der Sekretär reichte sie; Omer Pascha zog sein Siegel, das an einer goldenen Schnur befestigt war, die an seinem Halse hing, hervor, befeuchtete es und drückte es jedem Briefe, statt der Unterschrift auf. „Schützen Sie Ihr Haupt vor der syrischen Sonne!" und winkte mir zum Abschiede mit der Hand.

Omer Pascha schwang sich auf einen schönen, mit blauem Sammet und Silber gezäumten Rappen und sprengte fort, eine glänzende Suite ihm nach, nach Skutari.

Die Juden.

Statistische Daten. — Leitung und Verwaltung. — Zwei Chacham Baschi. — Ordensinsignien und Siegel. — Einnahme und Ausgabe. — Kein Spital. — Wohlthat des Sultans. — Frauenverein.

Nach den Steuerbüchern der Gemeinde zählt Konstantinopel 38,400 türkische Juden; 14,800 Männer, 23,600 Weiber; die Unterthanen fremder Mächte nicht eingerechnet. Sie wohnen verstreut in der ganzen Stadt, vorzugsweise aber in den Vorstädten: Balat 6000, in Chasköi 4000, in Peri Pascha 1500, in Ortaköi 1500, in Kusghundschik 1000, u. s. w.

Es kommen jährlich 100 Hochzeiten, 500 Geburten, 350 Sterbefälle vor.

Der Beschäftigung nach sind sie Rentiers, Kaufleute, Wechsler, Kleinhändler, Sensale, Platzagenten, Lastträger, Kajikführer, Glas- und Silbergeschirrverkäufer, Zündhölzchenhändler, Zigarettenverfertiger und dergleichen.

In großer Anzahl Handwerker, theilen sie sich verschiedenen Gewerben nach ein in:

Maurer 100, Glaser 150, Nagelschmiede 400, Klempner 1000, Glashüttenbesitzer 2, Spiegelverfertiger 150, Baumwollenweber 2, Seidenschnüredreher 100, Gold- und Silberschnüredreher 500, Schönfärber 180, Schuhmacher 100, Schneider 500, Kürschner 100, Gold- und Silbersticker 50, Gold- und Silberarbeiter

150, Juwelenſchleifer 1, Rubin- und Smaragdenfaſſer 200, Fiſcher 900, Trakteure 100, Mehlſpeiſenauskocher 550, Zuckerbäcker 100, Branntweinbrenner 200, Tabakſchneider 50, Büchſenmacher 100, Gewicht- und Maßverfertiger 300, Ingenieur 1, Buchbinder 1000, Schreiber 20, Aerzte 500, Wundärzte 40, Barbiere 700, Apotheker 50, Muſikanten 500, Seiltänzer 10.

Die Gemeinde wird im eigentlichen Sinne des Wortes von der Geiſtlichkeit regiert, denn die Rabbinen wählen mit den ſteuernden Mitgliedern der Gemeinde, nicht ohne auf dieſe Einfluß zu nehmen, die Vorſteher, deren ſieben ſind und lebenslänglich das Amt verwalten. Wenn einer ſtirbt, ergänzen die nachlebenden Vorſteher das Collegium.

Die Gemeinde hat zwei Besdin, Rabbinerkollegien, deren eines ſeinen Sitz in der Vorſtadt Chaßköi, das andere in Balat hat. Jedem der beiden Besdin ſteht ein Oberrabbi vor, deren einer den Titel Chacham Baſchi des Niſchan führt, vom Orden ſo genannt, den er von der Regierung beim Antritt ſeines hohen Poſtens erlangt.

Dieſer leitet die politiſchen Angelegenheiten der Gemeinde. Mit ihm verkehrt die Regierung in allen Angelegenheiten, welche die Juden des weiten, türkiſchen Reiches betreffen. Ihm liegt es ob, ihnen alle Befehle kundzuthun, und über deren Vollziehung zu wachen.

Chacham Chani iſt der Name des Palaſtes, den er bewohnt, in welchem ſich auch noch ein Kerker befindet. Er hat das Recht, für Vergehen durch Entziehung der Freiheit zu ſtrafen. In ſeinem Sitzungſaale werden die wichtigſten Gegenſtände berathen, die Berichte an die Regierung unterzeichnet. In der Kanzlei, wo ein Regiſter über alle türkiſchen Juden der Hauptſtadt, nebſt ihrer Wohnungsangabe, geführt wird, werden für Diejenigen, die reiſen wollen, die Päſſe ausgefertigt; doch müſſen ſie vom Vorſteher oder Chacham des Stadttheils, wo ſie wohnen, ein Zeugniß bringen, daß ſie mit der Gemeindeſteuer nicht im Rückſtande und nicht im Verdachte eines Vergehens, oder Verbrechens ſtehen. Der Paß wird dann ohne allen weitern Anſtand von der kaiſerlichen Re-

gierung vidimirt. Ebenso werden Käufe und Verkäufe von Häusern, Gärten oder Feldern in der genannten Kanzlei abgeschlossen und von der Regierung einfach bestätigt.

Der Chacham des Nischan hat die Vollmacht, die Steuern der Juden für das ganze Reich zu repartiren, was er mit Hülfe der Rabbinen in den jüdischen Gemeinden, die er ernennen und absetzen kann, vollzieht.

Jede der Hauptgemeinden, z. B. Smirna, Salonik, Jerusalem u. s. w., wenn sie einen Rabbi wählen, müssen dem Chacham des Nischan in Konstantinopel die Anzeige davon machen. Im Falle dieser zum neu Gewählten Vertrauen hat, schlägt er ihn der Regierung vor, die ihn bestätigt und ihm, wenn die Gemeinde jährlich eine Taxe von 30,000 Piastern dafür bezahlt, ebenfalls die Insignien des Nischan-Ordens verleiht. Die Armut der Gemeinden heißt sie meistentheils auf diese Auszeichnung verzichten. Dem neuen Rabbi wird von der Regierung ein Siegel verabfolgt, dessen ein gleiches sie selbst, der Kontrole wegen, behält und eines dem Chacham Baschi in Konstantinopel ausfolgt. Die mit dem Orden, oder auch nur mit dem Siegel Belehnten, genießen des Vorrechts, ihre Wünsche oder Vorschläge dem Chacham des Nischan in Konstantinopel mitzutheilen, der die Pflicht hat, die Regierung ungesäumt davon in Kenntniß zu setzen.

Der Amtsgenosse des Chacham des Nischan leitet die religiösen Angelegenheiten der Gemeinde. Jede Verlobung muß ihm angezeigt werden, und wenn die Verlobten die Ehe nicht eingehen wollen, haben sie ihm die Gründe vorzulegen, die, nur wenn er sie anerkennt, Geltung erlangen. Er löst Ehen und Eide, er bestraft Die, welche sich gegen irgend ein religiöses, oder zeremoniales Gesetz vergehen. Gegen seine Entscheidung kann keinerlei Berufung stattfinden.

Zur Zeit meiner Anwesenheit fungirten Herr Abraham Schemuel Cohen, als Chacham des Nischan, Herr Mosche Fresco, als Oberrabbi des Besdins.

In ihren Funkzionen werden diese beiden Würdenträger von den Vorstehern unterstützt, mit denen sie gemeinschaftlich die Steuer

für die Regierung und für die Gemeinde bestimmen. Diese von ihnen für die einzelnen Stadttheile erwählten Untervorsteher „Batidium" stehen ihnen, durch ihre genauere Kenntniß der Personen und Vermögensverhältnisse zur Seite und bilden gleichzeitig eine Religions- und Sittenpolizei.

Einnahmen der Gemeinde bilden:

1. Die „Gabela" das Recht von jeder Oka Fleisch — die Oka enthält 2¼ österreichische Pfund — 25 Para, bei 4 Kreuzer, für 1 Oka Käse 20, für 10 Oka Wein 5, für 1 Oka Branntwein 10 Para Verzehrungsteuer zu beziehen.

2. Wenn ein Mädchen Braut wird, zahlt sie während der Zeit dieses ihres Standes ½ %, wenn sie heiratet, der Bräutigam 1 % von der Mitgift.

3. Wenn ein Jude dem anderen ein Haus, einen Garten, oder ein Feld verkauft, muß der Käufer an die Gemeinde 1 % der Verkäufer ½ % vom Kaufschilling geben. Wenn ein Jude seinen Besitz an einen Mohammedaner, oder Christen verkauft, so hat er 2 % zu entrichten.

4. Wenn ein Mann, oder eine Frau stirbt und keine Kinder hinterläßt, muß der fernere, erbende Verwandte 10 % vom ganzen Nachlaß bezahlen.

Die Auslagen der Gemeinde sind uns nicht der Ziffer nach mitgetheilt worden, ebenso die Einnahme nicht; doch sind beide sehr bedeutend und jene beziehen sich auf folgende Gegenstände:

1. Die Gemeinde zahlt für alle in Konstantinopel geborenen Rabbinen und Gelehrte die Steuer.

2. Die Gehalte für die beiden Oberrabbinen und die sechs Rabbinen, welche das Besdin bilden, für drei Kanzlisten, deren einer die türkische, die beiden anderen die hebräische Korrespondenz führen; für drei Steuereinnehmer, für die Fleisch-, Bank-, Wein- und Rakiaufseher, für zwei Trabanten, zwei Kerkerwächter und zwei Kawasse, welche Letztere mit silbernen Stäben dem Chacham Baschi, wenn er Besuche macht, voranschreiten.

3. Die Erhaltung von Talmud Thoraschulen und Unterstützungen für die Schüler der Jeschibot, deren einer 1000, bis 1500 Piaster jährlich bezieht, nehmen eine nicht unbedeutende Summe in Anspruch.

4. Die kleinen Auslagen belaufen sich auf 20—30,000 Piaster.

Wenn die Ausgaben die Einnahmen übersteigen, so werden sie durch eine außerordentliche Steuerumlage „Aricha" gedeckt. Die Oberrabbinen und Vorsteher wählen mehrere Vertrauensmänner, welche die Gemeindemitglieder in Beziehung auf ihr Vermögen abschätzen und darauf die Steuerzulage auf vier Jahre bemessen müssen. Vor diesem Geschäfte müssen sie jedoch vor dem Besdin einen Schwur ablegen, nach bestem Wissen und Gewissen vorzugehen. Wenn Einer von den Besteuerten im ersten Jahre stirbt, müssen die Erben den Betrag in den folgenden drei Jahren entrichten, so als ob er lebte. Wenn Einer nach Jerusalem übersiedelt, wird er als gestorben angesehen.

In neuerer Zeit wurde die Aricha, die nur die Reichen trafen, durch den Einfluß eines der Reichsten abgestellt. Wer notorisch nur 10,000 Piaster besaß, verfiel der Aricha nicht. Wir wissen nicht, wie jetzt die, etwa die Einnahmen übersteigenden Auslagen gedeckt werden. Doch nicht durch Erhöhung der Verzehrungssteuer, die dem Armen so drückend ist?

Rücksichtlich der Wohlthätigkeitsanstalten ist zu bemerken:

Die Gemeinde hat kein Spital, wiewohl der Sultan vor mehreren Jahren ihr und den Karaiten einen sehr schönen Platz geschenkt hat, um darauf ein Spital aufzuführen. Die Gemeinde wurde um eine nicht unbedeutende Steuer erhöht; doch brachte sie es nicht weiter als zum Aufbau von vier Mauern, die als moderne Ruinen bald einstürzen werden. Die Karaiten dagegen führten ihr Haus auf und es gedeiht und wirkt segensreich. Der Großherr in der guten Meinung, daß das Spital eingerichtet sei, wies 150 Oka Fleisch zum täglichen Verbrauche an. Die Ge-

meinde bezieht das Geld, und vertheilt es am Oſter- und Laub-Hüttenfeſte an die Armen.

Die kranken Armen werden von einem in jeder Vorſtadt, wo Juden wohnen, beſoldeten Arzte behandelt und erhalten unentgeltlich Arzeneien. Wenn es ihnen an Bett- und Leinenzeug fehlt, ſo wird die Oberin des wohlthätigen Frauenvereines vom Chacham des Viertels davon in Kenntniß geſetzt, die ſofort für das Nötige Sorge trägt. Der Frauenverein ſtattet arme Mädchen, wenn ſie heiraten aus, er unterſtützt Kindbetterinnen, bezahlt, wenn die Mutter ihr Kind nicht nähren kann, eine Amme, und wenn jene ſtirbt, übernimmt er die Erziehung des Kindes. Armen Frauen wird Beſchäftigung gegeben, namentlich läßt der Verein Schaufäden von ihnen ſpinnen.

Um dieſe Ausgaben zu beſtreiten, ſammeln die wohlthätigen Frauen bei Hochzeitfeſten der Reichen, oder ſonſt freudigen Familienereigniſſen und bei den ſogenannten Viſiten, wenn nämlich zehn bis zwölf Frauen ſich bei einer Freundin anſagen, um den ganzen Tag bei ihr zuzubringen.

Freitag Nachts gehen zwei dafür beſoldete Männer: ein Jude und ein Mohammedaner in die Häuſer der Armen, da wo Kranke ſind, oft drei bis viermal des Nachts, um zu fragen, ob man Feuer brauche, oder die Lampe verlöſchen wolle.

Synagogen.

Geſchichte. — Ein Gaukler. — Bannfluch. — Ein Mädchen baut. — Die Karaiten. — Troddeln als Schaufäden. — Eigenthümliche Auskunft. — Ein duftiges Lied. — Ein Trauerhaus.

Die Juden beſaßen ſchon in früherer Zeit des neurömiſchen Reiches auf dem Platze der Kupferſchmiede, welches Handwerk ſie ſelbſt betrieben, eine Synagoge. Sie wurde unter Konſtantin gegründet und ſtand 132 Jahre. Als die Juden unter Theodoſius dem Großen vertrieben wurden, ward ihre Synagoge in eine Kirche der Mutter Chriſti zu Ehren umgewandelt; wie bei gleichem Anlaſſe die Synagoge in Wien, in eine dem heiligen Leopold gewidmete Kirche.

Die Sepharedim beſitzen viele Synagogen, ſie werden nicht von der Gemeinde, ſondern von jenen Mitgliedern derſelben durch freiwillige Spenden erhalten, die in dem Stadttheile wohnen, wo ſich die Synagoge befindet. Ich ſah mehrere derſelben, ſie bilden alle ein Längenviereck, ſind hoch und von den zur Seite angebrachten Fenſtern licht.

In der Synagoge „Achrida" die Menachem Parchi und Esra Hakohen im Jahre 5469 gegründet haben, iſt einiger Luxus zu ſehen: Die Wände zieren vier Gemälde, welche Paläſte in Landſchaften darſtellen. Der Almemer iſt in der Form eines Schiffes gezimmert, das Holzwerk, ebenſo das der Thüren, mit Perlmutter

eingelegt. Ueber dem Almemer glänzt ein vergoldeter Stern und Halbmond.

Die Synagoge „Jambul“ iſt, nach einem eben jetzt unter altem Rumpelwerk aufgefundenen, roten Marmorſteine, von Jakob Jarſch, wahrſcheinlich aus Jambul zu Ehren ſeines verſtorbenen Vaters im Jahre 5469 gegründet.

Die Synagoge „Alemanos“ die 200 Jahre beſtehen ſoll, iſt aus Holz gebaut, während die des Kolel „Major“ aus Stein aufgeführt iſt.

Dieſe fünf Synagogen habe ich nebſt der deutſchen und der polniſchen in Galata beſucht. Die beiden letztern unterſcheiden ſich nicht von denen, die wir im Abendlande kennen.

Hier wollen wir nur von den Synagogen der morgenländiſchen Juden erzählen, über die uns Nachrichten zugekommen ſind.

Ezchajim.

Uralt iſt die Synagoge „Ezchajim“, Niemand weiß, wann ſie gegründet worden iſt. Als ſie ſich bereits in ſehr baufälligem Zuſtande befand und die Gemeinde ſie wieder herſtellen wollte, erhielt ſie hiezu von der Behörde keine Erlaubniß. Da fügte es ein beſonderer Zufall, daß der Sultan eben an einem jüdiſchen Gaukler Wohlgefallen fand, der den Mut hatte ſich vom Großherrn die Herſtellung der Synagoge als Gnade zu erbitten. Der Sultan gewährte ſie; aber die Vorſteher der Gemeinde, Herr Sabatai Lewi, Herr Chajim Alancua und Herr Baruch Hakohen ſpotteten des Gauklers, als er ihnen die Nachricht brachte. Da er aber bei Gott dem Herrn ſchwur, daß er Wahrheit rede, gingen ſie zur hohen Pforte und fragten und es wurde ihnen die freudige Kunde, daß ſie bauen dürfen.

Bald kamen türkiſche Ingenieure und vermaßen den Raum, denn die neue Synagoge durfte um keinen Zoll größer, oder kleiner, als die alte gebaut werden. Die Juden fingen zu hauen an und bauten über den gemeſſenen Raum hinaus; da erſchienen plötzlich an einem Sabbat wieder die Ingenieure, diesmal aber von Soldaten begleitet. Ein ſchlechteſter aller verlorenen Menſchen, ein

bei der Regierung sich einschmeichelnder Angeber hatte die Juden, die freilich diesmal im Unrechte waren, verrathen. Die Soldaten zerstörten das Gebäude und schleppten die Vorsteher der Gemeinde fort, und warfen sie in einen feuchten, finstern Kerker.

Einige Tage darauf machte der Gaukler dem Sultan wieder seine Künste vor und als er ihn in gute Laune versetzt hatte, erzählte er ihm den traurigen Vorfall. Der Großherr befahl sogleich die Freigebung der Vorsteher und den ungehinderten Bau der Synagoge nach einer Ausdehnung, den ihm die Juden selbst geben wollten. Die Synagoge wurde im Jahre 5586 unter Sultan Mahmud eingeweiht. Der Name des Gauklers ist von einem dankbaren Gedächtnisse erhalten worden, er hieß Jussuf di Leon, auch Ukabas genannt, und wird in der Synagoge Ezchajim in der Nacht, die dem Versöhnungstage vorangeht, unter jenen feierlich genannt, die des ewigen Andenkens unter den Menschen würdig gehalten werden.

Bat-Halewi.

In der Gemeinde der Vorstadt Kusghundschik wurde eine Synagoge gebaut, zu welcher der sehr reiche Vorsteher Herr Tschimenteſch Halewi den größten Theil der Geldmittel beitrug. So viele Verdienste er aber auch um die Gemeinde hatte, so verdarb er doch alles wieder durch sein auffahrendes, die Gemüther verletzendes, herbes Wesen! Die Gemeinde, an ihrer Spitze die Chachamime, setzten ihn ab und unterschrieben eine mit Bannflüchen erfüllte Schrift, daß weder er, noch seine Kinder und Kindeskinder das Ehrenamt eines Vorstehers erhalten können.

Zu dieser Zeit war die Synagoge nur zur Hälfte fertig. Der reiche Mann zog sich zurück und baute für sich allein ein Bes Hamedreſch. Die Gemeinde selbst, aller Geldmittel baar, sah den halb vollendeten Bau ihrer Synagoge wieder verfallen. Einige Freunde des abgesetzten Vorstehers suchten Frieden zu stiften und ihn mit der Gemeinde wieder zu versöhnen, was ihnen auch gelang. Aber der Bannfluch war ausgesprochen, da fand die Spitzfindigkeit der Rabbinen einen Ausweg: im Banne war von den

Kindern wohl, aber nicht ausdrücklich von der Tochter des Vorstehers die Rede. Dieſe gab nun den ihr als Morgengabe zugedachten Schmuck, und den ihrer Mutter zum Baue der Synagoge, dem der Vater noch manches blanke Gold durch ihre Hand beifügte. Dieſer Synagoge iſt eine „Jeſchibot Chajom“ angebaut und zum Andenken an ihren Gründer, den geehrten, kinderloſen, reichen Rabbi Raſael Abraham Chajom ſo genannt.

Kadoſch Virani.

Im Jahre 5586 begann durch zwei fromme Männer, Jizchak Halewi und Raſael Cordovero neben der Vorſtadt Kusghundſchik in Dackchamami der Bau einer Synagage. Weil die beiden Männer aber einen Ferman zum Baue einer ſolchen nicht hoffen durften, bauten ſie angeblich einen Kiosk neben dem Hauſe des Jizchak Halewi. Als jedoch die Abſicht des Baues verrathen wurde, erſchienen eines Tages die Trabanten der Regierung, zerſtörten den Bau und kerkerten die beiden Männer ein. Es mußten 6000 Piaſter, um ſie zu befreien, bezahlt werden.

Ihr frommes, aber unbeſonnenes Herz ließ ſie nicht ruhen; ſie fingen nach vier Jahren abermals ohne Bewilligung zu bauen an. Ein ſchöner Saal war vollendet und es kamen wieder die Trabanten der Regierung; doch konnte es nicht bewieſen werden, daß der Saal eine Betſtube ſei.

Nach einigen Monaten erkrankte Herr Jizchak Halewi und befahl, ihn in den neugebauten Saal zu tragen, wo er auch bald darauf ſtarb.

Da nach jüdiſchem Gebrauche in der Stube, in der Jemand ſtirbt, während der Trauerzeit gebetet wird, ſo geſchah es auch hier, und der Saal blieb, bis zum heutigen Tage dem Gottesdienſte geweiht.

Vor wenigen Jahren ließ der fromme und reiche Herr Benzonana das baufällige Gebäude wieder herſtellen.

Andere Synagogen, an die ſich keine beſonderen Erinnerungen knüpfen, oder mir nicht mitgetheilt wurden, ſind folgende zwei:

In der Vorſtadt Kuru Tſcheſchme eine, durch den „vornehmen Mann“ Jizchak Chatim im Jahre 5600; in der Vorſtadt Arnaudköi die zweite durch Samuel de Trevis im Jahre 5604 erbaut.

Bene Hamikra.

Ich verfügte mich an einem Sabbat in dieſe, den Karaiten angehörende Synagoge. In der Vorhalle, die von betenden jungen Männern übervoll war, mußte ich meine Fußbekleidung ablegen. Die Karaiten betreten nur in Socken die heilige Stätte, weil auch Moſes der Lehrer die Schuhe am Berge Horeb ablegte, als ihm die Stimme des Herrn aus dem brennenden Dornbuſche zurief, daß hier heiliger Boden ſei. In der Synagoge, einem ſchönen geräumigen Vierrecke, ſaßen ältere orientaliſch gekleidete Männer, auf grüngelben Teppichen gekreuzter Beine, die Wände entlang, um Manche von ihnen eine Gruppe Knaben, die ſie unterwieſen. Die blanke Reinlichkeit dieſer Synagoge fiel angenehm, gegen die der Sepharedim auf. Jeder trug einen Talit, der aber nicht durch Gebetmantel überſetzt werden kann, weil er nur zwei Spannen breit über dem Nacken liegt und mit ſeinen beiden Enden gegen vorne über die Bruſt herabhängt. An den vier Enden ſind an weißen Schnüren die Schaufäden, als dicke blauweiße Troddeln angenäht. Jeder Betende hat die weiße Schnur, an der ſie hängen, um den kleinen Finger gewunden. Der Theil des Talit, der auf dem Nacken liegt, iſt bunt und ſchön geſtickt.

Als ich meinen Nachbar fragte, warum die Vorhalle ſo überfüllt, da doch die Synagoge faſt leer ſei, theilte er mir eine eigenthümliche Statiſtik mit: „Die draußen ſind unrein, weil ſie mit einer Leiche, die wir geſtern begraben haben, in Berührung gekommen ſind; die größere Anzahl „erkannten“ heute ihre Frauen und durften, des Sabbat wegen, noch kein reinigendes Bad nehmen.“

Ein ſchöner etwa zwölfjähriger Knabe in grünſeidenem Kaftan, rotem Feß und gelben Sandalen trat an den in der Mitte der Synagoge angebrachten, mit einem ſchönen Teppich behängten, erhöhten Tiſch. Er fiel auf die Kniee und berührte, wie ein Moslem beim Gebete, den Eſtrich mit der Stirne, dann erhob er ſich und

ſang mit klarer, ſchöner Stimme ein Lobgedicht auf Gott; den reimenden Endvers ſang die Gemeinde im Chore mit. Ein ähnliches Lied unter der üblichen Knie- und Kopfbeugung ſang der Knabe auch nachdem die Thora — ein pergamentenes Buch, keine Rolle bei den Karaiten — verleſen war.

„Von Kinderſtimmen," bemerkte mir mein Nachbar, „klingt dem Weltenherrn ein Loblied am „duftigſten."

Nach dem Gottesdienſte wollte ich die Thorabücher, die in der heiligen Lade gegen Oſten aufbewahrt werden, ſehen; es wurde mir jedoch bemerkt, daß dies am Sabbat nicht geſtattet ſei, man dürfe nur jenes Buch herausheben, aus dem der Wochenabſchnitt geleſen wird.

Nach dem Gottesdienſte begab ſich die ganze Gemeinde in das Haus eines Trauernden, er hatte vor einigen Tagen ſeine Gattin begraben und durfte daher das Gotteshaus nicht betreten. Die Angeſehenen der Gemeinde — mir wurde als Gaſt dieſelbe Ehre erwieſen — traten in die Stube zum Trauernden, die übrigen Männer blieben im Vorzimmer und trotz eines ſtarken Regenguſſes vor dem Hauſe. Wir ſaßen auf einem niedrigen Divane die Wände entlang; in der Mitte der Stube vor einem niederen Tiſchchen der Chacham und zwei Lehrer. Dieſen gegenüber zwölf Knaben, denen einer der Lehrer die Paraſcha des Tages hebräiſch erklärte, der andere ein Kapitel des Proſeten Hoſea ins Türkiſche überſetzte. Darauf wurde ein Pſalm von allen Anweſenden geſungen und eine den trauernden Hausherrn tröſtende Rede vom Chacham gehalten.

Ein Diener reichte, nach der mir leider unverſtändlichen Rede, die Alle zu Thränen und lauten Schmerzenſchreien rührte, in einem großen ſilbernen Napfe gebrannten und zerriebenen Kaffee, mit Zucker reichlich vermiſcht herum. Jeder der Anweſenden nahm einen Kaffeelöffel voll heraus und ſpeiſte den trockenen Kaffee, ohne den Mund mit dem Löffel zu berühren. Ein zweiter Diener reichte darauf jedem Einzelnen ein Glas Waſſer.

Die Karaiten genießen am Sabbat nichts Warmes, da ihnen das Feueranmachen in ihren Häuſern, ſelbſt durch anders Gläubige, unterſagt iſt und während ſie, ſtreng am Worte der Bibel haltend,

kein Lamm in der Milch seiner Mutter kochen; thun sie das doch mit Hühnern u. dgl. Sie essen und trinken mit den Juden nicht gemeinschaftlich. Ein Chacham sagte mir ganz vertraulich: „Es ist ein großes Unglück, daß die Juden mit den Mohammedanern und Christen und mit den andern „Religionen" nicht essen dürfen. Alle Bedrückung hätte ein Ende und die Menschen wären Brüder, die sich lieben. Man hat mir erzählt, daß die Juden in England, Frankreich und Deutschland viele Freiheiten dafür bekommen haben, weil sie mit den Christen essen. Es ist aber besser vor Gott, gedrückt und elend zu sein. Vor ihm werden wir ewig frei und hier nur eine kurze Zeit Sklaven sein. Meschiach muß bald kommen."

Die Anzahl der Karaiten in Konstantinopel beläuft sich nur auf etwa fünfzig Familien mit 200—250 Seelen. Sie waren früher mit den sepharedischen Juden, wenigstens rücksichtlich der Steuer und der Gabela vereinigt.

Leichenhöfe.

Auferstehungsqual. — Ein Pascha Melonenverkäufer. — Verrath. — Ein blutiges Haupt. — Das verletzte Testament. — Ein jüdischer Kadi. — Die vom Sultan Gemordeten. — Der umgestürzte Grabstein. — Der Fels der Engel.

Ein uralter Leichenhof befindet sich auf der asiatischen Seite des Bosporus bei Kusghundschik, den wir auf der Wanderung nach Külöli betreten haben. Er ist überfüllt von Gräbern und Grabsteinen, denn es herrscht der Glaube, daß diejenigen, die in Asien, in welchem Welttheile das gelobte Land liegt, begraben werden, unmittelbar aus ihrem Grabe am Tage des jüngsten Gerichtes auferstehen. Die außerhalb Palästina's, oder gar Asiens begraben sind, deren Gebeine werden durch die steinernen Rippen der Erde sich unter Qualen Bahn brechen müssen, bis sie in das heilige Land der Väter gelangen.

Wer entschlossen war nach Jerusalem als Pilger zu gehen, oder dort zu sterben, der muß, wenn er seine fromme Absicht auszuführen verhindert worden ist, auf asiatischem Boden begraben werden.

An diesen Leichenhof knüpft sich die Geschichte eines blutigen Hauptes.

Der Pascha von Bagdad empörte sich gegen den Großherrn. Er sperrte sich in seinen Gränzen ab und ließ jeden Fremden streng untersuchen, denn er fürchtete, daß ihm ein Ferman, der sein Todesurtheil enthielte, überbracht werden könnte. Der Sultan in

einen Krieg nach Außen verwickelt, hatte keine Truppen, um sie gegen den rebellischen Pascha zu senden, der sich unabhängig machen wollte. Es mußte ihm daher durch List beigekommen werden. Thair Pascha wurde abgesendet und durfte nicht zurückkehren, ohne den Kopf des Rebellen. Vor der Gränze des Paschaliks kaufte er eine Ladung Wassermelonen, deren eine er fein durchschnitt, aushöhlte und in ihr den Ferman verbarg. So gelangte er als armer Melonenverkäufer in die Stadt, um Gelegenheit und Zeit wahrzunehmen, sich dem Pascha zu nähern, und in Gegenwart seines Hofstaates ihm den Ferman zu übergeben.

In Bagdad lebte zu dieser Zeit ein Jude Jecheskiel Gabai, der Wechsler des Pascha's. Er war gelehrt, sprachenkundig, gewandt in diplomatischen Geschäften und ein — Verräther. Thair Pascha suchte seine Bekanntschaft zu machen und nachdem er ihm die Freuden Konstantinopels und den Hof des Sultans geschildert hatte und wie leicht es sei, daselbst ein Glück zu erreichen, fragte ihn der ehrgeize Jude, wie das möglich zu machen wäre? Thair Pascha entdeckte sich ihm und versprach ihm alle Macht und allen Glanz, wenn er den Ferman vor Zeugen in die Hände des Pascha's von Bagdad spielen könnte. „Nichts leichter als das" erwiederte der schändliche Mann.

Am folgenden Tage zur gewöhnlichen Besuchstunde trat Jecheskiel Gabai, kostbarer als sonst gekleidet und mit einem Yatagan, in dessen Griff eine Damaszenerklinge funkelte, in den Divan des Pascha's von Bagdad, der ihn wie immer freundlich empfing. Jecheskiel Gabai aber überreichte ihm den Ferman und schlug seinem Wohlthäter den Kopf ab.

Eine so entsetzliche That fordert die Rache der sittlichen Welt heraus.

Der Henker geht nach Konstantinopel und die Versprechungen für seine That werden ihm glänzend und reicher noch erfüllt. Seine Macht, sein Ansehen sind ungeheuer; es bedarf nur seines Wortes, um einen Sklaven zum Pascha, einen Pascha zur Leiche zu machen. Besonders, wenn Juden irgendwo von Beamten gedrückt werden, bedarf es nur einer einfachen Anzeige an Jecheskiel Gabai und sie

ſind abgeſetzt, oder hingerichtet. — Mit ſeinem Anſehen iſt ſein Vermögen auf gleicher Höhe, bis das letztere die Habſucht Sultan Mahmuds reizt. Er ſendet ihn, weil er es nicht wagt den Mann in der ihm huldigenden Hauptſtadt anzugreifen, nach Adalja ins Exil. Ihm folgt ſein älteſter Sohn Schalom.

Am dritten Tage ſeiner Ankunft in Adalja läßt ihn der Paſcha rufen und zeigt ihm den Todesbefehl des Sultans. An der Treppe des Palaſtes, in Gegenwart ſeines Sohnes, wird ihm der Kopf abgeſchlagen und der Sohn ins Gefängniß geworfen.

Der abgeſchlagene Kopf wurde in einer ſilbernen Schüſſel dem Sultan überbracht, dann während zweier Tage öffentlich ausgeſtellt, bis ihn die Juden um ſchweres Gold kauften und in Kusghundſchik begruben.

Der Sohn wurde nach mehreren Jahren frei gegeben; doch fand er vom väterlichen Vermögen nichts mehr vor und ſtarb in Armut. Ein Enkel des allmächtigen und reichen Jecheskiel Gabai iſt jetzt als Diener der Gemeinde in Konſtantinopel angeſtellt.

Glücklicher ſind die Enkel des wegen ſeines Geiſtes und ſeines trefflichen Charakters berühmten Carmona, der ebenfalls ſeines Reichthums wegen gemordet wurde. Sie beziehen von Abdul Medſchid 3000 Piaſter Penſion jährlich.

In der Vorſtadt Ortaköi iſt ein zweiter Leichenhof, von dem wir keine blutige Geſchichte, wie von dem zu Kusghundſchik zu erzählen wiſſen.

Von den Tauſenden, die hier begraben liegen, nannte man mir den berühmten Rabbi Chajim Alfanderi, der das bekannte Werk „Eſchdad“ verfaßt hat.

Hier ruht der Raf Raphthali Cohen, Oberrabbi von Frankfurt, der auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem ſtarb. Er baute neben der Synagoge in Ortaköi ein Beſſemedereſch, welches er das aſchkenaſiſche nannte und befahl, vor ſeinem Tode ihn in der Nähe deſſelben zu begraben, ſonſt hätte man ihn als den Pilger nach Jeruſalem in Kusghundſchik begraben müſſen. Die Gemeinde wollte

ſpäter in dem aſchkenaſiſchen Beſſemedereſch, weil keine Aſchkenaſim in Konſtantinopel lebten, den ſepharediſchen Ritus einführen. Der Vorbeter ſtarb unmittelbar nach dem erſten Gebete, das er in ſephardiſcher Weiſe ſang, was die Gemeinde als die Strafe anſah, daß ſie gegen den Willen des Stifters gehandelt hat.

In der Vorſtadt Balat iſt ein Platz, der Igrikapi heißt, auf welchem ſich der älteſte jüdiſche Leichenhof Konſtantinopels befindet, der, weil er zu fern liegt und überfüllt iſt, ſeit Langem nicht mehr benützt wird.

Hier ruht der berühmte Raf Capſali und Eliau Misrachim, der ſolchen Anſehens genoß, daß Sultan Suleiman ihn zum Richter über Juden und Türken einſetzte. Von ihm beſitzt die rabbiniſche Wiſſenſchaft ein Werk: „Reem“ und einen Kommentar des Raſchi.

Auf dieſem Friedhofe befindet ſich ein großer Kreis, der von großen bemooſten Steinen eingefaßt iſt; auf dem, der Ueberlieferung zufolge „die vom Sultan Gemordeten“ begraben liegen.

Wie um Grabſtätten immer ſpielen die Schatten der Legende und Sage auch hier. Ein Grabſtein mit vier Säulchen in den Ecken liegt ſo, daß ſie wie bei einem umgeſtürzten Tiſche in die Luft emporragen. Man hob oft dieſen Stein auf und pflanzte ihn feſt. Am folgenden Morgen aber fand man ihn jedesmal wieder umgeſtürzt. Niemand weiß, wer unter ihm begraben liegt.

Ein anderer Stein, der flach auf dem Grabe eines frommen Rabbi liegt, zeigt in ſeinem weißen Marmor die Abdrücke von zwei Händen, ſo als hätten ſolche in weichen Teig gegriffen. Der Stein führt den Namen: „La piedra de los Malachim“, der Stein der Engel, die ihn emporheben, wenn der Rabbi ſich zu Gott erheben will und ihn wieder ſinken laſſen, wenn er in das Grab zurückgekehrt iſt.

Geſpenſtergeſchichten.

Ein Geiſterfeſt. — Die Bruſche. — Das verwandelte Kind. — Du für mich, ich für Dich. — Chalebi.

Wir ſind in ein geheimnißvolles Reich gerathen, in das der Geiſter und Dämonen, die gerne um Gräbern weilen, die Nächte hindurch ſchattenhaft leben und in ſeltſamen Verkehr mit den Menſchen treten.

Der Aberglaube bezeichnet die Bildungſtufe eines Volkes, zeichnet die Irrlichtbahnen, die ſeine religiöſe und ſittliche Fantaſie geht und drückt die Sehnſucht nach einer andern ewigen Welt aus. Ein Geſpenſt iſt häufig das plaſtiſch gewordene Gewiſſen des Volkes; das Grauen vor geheimnißvollen Geſchichten ſpiegelt das ſittliche Entſetzen vor einer blutigen That. Wer den Geiſterglauben, die Legenden und Sagen eines Volkes kennt, weiß mehr von ihm, als der fleißigſte Sammler trockener Regeſten.

Wir wollen Einiges vom Geiſterglauben der orientaliſchen Juden erzählen.

Ein Geiſterfeſt.

Die Geiſter vermehren ſich wie die Menſchen, ſie verbinden ſich gerne mit menſchlichen Frauen und es kommt nicht ſelten vor, daß ein Jüngling einen weiblichen Geiſt heiratet. Der berühmte Kabbaliſt Jehuda Bivas aus Corfu erklärte, daß die Schedim, die böſen Geiſter, im Abendlande keine Gewalt haben, namentlich in Städten nicht, wo ein König wohnt. Im Morgenlande gewinnen ſie nur über Diejenigen Herrſchaft, die ſie rufen.

Es giebt Zeiten, wo die Geiſter ein Haus brauchen, um eine Hochzeit, oder irgend ein Feſt zu begehen. Sie thun dies den Bewohnern eines Hauſes, das ſie meiſt in einſamen Gegenden ſich auserſehen, dadurch kund, daß Steine von unſichtbaren Händen gegen das Haus geſchleudert und daß die Wände naß werden. Den Leuten kehren ſich, während ſie eſſen, die Teller um und der Wein in den Gläſern beginnt unruhig zu werden, bis er ganz überfloſſen iſt. Am Sabbat fallen Steinchen in die Oellamp en, ſo daß ſie ſchlecht brennen. Die zum Frühſtück gebratenen Eier werden unter der ſchlafenden Hauskatze, oder einer Hündin gefund en, als ob ſie dieſelben ausbrüten ſollten.

Es traf einmal, daß ein Mann den geheimen Gäſten hartnäckig ſein Haus verweigern wollte. Eines Tages ſah man ihn plötzlich umfallen und ſo liegen, als ob er ſich zu einer über ihn verhängten Baſtonnade völlig reſignirt vorbereiten wollte. Dabei fing er fürchterlich zu ſchreien an und jammerte über die entſetzlich ſchmerzenden Prügel; auch Meſſerſtiche wurden ihm beigebracht, doch floß kein Blut und ſie ſchadeten ſeiner Geſundheit nicht. Er ſah nun ein, daß er keinen Widerſtand leiſten dürfe und ließ das ganze Haus reinlich fegen und alle Gefäße blank ſcheuern, denn die Geiſter, wenn ſie zu ihren Feſten das Haus nicht ſo vorbereitet finden, richten darin vielen Schaden an; laſſen aber Alles unverſehrt, wenn ſie von Ordnung und Reinlichkeit begrüßt werden.

Wenn Menſchen allein tief in der Nacht an einem ſolch en Hauſe vorüber kommen, hören ſie eine ſeltſame Muſik, Paare, die ſich im Tanzen drehen, ein wunderliches Singen und ein Gelächter, das an das Schreien von Katzen erinnert.

Die Bruſche.

Die Bruſche kommt in Geſtalt eines alten bekannten Weibes; ſie wirft Erde von Gräbern in die Ohren der Mütter, wodurch ſie ſchwerhörig werden. Dann nimmt ſie das Kind von der Bruſt der Mutter, erwürgt es und legt es wieder an die Bruſt zurück.

Einmal wurde eine Brusche bei diesem Thun ertappt, der Mann der Wöchnerin faßte sie bei den Haaren und befahl den Ofen zu heitzen, um sie hinein zu werfen. Sie schrie und schwur, seiner Familie nie wieder etwas Böses anthun zu wollen. Während er sie hielt erschien sie ihm bald als Besen, bald als Krug, bald als Katze. Als der Ofen glühte und er sie stärker faßte, um sie lebendig zu verbrennen, schwur sie beim heiligen Namen Gottes, daß sie keinem Menschen mehr auf Erden ein Leid anthun wolle. Diesem Schwure glaubte er und ließ sie los und sie hat den Schwur gehalten.

Die Brusche folgt einem unwiderstehlichen Drange und man kann sie nur dadurch heilen, wenn aus einem Brunnen ein scharfer Kieselstein gefischt wird und ihr die Zähne so lange mit demselben geschliffen werden, bis sie stumpf sind und das Zahnfleisch vom Blutverluste, den die Operazion verursacht, blaß wie das einer Leiche wird.

Eines Tages begegnete die Brusche einer jungen, schwangern Katze in einer seltsam einsamen Gegend. Sie sprach zur Katze: „Wenn Du entbindest, will ich Deine Hebamme sein.“ Die Katze sah die Brusche aufmerksam an, so als ob sie sich ihre Züge ins Gedächtniß prägen wollte und einen krummen Rücken machend, schlich sie davon. Nach einigen Tagen klopfte es in tiefer Nacht an die Hausthüre der Brusche, sie hörte sich beim Namen rufen. Als sie öffnete und vor das Haus kam, stand ein schöner Jüngling vor ihr, der sie einlud gleich mit ihm zu einer Frau in Mutterschmerzen zu kommen. „Führe mich zu ihr,“ sagte die Brusche. Der Jüngling schritt voran, sie folgte ihm im Mondscheine. Es fiel ihr auf, daß seine Fußstapfen sich auf der beleuchteten Erde schwarz, wie Schatten und von einer seltsamen Form abbildeten. Seine Gestalt war schlank und edel, sie mußte ihn immer mit Wohlgefallen betrachten; nur bewegte sich zuweilen sein Rücken in wunderlichen, sich biegenden und streckenden Bewegungen. Nach einem langen, langen und fremden Wege, der gar nicht enden wollte, gelangten sie in ein sehr schönes und reines Haus. In einem Saale fand sie eine junge Frau von ungewöhnlicher Schön-

heit. Es brannte keine Lampe im Saale und doch war er erleuchtet; es spielte ein grüngoldener Glanz darin, der von den Augen der anmutigen Frau auszugehen schien. Wiewohl ihr all das eigenthümlich und fremd vorkam; so hatte sie doch kein Arges und versah mit treuer Sorgfalt ihre Pflicht. Nach zwei Stunden sah sie einen schwarzen, länglich gestreckten Schatten sich von der Frau emporheben, an den Wänden, wie eine Katze zu thun pflegt, hinschleichen und verschwinden. In diesem Momente bemerkte sie, was früher nicht so zu sein schien, daß die Wöchnerin behaarte Beine hatte. Jetzt erinnerte sie sich an den Spott, den sie einer Katze vor einigen Tagen zugerufen hatte, und fing heftig zu zittern an. Sie fiel auf die Kniee und flehte zur Wöchnerin, sie nicht zu beschädigen. Diese antwortete ihr: „Fürchte Dich nicht, Dir wird kein Leid widerfahren, weil Du mir treu Dein Wort gehalten hast. Genieße aber weder Trank noch Speise.“ Nach diesen Worten erschien die ganze Freundschaft und Alle waren bemüht der braven, klugen Frau süße Kuchen, eingemachte Früchte und Kaffee zu reichen. Sie aber weigerte sich standhaft von dem Dargebotenen irgend etwas an ihre Lippen zu bringen. Alle lärmten wirr und seltsam durcheinander und wiewohl sie keine fremde Sprache redeten, konnte die Brusche doch nichts davon verstehen. Ganz toll schien aber die Gesellschaft zu sein, wenn sie lachte; es war wie wenn Hähne und Katzen durcheinander krähen und miauen. Nach langer Zeit, während man sich fort und fort bemühte, sie zum Essen und Trinken zu bewegen, gab man ihr eine Handvoll Piaster. Ein Mann ergriff sie darauf bei der Hand, führte sie aus dem Saale und trug sie durch die Nacht in ihr Haus. Am Morgen, als sie die Piaster aufbewahren wollte, waren es lauter Knoblauchschalen.

Wenn eine Frau nicht nach neun Monden gebiert; so ist die Brusche dabei mit im Spiele. Man muß die Frau unter dem Bauche einer trächtigen Stute dreimal hinwegführen, die bekanntlich erst nach zwölf Monden ihr Füllen zur Welt bringt.

Das verwandelte Kind.

Ein frommer Rabbi saß noch in später Nacht bei dem Schimmer einer Lampe in seine talmudischen Forschungen vertieft. In derselben Stube lag sein junges, schönes Weib schlafend, in ihren Armen ein rot gesundes Kind haltend. Der Rabbi wenn er von seinem Folianten aufblickte, konnte die ihn beglückende Gruppe sehen und den leisen Athemzug seiner geliebten Leben vernehmen. Dann versenkte er sich wieder in die tiefen Gedankenströme und sie überflutheten mit ihrem geheimnißvollen Rauschen seinen Geist.

Plötzlich hörte er einen donnerähnlichen Schlag, so daß er bis in die Seele erbebte und zugleich, als hätte der Donner gezündet, sah er eine brennende Ruthe leuchten und erlöschen. So sehr ihn der Donnerschlag erschreckte, so erfüllte ihn die Lichterscheinung mit einem freudigen Erstaunen.

Es war schon eine Weile, seitdem der Knall erschollen und die brennende Ruthe verloschen war und der Rabbi lauschte noch regungslos, ob sich die Erscheinung nicht wiederholen werde? Als es aber ruhig blieb, stand er auf, um nach Weib und Kind zu sehen und da erblickte er ein entsetzliches Bild. Das Kind im Arme der schlafenden Mutter lag ebenfalls schlafend, aber seine blühend roten Wänglein waren eingesunken, die sonst schön geformte Stirne schob sich zurück, der Mund war verlängert und der Anblick grauenhaft, denn das Kind glich mehr einem häßlichen Hunde, als einem Menschen. Der Rabbi weckte entsetzt sein Weib und als sie die Augen aufschlug und das Grauenhafte in ihrem Arme liegen sah, schrie sie furchtbar auf und warf es von sich.

Am folgenden Morgen ließ der Rabbi sein Kind, das noch in derselben Nacht lautlos starb, begraben.

Du für mich; ich für Dich!

In der Vorstadt Chasköi wohnte ein armes vierzehnjähriges Mädchen, das Kopftücher webte und färbte. Sie war seit einem

Jahre verlobt und arbeitete um so fleißiger, um zu ihrer Ausstattung etwas zu ersparen.

Eines Nachts erwachte sie, der Mond leuchtete so hell, daß das Mädchen meinte es sei Tag. Sie sprang von ihrem Lager auf und eilte mit den fertig gewebten Tüchern ans Ufer des Bosporus, um sie zu waschen, und so fürs Färben vorzubereiten. Während sie mit vollem Eifer das Geschäft verrichtete, stand plötzlich ein schöner Jüngling neben ihr, ohne daß sie ihn kommen gehört hatte. Er fragte sie mit sanfter wohltönender Stimme: „Was thust Du hier zu dieser Stunde?“ Jetzt erst bemerkte das Mädchen, daß es nicht Tag sei und daß der Mondschein sie getäuscht habe. Sie antwortete, ohne sich in ihrer Arbeit zu unterbrechen: „Ich bin eine Weberin von Kopftüchern und wasche sie jetzt, um sie färben zu können.“ Der Jüngling ließ zwei englische Goldstücke zu ihren Füßen niederfallen und war, ehe das Mädchen etwas sagen konnte, verschwunden; sie wußte nicht wohin?

In der darauf folgenden Nacht ging das Mädchen, vom Mondlicht getäuscht, wieder an das Ufer des Bosporus und erinnerte sich erst des Erlebnisses der vorigen Nacht, als sie den schönen Jüngling am Ufer auf und ab wandeln sah. Er schien sie zu erwarten, denn als sie näher kam, ging er ihr entgegen und legte ihren schön geformten Armen goldene Bänder an und sprach: „Du für mich, ich für Dich!“ Das Mädchen war sehr erschrocken und als sie zu dem Jünglinge sprechen wollte, war er wieder verschwunden.

Es vergingen Monate, das Mädchen webte und färbte fleißig Kopftücher. Wenn sie die Stube, in der sie wohnte, fegte, pflegte sie eine englische Goldmünze von demselben Gepräge zu finden, wie jene waren, die ihr der Jüngling in der taghellen Mondnacht gegeben hatte und sie mußte immerfort an ihn denken und an die seltsamen Worte: Du für mich, ich für Dich.

Für das Gold kaufte sie nach und nach ihre ganze schöne Ausstattung.

Der ſchöne Jüngling, wie oft ſie auch des Nachts an den Bosporus ging, erſchien nicht wieder. Da, eines Tages trat er plötzlich in ihre Stube, und reichte ihr in einer ſilbernen Schüſſel Mehl hin, ihm ſüße Kuchen daraus zu backen. Sie ſagte: „Ich werde thun, wie der Herr ſeiner Sklavin befiehlt.“ Sie fing ſogleich an das Mehl mit Wein zu übergießen, Eier und Zucker hinzuzuthun und den Teig zu kneten. Sie merkte gar nicht, daß der Jüngling verſchwunden war; doch als die Kuchen über dem Kohlenfeuer gebraten und gar ſehr gelungen waren, ſtand er wieder vor ihr, als ob er ſich gar nicht entfernt hätte.

Der Tag der Verheiratung des verlobten Mädchens rückte endlich heran und die Verwandtſchaft brachte, wie dies üblich iſt, vor der Brautnacht eine ſchön bemalte, hölzerne Truhe mit der Ausſtattung der Braut voll gefüllt in das Haus des Bräutigams. Als die Hochzeitsfeierlichkeit zu Ende war und ſie über die Truhe ging, um ihre Kleider zu wechſeln, da war dieſe leer. Die Verwandten erhoben darüber ein großes Wehklagen und der Bräutigam weinte.

Die junge Frau aber tröſtete Alle, indem ſie ſagte: „Er wird mir ſchon wieder Goldſtücke geben, um mir neue Kleider kaufen zu können.“ Alle ſchrieen erſtaunt: „Wer?“ Sie antwortete ruhig: „Er!“ Als Alle entſetzt und nichts Gutes ahnend ſie mit Fragen bedrängten, wer denn Er ſei? antwortete ſie die für Alle unverſtändlichen Worte: „Du für mich, ich für Dich!“

Die Verwandten eilten ſogleich zum Besdin und trugen den Rabbinen den ſehr ſeltſamen Fall vor. Dieſe aber erkannten ſogleich, daß ein Dämon ſich das Mädchen angetraut habe und ſchieden noch vor Begehung der Brautnacht das heute vermählte Paar.

Chalebi.

Chalebi iſt die alt hergebrachte Kopfbedeckung der jüdiſchen Frauen; ſie iſt eben ſo unkleidſam, als ſchwer in ihrer Geſchmack-

losigkeit zu schildern. Von zerrissenem Linnenzeug wird eine Kugel, von der Größe eines Straußeneies, zusammengeballt und auf den Scheitel der mit dem Chalebi zu bekleidenden Frau gestellt. Eine Dienerin hält diesen Klumpen, während eine zweite einen Shawl in seltsamen Windungen über denselben und nach Außen hin in Wulstfalten legt. Das Chalebi baut sich so thurmartig empor und verbirgt sorgfältig die Haare der Frauen; es gibt ihnen nicht nur ein unschönes Ansehen, es setzt sie auch, da man sie dadurch als Jüdinnen erkennt, dem Spotte der Mohammedaner aus.

Redschid Pascha äußerte, als er dem Chacham des Nischan den offiziellen Besuch abstattete, daß es ihm angenehm wäre, wenn sich die Frauen in ihrer Tracht zivilisiren und das Chalebi ablegen möchten. Der Chacham Baschi ließ hierauf in den Synagogen das Chalebi verbieten. Die alten Weiber vergossen bittere Thränen, und wehklagten, als ob ihnen ein Kind sterben sollte und legten das Chalebi nicht ab. Da that es der Chacham Baschi in Bann und es kam eine tiefe Betrübniß über die Gemüther der alten Weiber, die eben so den Verfall und Untergang der heiligen jüdischen Religion profezeiten, wie die alt polnischen Juden, wenn die Jugend den langen, schwarzen Kaftan ablegt, oder gar die Schläfenhaarbüschel gotteslästerlich verschneidet.

Mit dem Chalebi hängt aber eine geheimnißvolle Geschichte zusammen.

Bald nachdem der Bannstrahl das Haupt der alten Weiber getroffen hatte, erschien eines Nachts eine in graue Schleier verhüllte Frau an einem Abfahrtsorte im Bosporus und stieg in einen Kajik. Als der Führer sie fragte, wohin er sie rudern sollte? antwortete sie: „Fahre nur!“

An einem Landungsorte angelangt, hob er das Ruder in die Höhe und fragte, ob sie aussteigen wolle. „Fahre nur!“ sagte sie wieder und so that sie noch einige Male. Dem Kajik-

führer fiel es auf, daß er so leicht den Kahn vorwärts brachte, als ob Niemand darin säße. Endlich langten sie an der Landungsbrücke von Chasköi an, wo die meisten Juden wohnen. Die grau verschleierte Frau stieg aus dem Kajik ans Land und sagte dem Schiffer: „Wisse, daß ich die Cholera bin und die Juden strafen komme, weil ihre Weiber das Chalebi abgelegt haben."

Die Cholera wüthete in Chasköi am heftigsten.

Beim Chacham des Nischan.

Empfangszeremoniel. — Der Sultan gesegnet. — Juden in der medizinischen Schule. — Verdorbenes Osterbrot. — Ein Christ, der Jude werden will. — Sein seltsames Schicksal.

Eines Morgens wanderte ich mit Herrn Benoit Brunswig nach Ortaköi, um mich dem Oberrabbi des türkischen Reiches, bei dem ich bereits durch mein „Kol mebasser" angemeldet war, vorzustellen.

Ein Diener führte uns in einen geräumigen Saal und hieß uns die Ankunft seines Herrn erwarten. Zugleich mit uns waren drei orientalisch gekleidete Juden und ein Mann in französischer Tracht eingetreten.

Der Chacham Baschi, eine ehrwürdige Greisengestalt mit schneeweißem Haar und weißen, auffallend stark überhängenden Augenbrauen, in weißem Talare und bunt seidenem Turban trat unter Vortritt zweier Diener ein, und ließ sich in der Ecke des Divans nieder. Er winkte, uns zu seiner Linken niederzulassen, dann grüßte er mit stummer Handbewegung. Ein Diener brachte eingesottene Früchte, und da es Osterfest war, hatten wir nebst der üblichen Verneigung vor dem Herrn des Hauses den Wunsch zu sagen: „Moadim beßimcha" die Feste in Freuden! Nach der halblaut gesprochenen, kurzen Gebetformel aßen wir vom Dar-

gereichten. Ein anderer Diener reichte in ſilbernen Schalen Waſſer, ein dritter den Kaffee, ein Vierter den Tſchibuk.

Endlich war das Empfangszeremoniel vorüber und der Chacham redete mich an: „Du kommſt aus der Hauptſtadt des deutſchen Sultans, den Gott und ſeine Heerſchaaren beſchützen mögen!“

Ich komme, um Dir meine Verehrung zu bezeigen, und Dich zu bitten, mein Vorhaben in Jeruſalem, wenn es Dir gefällt, zu unterſtützen.

„Es iſt meine Pflicht, dies zu thun. Du haſt vernommen, was unſer mächtiger Sultan, den Gott und ſeine Heerſchaaren beſchützen mögen! für uns Juden gethan hat. Wir ſind nicht mehr die Gedrückten und Verachteten. Er will aber, daß auch wir gebildeter werden, er befiehlt Schulen, und wir werden durch Gehorſam dankbar ſein. Dich liebt Gott, denn er vergönnt Dir das Heil, hinzugehen in ſeine heiligſte Stadt und eine Schule zu begründen. Ich und mein frommer Amtsgenoſſe werden Dich und die Sache, die Du im Namen einer „großen“ Frau vollführen gehſt, empfehlen. Mein Kanzler wird die Ehre haben, Dir die Briefe zu überbringen.“

Welche Wirkung „Su Mercet!“ — Euer Gnaden — übte die Verkündigung des Hat Humajum auf die jüdiſche Bevölkerung des türkiſchen Reiches? Wir im Abendlande haben zweimal eine ſo große Freude erlebt: Im Jahre 1782 und am Purim, dem Befreiungsfeſte, im Jahre 1849.

„Ihr im Abendlande verſteht beſſer, ich habe das vernommen, was es heißt, kein Sklave, und jedem Menſchen, ohne Unterſchied des Glaubens gleich zu ſein. Die Juden des Morgenlandes müſſen das erſt lernen und überhaupt etwas lernen! Als das große Geſetz gekommen war, freuten ſich die Frommen, daß die Schmach von den Dienern des wahren, einzigen Gottes genommen iſt und die Nichtfrommen freuten ſich, weil jeder Zwang aufhören, und die Freiheit ihres Willens gelten wird. Viele ſind, die aber dadurch die heiligen Geſetze der Religion gefährdet glauben und fürchten, ſie könnte ſo ſinken und glanzlos werden, wie unter den Franken. Der Hauptgrund ihrer Befürchtung

ist aber, daß die Juden nunmehr sich dem Heere einreihen müssen. Nicht den Tod fürchten die Nachkommen der Gottesstreiter und der Makkabäer in der Schlacht, aber das Bewußtsein, als Soldaten viele heilige Gebote verletzen zu müssen."

Herr Brunswig bemerkte, daß die türkische Regierung eine außerordentlich humane sei, indem sie an der medizinischen Schule, wo sechzehn jüdische Studenten aufgenommen sind, ihnen einen eigenen Schlächter angestellt hat, der für sie besonders, nach dem strengsten Speisegesetze kocht. Ein Chacham wohnt mit den jungen Leuten und leitet ihren Gottesdienst. Bereits ist der Sohn des Chacham Chajim, als Arzt aus dieser Schule hervorgegangen, und als Hauptspital-Arzt in Aleppo mit einem jährlichen Gehalte von 24,000 Piastern angestellt.

Der Chacham Baschi erwiderte: „Gott segne den Sultan, unsern großmächtigsten Herrn. Gott erhalte seinem Stamme die Krone auf ewig. Zur Zeit seiner milden Regierung reifen goldene Früchte aller Art. Und jetzt erst wird der Glanz unserer Religion leuchten, denn Jeder wird, was er bisher, durch den Druck der Welt, gezwungen vollbrachte, freiwillig thun."

Der Chacham Baschi schloß seine Rede, indem er mit zugedrückten Augen innig sagte: „Schema Jisrael, Adonai elohenu, Adonai echad, „Höre Israel, Gott unser Gott ist einzig."

Die drei Männer, die gleichzeitig mit uns eingetreten waren und ehrerbietig stehend an der Pforte des Saales das Gespräch mit angehört hatten, sagten aus einem Munde: „Amen!"

Der Chacham Baschi winkte sie heran und fragte, was ihr Begehr sei? Sie näherten sich und küßten den Saum seines Kleides. Darauf zogen sie, jeder aus seinem Kaftan ein Osterbrot hervor, und der Aelteste sprach, indem alle drei die Brote hinhielten: „Su Mercet! willst Du, daß die Armen der Gemeinde vergiftet werden? Ist denn ihre Zahl unseren reichen Brüdern zu viel? Sind wir die Kinder von Hunden, daß man uns Brot hinwirft, das verschimmelt ist, das unsere Kinder krank, und die Alten sterben machen muß."

Der Chacham Baſchi nahm das hingereichte Brot, betrachtete es, und ſagte: „Eure Klage iſt gerecht. Das Brot iſt verdorben. Die Zahl der Armen iſt groß, und da muß das Backen des Oſterbrotes frühzeitig beginnen. In den Magazinen unſeres Gemeindehauſes iſt es feucht und das Brot verdirbt. Ich werde eine andere Einrichtung treffen, denn die jetzige bereichert die Bäcker; aber heuer kann ich nicht mehr helfen.“

Su Mercet! hilf uns, wir hungern!

„Euch Dreien kann ich helfen, aber nicht Allen. Ich werde mein Brot mit euch theilen.“

Er befahl einem der Diener, den er durch Händeklatſchen in den Saal rief, den drei Männern ſo viel von ſeinem Oſterbrote zu geben, als ſie für die zwei letzten Feſttage nötig haben.

Der Mann in franzöſiſcher Tracht, der mit uns auf dem Divane ſaß, bat jetzt um die Erlaubniß, reden zu dürfen.

„Rede du, wir ſind Brüder!“

Er erzählte ſein eigenthümliches Lebensabenteuer: „Ich bin ein Spanier von Geburt. Meine Eltern behandelten mich mit zärtlicher Liebe und Sorgfalt. Der Vater, ein Maurer, ließ mich in den gewöhnlichen Lehrgegenſtänden, und mit beſonderer Vorliebe in Mathematik und Zeichnen unterrichten, denn er wünſchte, daß ich, wie er ein Maurer werde. An Sonntagen mußte ich ihn regelmäßig zur Kirche begleiten, doch hielt er mich nicht zum Beten an, und es ſchien ihm, wenn nicht widerwärtig, doch gleichgültig, was ich von den Lehren des Chriſtenthums lernte. Den Glauben an einen Gott ſuchte er mir bei jeder Gelegenheit zu befeſtigen, und er liebte es vor Allem, mir den Grundſatz einzuprägen, daß alle Menſchen, wenn ſie ſittlich und redlich ſind, ein gleiches Recht auf die Liebe ihrer, wenn auch anders gläubigen Mitmenſchen haben. „Die Menſchen, pflegte er zu ſagen, müſſen darin Gott nachzuahmen ſtreben.“ Als ich herangewachſen, und ein kräftiger Knabe war, nahm er mich täglich, wo er an Bauten ſich durch ſein Handwerk betheiligte, mit, und ich erlernte daſſelbe unter ſeiner ſtets gütigen Leitung.

„Ich liebte meine Eltern, namentlich die gute Mutter, mit einer Innigkeit, die an Schwärmerei gränzte. Jedes Jahr an einem beſtimmten Tage ging der Vater nicht in die Arbeit und brachte ihn faſtend und betend zu. An dieſem Tage ſuchte er jedes Geſpräch zu vermeiden, und meine kindlichen Scherze und meine koſende Anhänglichkeit, die ihn ſonſt erfreuten, wies er mit ernſter Strenge zurück. Es war wieder der Tag gekommen, als ich bereits zwanzig Jahre alt und ein tüchtiger Maurergeſelle war. Er brachte ihn wie gewöhnlich zu und lud mich am folgenden Morgen, als wir Beide mit Schurz und Kelle zur Arbeit gingen ein, ihn in eine einſame Gegend vor der Stadt zu begleiten. Wir gingen ſchweigend neben einander her, bis wir unter einen ſchattigen Baum gelangten, wo ſich der Vater hinlagerte. Ich folgte ſeinem Beiſpiele.

„Ich habe dir, mein theurer Sohn!“ begann er mit bewegter Stimme, „ein ſchweres Geheimniß mitzutheilen. Sei ſtark und höre mich ſtillſchweigend an. Es wird dir durch das Herz ſchneiden, und mich der einzigen Freude meines Lebens berauben: — deiner Liebe, mein geliebter Freund! Ich und deine Mutter, die du als deine Eltern ehrſt, ſind dies nicht. Du biſt der Sohn eines Juden!

„Er hielt inne, es ſchien ein heftiger Kampf in ihm zu ſein, und mir ſtockte das Herz. „Höre mein geliebter Freund! Noch biſt du dieſes, und ich weiß nicht, ob du mich haſſen wirſt, wenn ich fortfahre in dem, was ich dir ſagen muß, um meine ewige Seele zu retten. Ich kannte deinen Vater, ich ehrte in ihm meinen Wohlthäter und meinen Freund. Er lebte als Chriſt; nur ich wußte, daß er täglich in einem abgeſchloſſenen Keller ſeines Hauſes nach der Art ſeiner Väter betete. Als ich einmal zufällig dazu kam, erſchrak er nicht, und ſagte nur: „Ich weiß, daß du mein Freund biſt!“

„Wir wohnten in nachbarlichen Häuſern, ich aß einmal an ſeinem Tiſche, wie das häufig zu geſchehen pflegte, und es entſpann ſich eines Abends, als der feurige Wein des Landes ſich mit meinem heißen Blute miſchte, ein Streit zwiſchen uns. Er,

mäßig angewohnt, blieb kalt und nannte mich höhniſch einen trunkenen Chriſten. Ich ſchmetterte das Glas auf den Tiſch, daß der rote Wein über das weiße Tiſchtuch floß, ſprang auf, und mich trieb der Teufel in die Nacht hinaus.

„Gegen Morgen kamen die Diener des Tribunals und verhafteten deinen Vater und deine Mutter. Ich war der Verräther meines Wohlthäters und hörte was geſchah, und was ich in furchtbarer Verzweiflung anzuſehen nicht den Mut gehabt hätte. Die Trabanten entfernten ſich mit deinen Eltern und ſchloſſen das Haus ab, um ſpäter wieder zu kommen und die Reichthümer deines Vaters fortzunehmen.

„Dich, der du in einer dunklen Ecke des Saales in deiner Wiege ſchliefſt, hatten ſie nicht bemerkt, ſonſt hätten ſie auch dich fortgenommen. Ich kannte den dunklen Gang, durch den mein und deines Vaters Haus zuſammenhingen. Durch dieſen ging ich, ein heimlicher Dieb mit ſchwankenden Schritten, nahm dich, der du ruhig ſchliefſt, aus der Wiege und trug dich in mein Haus.

„Ich will mir," ſagte ich zu meinem treuen Weibe, „den Rächer für meine That erziehen."

„Mein Vater konnte nicht weiter ſprechen, er warf ſich auf's Angeſicht und krallte mit den Fingern in die Erde.

„Mir war, als ob ich ſterben müßte, und nach langer Pauſe wagte ich es, kaum vernehmbar zu fragen, was aus meinen Eltern geworden iſt? In meiner Seele aber, glaube ich, war der Schmerz größer für diejenigen, die ich bisher für meine Eltern hielt, als um diejenigen, welche es wirklich waren.

„Der Mann raffte ſich auf von der Erde, zog einen Dolch aus dem Gürtel und rief: „Tödte mich! denn durch mich ſind ſie elend im Kerker zu Grunde gegangen, verrathen vom Freunde, beſtohlen vom Verräther um ihr Theuerſtes, um ihr Kind. Tödte mich, und du retteſt meine Seele vor den Qualen der Hölle. Ich will meine That ſühnen, die Gott verflucht, und die das fromme Tribunal pries und belohnen wollte! Wehe mir!"

„Ich hatte den Dolch von mir geſchleudert und tröſtete ihn mit meiner Liebe. Ich ſagte ihm, daß er ein Verbrechen an mei-

nen Eltern begangen, mir aber alle Wohlthaten des Lebens zugewandt habe. Nur Eines könne ich nicht begreifen, warum er mir ein Geheimniß verrathen, das ihn und mich unglückselig mache.

„Habe ich dir nicht den Vater, den du auf Erden hattest, geraubt? Soll ich dir den des Himmels auch rauben, Jehova, den Gott deiner Väter?“ Als ich ihm sagte, daß ich ihm nicht verstehe, begann er wehmütig zu sprechen:

„Du verstehst mich nicht? Du mußt fortziehen aus diesem Lande, und du mußt, was deine Väter waren, wieder ein Jude werden. Sonst habe ich deinen Eltern nicht nur die Freuden an ihrem Kinde und seine Liebe, sondern auch seine Seele für alle Ewigkeit geraubt.“

„Ich will, hoher Rabbi! deine Geduld nicht länger in Anspruch nehmen, und ich sehe es am Ausdrucke der Gesichter, dich und deine Gäste nicht weiter betrüben. Ich riß mich von meinen Pflegeeltern, bis in die Seele unglücklich, los und wanderte über die Pyrenäen nach Frankreich, und erwarb mir, da ich von meinen armen Eltern nichts annehmen wollte, durch mein Handwerk in den Städten so viel, um leben und wieder weiter reisen zu können. Ich komme, hoher Rabbi! um kein Almosen. Meine Hände sind stark, mein Mut gesund, ich will ein Jude werden.“

Er war, von innerer Bewegung gedrängt, schon früher aufgestanden und näherte sich jetzt dem ehrwürdigen Chacham und knieete vor ihm nieder und küßte seine Hand. Der Chacham hob ihn auf, und selbst aufstehend schien seine hohe Gestalt und das gedankendurchpflügte edle Angesicht, wie Moses der Proset, wenn die Weihe über ihn kam und er sagte: „Ich werde morgen das Besdin zusammen berufen.“

Ein Freitagabend.

Ein einſames Haus. — Die Pfeile der Sultane. — Hunde und Delphine. — Amulet und Chalebi. — Begrüßung der Engel. — Weib und Perle.

Eines Tages lud mich Herr Brunswig, der als Direktor und Lehrer der durch Herrn Albert Cohn in Konſtantinopel energiſch angeregten Schule, nicht allein in dieſer, Kultur fördernd und geiſtig wirkt, in ſein Haus nach Chasköi ein.

Auf einer kleinen Anhöhe, zwei Stockwerke hoch ſteht das Haus iſolirt von allen andern. Von beiden Seiten mit Balken geſtützt, daß es der Wind nicht umwerfe, iſt es leicht, aber wohnlich aus Holz gezimmert. Hinter dem Hauſe, den Hügel noch höher empor, liegt ein türkiſcher Begräbnißplatz. Jedes Stockwerk hat eine Vorhalle und einen lichten fenſterreichen Saal. Der Ausblick aus demſelben iſt ein eigenthümlich ſchöner. Zur Rechten hinaus glänzt ein kleiner Ausſchnitt des goldenen Horns und ſind drei Moſcheenkuppeln und Minarete ſichtbar. Zur Linken hin grüne Hügel, auf denen zerſtreut Monumente weiß ſchimmern; ſie bezeichnen die Stelle, wo ein Pfeil fiel, den die alten Sultane, wenn ſie ſich im Bogenſchießen übten, abſchoſſen. Zwiſchen dem Hauſe, in dem wir uns befinden, und einer fernen Häu-

ser beſäeten Anhöhe ſchwingt ſich eine Thaleinſenkung, die mit Bäumen bepflanzt und mit Gärten geſchmückt iſt. Die Häuſer jenſeit des ſchönen Thales, aus Holz gebaut und bunt bemalt, ſind die Vorſtadt Chasköi.

Wir beſuchten einige Synagogen und kehrten erſt ſpät in das Haus zurück. Ein Schüler der mediziniſchen Schule, ein Türke und Sabbatſamulus des Herrn Brunswig, leuchtete uns mit einer Papierlaterne voran, die noch mehr als uns den Weg zu zeigen dazu diente, die zahlreichen, herrenlos in den Straßen herumlaufenden Hunde uns fern zu halten. Ihre Zahl ſoll, ſeitdem während des letzten Krieges, die engliſchen und franzöſiſchen Soldaten häufig in der Hauptſtadt durchziehen und kaſernirt ſind, um viele Tauſende abgenommen haben. Die Türken ſind ſehr betrübt darüber, daß dieſe unbeſoldete Reinlichkeitspolizei ihnen dezimirt worden iſt. Die Hunde ſind für die Straßen Konſtantinopels das, was die Delphine für den Bosporus. Welch eine Parodie auf das Geſchlecht der Delphine, deren Einer den Sänger Arion aus den Fluten trug.

Wir ſaßen beim Abendmahle. Ich hatte mir von meinem liebenswürdigen Wirte ein durchweg orientaliſches Eſſen erbeten, das ſein greiſer Pförtner Matathas mit ſeinem Weibe Maſeltof, was gut Glück bedeutet, bereitet hatte. Die alte Frau hatte den Mut, in dem abgelegenen Hauſe doch das Chalebi auf dem Haupte zu tragen und auf das freundliche Erſuchen des Hausherrn entrollte ſie daſſelbe vor meinen Augen und ich lernte alle geheimnißvollen Windungen und Falten dieſer orthodoxen Kopfbedeckung kennen.

„Hat mein Herr ſchon gehört, was ſich geſtern Merkwürdiges begeben hat?“ fragte ſie Herr Brunswig.

Nein, meine gute Alte! Erzähle uns!

Maſeltof fand ſich ſehr geſchmeichelt über dieſe Aufforderung ihres Herrn, der ſich ihre einfältigen Geſchichten gerne ferne hält, und heute ſich nur erzählen ließ, um mich aus einem gläubigen

Volksmunde irgend ein Wunder, das sich eben zugetragen hat, hören zu machen. Maseltof setzte sich türkisch auf den Divan und begann:

„Mein Herr kennt das junge Ehepaar," sie nannte Namen und Vorstadt, wo es wohnt. „Beide sind jung und schön. Gott selbst müssen sie gefallen, aber die junge Frau gefällt plötzlich ihrem Manne nicht. Er erklärte ihren und seinen Eltern sich von ihr scheiden lassen zu wollen, weil er aber keinen Grund seines Widerwillens angeben konnte, bestimmte die Freundschaft, daß sie noch drei Monate beisammen bleiben mußten. Wenn seine Abneigung vor der Frau dann noch bestünde, so solle er mit seinem Weibe vor dem Besdin erscheinen und thun, wie es sein Wille sei. Einen Tag vor dem Ablaufen der Frist, vorgestern, begab sich die betrübte junge Frau mit einer Freundin ins Bad. Als sie sich nach dem Bade von ihr wieder das Chalebi umwinden ließ, fiel daraus etwas zur Erde. Ihre Freundin — mein Herr kennt sie ja" — sie nannte wieder den Namen — „erkannte gleich, daß ein Schet, ein böser Geist, der sich in die junge Frau verliebt hat, im Spiele sei, und durch eine Zauberformel ihr das Herz ihres Mannes abwende. Sie ließ die junge Frau sogleich p — und verbrannte das Pergamentblättchen. Als die Frau nach Hause kam, begrüßte sie ihr Mann auf das freundlichste und konnte gar nicht begreifen, warum ihm seine Frau plötzlich wieder so schön und anmutig erscheint. Morgen feiern sie ein großes Freudenfest und mein Herr wird, wie ich schon gehört habe, dazu eingeladen werden."

Wir wunderten uns über diese sehr merkwürdige Geschichte und die gute Maseltof war mehr über unsern Glauben an dieselbe erfreut, als über das Lob, das ich den von ihr bereiteten eigenthümlichen Speisen spendete.

Während wir aßen und das Märchen erzählen hörten, hatte sich die Anhöhe jenseit der Thaleinsenkung beleuchtet und schien ein brennender Berg zu sein. Die Juden hatten, weil

es Freitag Abend war, tauſende von gläſernen Lampen angezündet und der Wind trug zuweilen das Lied herüber:

„Schalem aleikum“ ſeid willkommen, ihr Engel des Herrn, die einziehen mit dem Sabbat in das Haus. „Und ſpäter, als wir von unſerem heiteren Mahle wieder hinüberhorchten, ſang es zur Ehre der Hausfrau die bekannten Verſe:

„Ein Biederweib iſt Perlen wert.“

Der Palaſt des Beliſar.

Chacham Baſchi Fresco. — Jüdiſche Schule. — Wichtigkeit für den Orient. — Eine Bettlerkolonie. — Eine Königin in Lumpen. — Das ſchönſte Weib. — Eine Muſikantenfamilie. — Neueſtes Volkslied.

Wir beſuchten am folgenden Morgen den Chacham Baſchi, Herrn Moſche Fresco, der mir nach Jeruſalem ein Empfehlungſchreiben gab, das dadurch wichtig war, als er die zu gründende Anſtalt als ſehr wohlthätig und mit allen Geſetzen der Religion ſtreng übereinſtimmend darſtellte. Andere Beſuche der mediziniſchen Schule, in mehreren angeſehenen Familien, in denen Herr Brunswig heimiſch und geehrt und durch ſeinen franzöſiſch beweglichen Geiſt nicht ohne Einfluß iſt, füllten den Tag in angenehmer Weiſe aus.

Den folgenden Tag benützte ich, um die unter Leitung des Herrn Brunswig ſtehenden Schulen zu beſuchen. Ich wurde von der Ordnung und was im Oriente nicht häufig auffällt, durch die überall herrſchende Reinlichkeit angenehm überraſcht. Die Knaben waren in den gewöhnlichen, hebräiſchen Lehrgegenſtänden trefflich unterrichtet; ſie wußten aber auch Beſcheid auf geographiſche und naturhiſtoriſche Fragen. Die Ausſprache des Franzöſiſchen war untadelhaft. Zu beklagen iſt es, daß die Eltern ſchon nach einem halben Jahre oft, wenn die Kinder nur etwas franzöſiſch gelernt haben, ſie nicht mehr zur Schule ſchicken und zum Erwerben benützen, indem ſie

ſie auf den Straßen Zündhölzchen u. dgl. feil bieten laſſen, oder ſich ihrer, als noch wenig tüchtiger Dolmetſcher bedienen. Daß die Kinder, wenn ſie mehrere Jahre die Schule beſuchen, tüchtig werden müſſen, dafür bürgt die Methode und die Energie des Leiters.

Dieſe Schule könnte aber, und das ſcheint von ungleich wichtigerer Bedeutung, eine Lehrer-Pflanzſchule für den Orient werden. Der orientaliſche Jude vertraut nur ſelten dem europäiſchen, er hält ihn für gelehrter, wenigſtens in den weltlichen Wiſſenſchaften, aber für minder ſtrenggläubig. Anſchauung und Gewohnheiten, Sitte und Sprache ſind zu verſchieden, als daß ein Europäer, wenn er auch das Entſcheidende und Zweckmäßige trifft, ihm Eingang zu verſchaffen wüßte.

Die Männer, die Kultur und Wiſſen unter den jüdiſchen Glaubensgenoſſen im Oriente verbreitet wünſchen, ſollten dieſer Schule in Konſtantinopel ihre volle Aufmerkſamkeit und unterſtützende Theilnahme zuwenden. Weil ſie ſchon jetzt geiſtig wohlthätig wirkt, und weil ſie in dem angedeuteten Sinne ſich zu einer Schule erheben würde, aus der die Apoſtel der Aufklärung, der echten Moral, und eines reinen Gottesglaubens hervorgehen würden. —

Wir beſuchten in Chasköi die unter dem Namen „der Palaſt des Beliſar" bekannte Ruine. Sie iſt ein weitläufiger Bau auf einer Anhöhe. Alte Mauern, an denen da und dort noch ein Marmorſtück ſichtbar iſt, den Einſturz drohende Thorbogen, von geborſtenen Säulen getragen, gewähren einen traurigen Anblick. Die Architrave eines offenen Durchganges hängen ſo bedenklich herab, daß man nicht wagt, unter ſie hinzutreten.

In den Hofräumen und verfallenen Gängen ſind die ruinenhaften Mauern, als Wände zu fenſterloſen Stuben benützt, die nur durch die gegen den Hof offenen Thüren Licht erhalten. In dieſen Räumen, tief hinab in den Unterbau, hoch oben und zu allen Seiten, hängen und ſchweben an hundert ſolcher Behauſungen und Käfige. Hölzerne Treppen, da und dort nur eine Leiter, ein Säulenſockel, als Auftritt führt zu ihnen empor; allenfalls eine zertrümmerte

Marmortreppe zu andern hinab. Die ärmſten jüdiſchen Familien Konſtantinopels haben hier ihre Zufluchtſtätte und ſich in dem preisgegebenen Palaſte eingeniſtet.

Der öſterreichiſche Maler, Herr Emanuel Stöckler, der durch ein ungünſtiges Geſchick zu meinem wahren Leide, nicht wie es vorbeſtimmt war, mein Begleiter in den Orient ſein konnte, hat dieſen Palaſt gezeichnet. Leider hat er ihn nicht durch den Grabſtichel veröffentlicht, was um ſo mehr zu beklagen, als dieſes antike Bauwerk wenig bekannt iſt.

Als wir in den Hofraum hinein gelangten, kamen alle Bewohner vor ihre Thüren; meiſt Weiber und zahlloſe Kinder und bettelten unter Ohren zerreißendem Schreien.

Die Erinnerung an den geblendeten Feldherrn war natürlich, der vor Jahrhunderten dieſen Palaſt bewohnte und dann in ſeinem Elende den Vorübergehenden zurief: „Gebt dem Beliſar einen Obolus!“

Unter den Frauen waren einige von eigenthümlichem, fremd ſchönem Ausdrucke.

Während alle uns an den Kleidern zerrten und ſich im Schreien um Almoſen überboten, ſtand eine junge Frau in der Thüre ihrer Behauſung und bettelte nicht. Es war eine hohe Geſtalt in einem hellblauen zerſchliſſenen Rocke, der um die Hüften mit einem bunten Gürtel feſtgehalten wurde. Ein vergilbtes ſeidenes Hemd verhüllte die, wie aus Marmor gemeißelte Büſte nicht. Ueber eine Schulter herab hing ein gelbes Tuch, ein ſchmaler Streif durchlöcherter Wollſtoff. Das bräunliche Haupt umhüllte ein weißer Schleier, turbanartig, ſeine Enden, die zu beiden Seiten des Hauptes frei herab hingen, flitterten von unechtem Golde. Der Kopf war von jener Schönheit, deren Ausdruck Hoheit und Ruhe iſt. Es war als ob eine Statue in dem einſt prächtigen Palaſte vergeſſen und verſchont ſtehen geblieben wäre; deren Gewandung nur da und dort gelitten hat. Es war das einzig ſchöne Weib, das ich im Morgenlande geſehen habe. Sie lehnte an der Pfoſte der Thüre und ſah ſchweigend ernſt dem widrigen Betteln zu; ſie ſelbſt eine Königin in Lumpen!

Aus einer der Stuben ſcholl uns wunderliche Muſik entgegen. Wir traten ein und befanden uns im Hauſe einer armen Muſikantenfamilie. Ein alter Mann, ein junges Weib, ſieben Kinder füllten einen Raum, der Wohn-, Schlaf- und Kochſtube zugleich und der kaum vier Ellen lang und breit war. Der Mann ſpielte Geige, die Frau ſchlug ein Glöckchen behangenes Tamburin, ein Knabe marterte eine Klarinette, daß ſie die grellſten Schreie that und die übrigen Kinder ſangen zuweilen, einen lang gedehnten Vers mit näſelndem Tone dazwiſchen.

Als wir eintraten, verſtummte plötzlich die Muſik. Der arme Muſikant verläugnete die Gaſtfreundſchaft nicht und goß aus einer verbogenen Blechkanne, die in einer Ecke der Stube auf Kohlen ſtand, für uns Kaffee ein. Wir ſetzten uns vor die Thüre auf Steinen nieder und boten unſerm Wirte von unſeren Zigaretten an, nach denen die Frau und die Kinder gleichzeitig langten. Ich fragte den Mann, ob er einige neue Lieder wiſſe?

„Du biſt zu einem Könige an Liederreichthum gekommen.“

Wir lächelten zu der ſtolz ſpaniſchen Antwort und forderten ihn auf zu ſingen. Er ſang ein eben erſt bekannt gewordenes Lied von einem unbekannten Verfaſſer auf die Juden der Gegenwart, wie ſie im Gegenſatze zu den Alten, die hochgeprieſen werden, ſo wenig fromm und gottesfürchtig ſind und wie Tanſimat und Hat Humajum nur dazu dienen, ſie abtrünnig und gottlos zu machen. Das Lied war alſo funkelnagelneu und mag hier, als Probe eines modernſten, ſpaniſch-jüdiſchen Volksliedes ſeinen Platz finden.

* Wir verdanken die Abſchrift, wie überhaupt viele Daten über die Juden in Konſtantinopel der freundlichen Mittheilung des geiſtig begabten Herrn Jecheskiel, der als Kanzler des Chachams vom Niſchan angeſtellt iſt.

Oid estas Coplas i tined Pacencia
Mira, diregidvos i con grande cencia
Agora es ora, di tiner quirencia
Di miter en tino i en el Judesmo
Porque la color esta negro guesmo.

Por pecado estamos, en negro seman
Sin poder hablar ni tiner derman
Pensando mui bien chalmis jaman
Tomimos bairak á el Tanzimat
Como tekanot di Moharimat.

A Dios es sabido por nacion antigua
Non hay por ventura uno que castiga
Mos allecinciimos, rachi di mastiga
Il Dios che mos guardi di chamez bapesach
Mucho mi espanto di il jajin nesach.

Di ver los mancibos con los cavarozos
Todos sus pensieros por estar hermosos
Y en el Judesmo estan discudiozos
Lo tomimos à punto qui es sariflik
En el miollo viejo non hay chariflik.

Havtacha tenemos mikan ulhaba
Non ternemos mas miollo Kaba,
Buen camino es laolam haba
Con esto ternemos mucha harvacha
Al cabo verés non hai hazlacha.

Viejos y mancebos son todos igual
Non hay diferencia dil Sabio al amal
Il chacham que melda lo tienin por naval
Chochmat hamisken está beszuja
Salió a mejdan la filosofia.

Sariflik pucio, mucho allá Frankia
Todo lo tenemos nada non mos manca
Non haci para, ni la barba blanca
Cierto la dimanda, la ley su elbon
Non mos acordamos del din y cheschbon.

Tomamos há comer sin lavar las manos
Baldamos fermamiento como aizianos
Non queremos mas los miollos vanos
Por pecado estamos, in negra maaracha
Si lavarán las manos y non diran beracha.

Jo mi enfastii di esta Pasada
Di ver bahanot bàrba traquilada
Sin poder hablar la boca callada
Esto yo lo tengo por negra dolor
Di ver el filek en negra color.

Cavod di la ley, està violada,
Di en dia en dia va arribajada
Calia que fuera, mucho estimada
Agora mos vieni, todo mui colai
Al cabo veres il mal y el guai.

Non quiero hablar ni mucho ni poco
Di ver el dismodri es di salir loco
Allá mi si mitieron las mujieres moco
Y los herejes minim di colloris,
Agora mos manca untar y goloris.

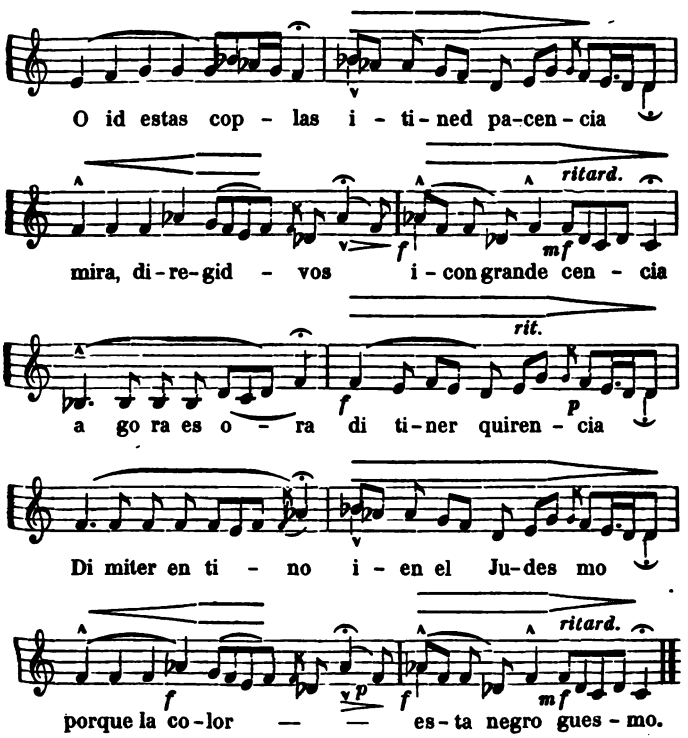
Sabido mui bien que es di repentir
Di ver tanto negro y di mal sentir
Tantico hablas lis toma il batir
Lo tomaron esto, como emuna
Cierto en los cielos, tienen teluna.

Zadok y baitoz di viejos perdidos
Salieron di nuevo pinos reverdidos
Porque mos tinemos que somos sabidos
Todos sus miollos emplean lehara
Di miterlo en tino si hace jara

Kosta la nombrada por ciudad di sabios
Agora baavonot mos pujo estravios
Malis y fuortunas á color di panos
Las usanzas viejas hacerlas tiptil
Todo esto es, romper ebtispil.

Sabat di guardar mos viene muy caro
Baavonot que oigo que beven Zigaro
Il que hazi esto si meta dil Ceharo
Sigun es sabido merice karet
Cierto lo rieva hacer gairet.

Oracion hagamos Venga el goel
Seamos reunidos todo Israel
Y veamos presto binjan Ariel
Tornaremos seher por grandi umma
Di todos nombrados bene ruchama.



Bruſſa.

Erdbeben. — Hülfe aus Wien. — Der öſterreichiſche Conſularagent. — Verhältniſſe der Juden.

Das letzte Erdbeben im Jahre 1855 hatte die prächtige Stadt zerſtört und ihre Bewohner in Elend geſtürzt. Unter den Unglücklichen waren die Juden am ſchwerſten getroffen; ſie wandten ſich an ihre Glaubensgenoſſen in Wien um Hülfe. Eine raſch eingeleitete Sammlung hatte bald einen günſtigen Erfolg und da ich mich eben zur Reiſe in den Orient rüſtete, wurde mir die ſchöne Aufgabe zu Theil, der Ueberbringer der Wohlthat zu werden.

Es ſollte mir aber nicht ſo gut werden. Die zwar nur zwei Tage entfernte Bruſſa, der notwendige Aufenthalt daſelbſt hätten mich das Schiff, das mich nach Beirut bringen ſollte, verſäumen laſſen und ich hätte vierzehn Tage verloren. So gab ich nur ſchmerzlich den Gedanken auf, das große Bild einer plötzlich in Ruinen hingeſtürzten Stadt zu ſehen und den erhabenen, aſiatiſchen Olympos zu beſteigen.

Um jedoch das Geld für die jüdiſchen Bewohner Bruſſa's ohne Säumniß an ſie gelangen zu laſſen, beſuchte ich den kaiſerlich öſterreichiſchen Conſularagenten Herrn Emanuel Falkeiſen, der in Bruſſa ſeinen Sitz hat und weil ſein Haus ebenfalls durch das Erdbeben zerſtört worden iſt, jetzt in dem Dorfe Kadiköi wohnte.

Ich fuhr über den Bosporus und gelangte in ein Ruinendorf. Eine Feuersbrunst hatte vor Kurzem die meisten Häuser eingeäschert, es bot einen traurigen Anblick dar.

Herr Falkeisen übernahm mit vieler Zuvorkommenheit das mühevolle Geschäft der Geldvertheilung und wußte gleichzeitig die Wohlthat aus Wien zum Wiederaufbau der zerstörten Lehranstalt für die Jugend zu verewigen. Wir lassen das Schreiben des Herrn Falkeisen hier folgen.

„Geehrtester Herr Doktor!

Es gereicht mir hiemit zum wahren Vergnügen Ihnen Abrechnung zu ertheilen über die Geldsumme von 1700 Gulden 30 Kreuzer Bankvaluta, welche von der israelitischen Cultusgemeinde in Wien durch Ihre gütige Uebergabe, zur Unterstützung der hiesigen, durch das Erdbeben schwer betroffenen, notbedürftigsten Glaubensgenossen, human bestimmt wurde. Ich machte es mir in dieser Angelegenheit zur angelegentlichsten Pflicht, Ihrem gütigen, für mich an Tag gelegten Zutrauen durch eine Vertheilung entgegenzukommen, welche den edlen Zweck, nur den Allerärmsten beizustehen, erreichen sollte. Ich fand es den Umständen angemessen, nach mühevoll eingezogenen authentischen Erkundigungen, nur die Summe von 12,200 Brussa Valuta in größern und kleinern Gaben, je nach Berücksichtigung der Individualität, im Beisein der Gemeindevorsteher eigenhändig auszutheilen, und dagegen den andern Theil des Geldbetrags zum Wiederaufbaue einer Armenschule zu bestimmen, was in Folge der beschränkten Mittel der Gemeinde, seit der gänzlichen Zerstörung der frühern durch das Erdbeben, nicht geschehen konnte, ein Umstand, der eine traurige progressive Verwahrlosung der armen Kinder herbeiführen mußte. Auch der allerärmste Israelite schenkte meinem Entschlusse die vollste Anerkennung, um so mehr als ich selbst bauen ließ, dadurch jedwelchen argwöhnischen Gedanken beseitigend, die Vorsteher möchten nach dem allgemeinen Gebrauche in Brussa, in einer solchen Angelegenheit, auch ihren eigenen Vortheil berücksichtigen. Das Geld reicht freilich nicht zur Vollen-

dung der aus Holz gebauten Schule hin, zwang aber die Gemeinde dieselbe selbst zu übernehmen.

In Betreff Ihrer verschiedenen Anfragen über die hiesigen Juden, wandte ich mich an einen, mit deren Umständen genau vertrauten, mir befreundeten Mann, und ich habe hiemit das Vergnügen, Ihnen seine in spanischer Sprache abgefaßten Nachrichten zu übersenden, deren Richtigkeit, nach sonstigen Erkundigungen, ich mehr oder weniger verbürgen kann.

Ich ergreife hiemit die Gelegenheit, um Sie meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit zu versichern.

E. Falkeisen."

Gleichzeitig erhielt ich einen Brief von den Vorstehern der jüdischen Gemeinde in Brussa, in welchem sie der „Erbarmenvollen, edlen, wegen ihres Wohlthätigkeitsinnes weltberühmten jüdischen Gemeinde in Wien" für die außerordentliche Wohlthat in gerührtesten Worten und mit tausendfachen Segnungen danken und die humane und geistige Weise, mit welcher der kaiserliche Consularagent die Vertheilung vorgenommen hat, anerkennen.

Die Daten, die ich über die Juden in Brussa erhielt, mögen sich hier anschließen. Die Mittheilung beginnt mit den Worten:

„Du sorgst und fragst um unsere Zustände, edler Herr! Möge der Himmel Dir ebenso viel an Liebe zuwenden, als Du uns Armen an Theilnahme gewährst.

„Wir sind in Brussa 376 Familien mit einer Seelenzahl von 1542. Wir besaßen drei Synagogen und eine Lehrschule; jene liegen nunmehr in Schutt, diese ist durch Deine mitgebrachte Hülfe, Gott dem Allmächtigen sei Preis! wieder hergestellt. Sie hießen: „Kal kodesch godel" — „Ezchajim" — und „Giruſch"; diese war die älteste Synagoge, sie wurde von den Vertriebenen aus Spanien erbaut und zum Andenken an das traurige Schicksal der Verbannung: „Giruſch" genannt.

„Wir trösten uns mit der Zerstörung von Zion, was ist noch wert zu bestehen, wenn Zion gefallen ist? Es wird wieder aufgebaut werden und prangen in seiner Herrlichkeit!

„Häuser hatten wir 204. Durch das Erdbeben sind 46 völlig zerstört, 158 so beschädigt, daß sie, wenn nicht rasch nachgeholfen wird, einfallen werden.

„Nur acht Gemeindemitglieder besitzen Weingärten, in denen der rosenrote und weiße Wein wächst, der im ganzen Morgenlande berühmt ist.

„Die Zunft der Handwerker ist groß; wir zählen 243 Meister. Viele spinnen und weben die berühmten Seidenstoffe von Brussa, viele sind Seidendreher, Verfertiger von Schnüren, Quasten, Knöpfen. Eine bedeutende Anzahl sind Blechner, Schneider, Schuhmacher. Wenige Kaufleute und 133 Menschen erwerben sich als Lastträger, im Schweiße des Angesichtes, ihr Brot.

„Die Gemeinde, möge Gott ihr helfen und sie segnen! hat 12 Chachamim, an deren Spitze Herr Rafael Jakob Halewi als Oberrabbi steht und 4 Vorsteher, deren Namen sind: Nissim Samuel Aschkenasi, Jussuf Halewi, Jeschua Hakohen und Daniel Catalan.

„Aus der Mitte der Chachamim werden jedes Jahr 5 Dajanim gewählt, die das Besdin bilden; 2 von ihnen sind Stellvertreter.

„Es bestehen ferner ein Vorsteher der Chewra Kadischa, der Beerdigungsbruderschaft, zwei haben die Aufgabe verschämten Armen die Geldunterstützung der Gemeinde heimlich zu überbringen. Zwei sammeln Geld für wohlthätige Zwecke und zur Unterstützung der Armen in Jerusalem. Endlich sind einige Vorsteher der Synagoge; alle zusammen bilden eine Anzahl von 15.

„Solches theile ich Dir mit, ich Abraham di Schilton, Sohn des Rabbi Elijau Jussuf di Schilton, der Sklave seinem Herrn. Gott segne Dich."

Salonik.

Dr. Allatini. — Spaniſche Anſiedler. — Bildungſtufe. — Ein verlaſſenes Judendorf. — Synagogen. — Minim. — Geheimnißvolles Weſen. — Wahl und Macht des Oberrabbi. — Vier Tribunale. — Steuerweſen. — Ueberlegenheit der Griechen. — Schädlicher Einfluß der Franken.

Von dem Wunſche ausgehend, möglichſt reichhaltige Nachrichten über die Juden im Orient und ein Bild ihrer ſozialen und ſittlichen Zuſtände zu erhalten, erſuchte ich um ſolche zwei Aerzte, deren einer in Aleppo, der andere in Salonik lebt.

Leider blieb mein Wunſch, rückſichtlich Aleppo's unerfüllt; um ſo reichhaltiger kam mir eine erſchöpfende Mittheilung aus Salonik zu, die, an und für ſich wertvoll, noch dadurch an Bedeutung gewinnt, als ſie nicht auf den engen Kreis einer Stadt begrenzt, über alle Juden des Orient betreffende Bemerkungen enthält und von einem Eingeborenen, einem orientaliſchen Juden, herrührt.

Der Leſer erinnert ſich an den nach Salonik beſtimmten Conſulareleven Herrn Filek, deſſen Bekanntſchaft wir auf der Seefahrt nach Griechenland gemacht haben. Durch ſeine gütig übernommene Vermittelung erlaubte ich mir eine Reihe von Fragen an den Herrn Dr. Allatini, Ritter des kaiſerlichen Franz Joſeph-Ordens, in Salonik zu richten, die ich in freundlichſter Weiſe in einem Memoire erwidert erhielt.

Ich erfülle nur den am Schluſſe der intereſſanten Mittheilungen ausgeſprochenen Wunſch des für ſeine Glaubensgenoſſen durchglühten, edlen Menſchenfreundes und gelehrten Arztes, wenn ich den in italieniſcher Sprache geſchriebenen Brief hier in einer Ueberſetzung folgen laſſe.

Herr Dr. Allatini beginnt nach einer verbindlichen Einleitung:

„Die Israeliten Saloniks ſtammen meiſtentheils aus Spanien, ſie wanderten im Jahre 1492, die Opfer des grauſamen Vertreibungsediktes unter Ferdinand und Iſabella, aus. Die meiſten zogen in den Orient, eine kleine Anzahl ſiedelte ſich in Salonik an.

Sultan Bajazit, Mehemets Sohn, der zu eben dieſer Zeit regierte, verſprach ihnen vollkommene Religionsfreiheit. Uebrigens haben, ſicheren Angaben zufolge, bereits vor dieſer Zeit jüdiſche Familien die Stadt Salonik bewohnt.

Der ſicherſte Beweis ihrer ſpaniſchen Abkunft iſt die allgemein unter ihnen verbreitete ſpaniſche Sprache, die in einer nur den Juden eigenthümlichen Mundart geſprochen und leider von gar keinem Studium unterſtützt und ausgebildet wird. Noch übler iſt es mit ihrer Schreibweiſe beſtellt; ihr ſchriftlicher Verkehr iſt ein beinahe unmögliches Mittel für die geſellſchaftlichen Bedürfniſſe.

Die jüdiſche Jugend wird zu keinem Studium angehalten; die Knaben lernen höchſtens das Hebräiſche, aber auch dieſes in einer ſehr ſchlechten Mundart und nach einer ſo veralteten Methode, daß die Mehrzahl kaum mehr erlernt als das mechaniſche Leſen der täglichen Gebete. Rechnen lernen ſie nur eben ſo viel, als für ihre Geſchäfte unerläßlich nötig iſt. Es ereignet ſich äußerſt ſelten, daß ein Jude, ausgenommen er bereitet ſich zum Rabbi vor, irgend ein Buch leſen möchte.

Daß der Unterricht der israelitiſchen Jugend, hier ſowie im ganzen Orient, auf ſo beſchränkte Weiſe geleitet wird, iſt um ſo mehr zu beklagen, als ſich die Juden ſelbſt nicht bemühen, die türkiſche Sprache zu erlernen. So ſind ſie nie im Stande, ſich in unmittelbaren Verkehr mit dem hier herrſchenden Volke zu ſetzen und

werden in ihrem eigenen Vaterlande ſtets, als ein nur geduldetes und verachtetes Geſchlecht angeſehen.

Kaum tritt der junge Israelit aus dem Alter der Kindheit in das der erwachſenen Jugend, ſo ſtürzt er ſich in den Strudel des öffentlichen Lebens. Die meiſten derſelben widmen ſich dem Handel. Handwerker gibt es ſehr wenige, und die Wenigen, die ſich dem Handwerke widmen, verſehen es nur ſehr ſchlecht. Viele gehen müßig in den Straßen umher, indem ſie vom Zufall Hülfe erwarten und ſo ganz zu Bettlern herabſinken.

Da der Jude überhaupt mit Verſtand begabt iſt, ſo findet er auch hier, trotzdem es ihm an Grundbildung fehlt, durch kaufmänniſche Thätigkeit ſein gutes Fortkommen.

Eigenthümlich bei den orientaliſchen Handelsklaſſen iſt es, welcher Religion ſie auch angehören mögen, daß ſich nie ein Vermögen auf Geſchlechter forterbt. Die Urſache dieſer traurigen Verhältniſſe beſteht in der geringen Sicherheit, welche das Geſetz den Türken gewährt, und in der willkürlichen Regierung. Einzelne Familien werden von den Großen und die Gemeinden von den Paſchas ausgeplündert; oft wiederkehrende Seuchen und nicht ſeltene Feuersbrünſte erhöhten das Unglück dieſer elenden Bevölkerungen. Stets zu neuer Thätigkeit bereit, wurden ſie immer wieder durch ein neues Elend heimgeſucht.

Die Karte des Gül Hane hat den traurigen Stand dieſer Dinge etwas gebeſſert; ſchon gewahrt man bei einzelnen jüdiſchen Familien das Beſtreben, ihr Vermögen für kommende Zeiten zu ſichern. Jedoch finden dieſe Fälle ſo ſelten ſtatt, daß die Mehrzahl, die der dürftigen Klaſſe angehört, noch immer in ebenſo traurigen Verhältniſſen lebt als früher.

Ein anderer Umſtand und vielleicht die erſte Urſache, daß der Reichthum bei den levantiniſchen Juden ſelten zu einem geſicherten Vermögen für die Kinder wird, liegt wohl hauptſächlich darin, daß die Kinder ſehr frühzeitig verheiratet werden. Junge Leute von 17 bis 18 Jahren, Mädchen mit 13 bis 14 werden ehelich verbunden. Auf dieſe Weiſe ſind die Familien ſehr zahlreich und man begreift, in wie traurigen Verhältniſſen oft ein Mann mit

30 Jahren iſt, der nicht nur ſeine eigene Familie, die aus 10 bis 12 Kindern beſteht, ernähren muß, ſondern auch ſeine bereits verheirateten Söhne bei ſich wohnen hat, die noch nicht im Stande ſind, für Frau und Kinder zu ſorgen. Von ſo ſchwerer Sorge gedrückt, wagt der jüdiſche Kaufmann kein Unternehmen, keine Reiſe; er arbeitet um Tageslohn, damit er ſeine zahlreiche Familie ernähren könne.

Die Frauen ſind allem geſellſchaftlichen Verkehre fremd und an gar keine Arbeit gewöhnt. Jung verheiratet ſind ſie zu früh mit häuslichen Beſchwerden überladen, erſchöpft und oft frühzeitig gealtert und kränklich. Erſt ſeit Jahren ſieht man Frauen der armen Klaſſe ſich mit Seidenweberei beſchäftigen.

Die türkiſchen Geſetze geſtatten ihren jüdiſchen Unterthanen liegende Gründe, und man kann mit Gewißheit ſagen, daß jede jüdiſche Familie ihr eigenes Haus beſitzt. Jedoch wohnen ſie ſo gedrängt beiſammen, daß ihre Geſundheit darunter leidet und ſie ſtets zur Zeit einer Epidemie am meiſten gelitten haben.

Acker- und Gartenbauer gibt es keine; die Urſache davon mag ſein, daß die Israeliten ſtets das Bedürfniß fühlen, eng beiſammen zu leben und ſich nicht auf dem Lande zu zerſtreuen.

Ein einziges Dorf unſerer Provinz beſitzt die Ueberreſte einer Synagoge und eines jüdiſchen Friedhofes, ohne daß ſeit Jahren ein Israelit in jenem Dorfe anſäßig wäre. Eine Chronik erzählt, daß die Juden aus Furcht vor den großen Bedrückungen ſich nach und nach alle in Salonik angeſiedelt hätten. Noch vor einigen Jahren war ein Jude, der Ländereien beſaß, nicht im Stande, die Aufſicht über dieſelben zu leiten und ſie zu verwalten. Wir hoffen, daß es nun anders werden wird, aber wir halten die Betreibung des Ackerbaues durch Juden nicht für leicht, wenn nicht für unmöglich. — —

Die Israeliten von Salonik bedienen ſich bei ihren Gebeten des ſpaniſchen Ritus; ſie beſitzen ſiebenundzwanzig Synagogen, von denen die größte den Namen Talmud Thora führt. Doch muß bemerkt werden, daß noch zwei Synagogen beſtehen, die den ita-

lieniſchen und deutſchen Ritus beibehalten haben und der Zeit der Erbauung nach, die älteſten ſind.

Karaiten oder andere Sekten gibt es nicht, aber viele Krypto-Hebräer; Bekenner des Sabatai Zewi, werden ſie im Lande „Mamini“ Minim genannt, weil ſie angeblicherweiſe dem Mohammedanismus zugethan ſind. Sie bilden eine eigene Kaſte und unterſcheiden ſich ebenſowohl von den Juden als von den Türken. Sie üben öffentlich die Gebräuche des Islams, doch geſtehen ſie ſelbſt ein, daß ſie eine eigene Sekte bilden. Die Regierung erkennt ſie als ſolche nicht an, und als Muſelmänner betrachtet, genießen ſie auch deren Vorrechte.

Dieſe Sekte iſt wieder in drei verſchiedene Gemeinden abgetheilt, die ſich gegenſeitig haſſen und in einer Weiſe geringſchätzen, die gegen jeden Anſtand iſt.

Sie heiraten nur untereinander und jede Sekte unter ſich, nie werden Ehen mit wirklichen Mohammedanern geſchloſſen. Unter ihnen zeigt ſich am deutlichſten das ſchon bezeichnete Elend der zu frühen ehelichen Verbindung; man bemerkt ſichtlich den Verfall dieſes Geſchlechtes; es herrſchen unter ihnen die Skropheln, die engliſche Krankheit und alle Arten von Uebeln, welche von Eltern auf Kinder übertragen werden.

Zwei von dieſen Sekten unterſcheiden ſich durch ihre Namen; ſie nennen ſich Cavaglieros und Cognos, vermutlich ſo nach ihrem Gründer. Man weiß, daß eine von dieſen beiden Sekten fortwährend das Leſen jüdiſcher Bücher betreibt, beſonders aber für das Buch Zoar eine große Verehrung hegt.

Von beſonderen Gebräuchen der Minim kann ich nicht viel ſagen, denn ſie bewahren ſtreng ihre religiöſen Geheimniſſe, und aus Furcht, im berauſchten Zuſtande etwas auszuſagen, enthalten ſie ſich des Weines in ſolcher Weiſe, daß ſie ſelbſt Waſſer nie aus einem Gefäße trinken, wo ſie vermuten, daß es ein geiſtiges Getränk enthalten haben könnte. Sie beantworten nie eine Frage in Bezug auf ihre Verhältniſſe oder Glaubensformen. Man behauptet, daß ein Min, der vor einigen Jahren eines ihrer Geheimniſſe verrathen hätte, von ſeiner Sekte getödtet worden ſei.

Außer den jüdiſch türkiſchen Unterthanen gibt es viele aus anderen Ländern, die ſich unter den Schutz der verſchiedenen Conſulate begeben haben. Der größte Theil dieſer fremden Juden iſt hier unter dem Namen Franken bekannt. Sie unterſcheiden ſich in ihren Sitten und Gebräuchen wenig von den einheimiſchen, und nur einige Familien ſchicken ihre Kinder nach Frankreich oder Italien, um ſie dort ausbilden zu laſſen; auch halten ſie Lehrer im Hauſe, welcher Fall aber äußerſt ſelten vorkommt. — —

Bei der Rabbinerwahl wählen alle Notablen der Gemeinde. Die Wahl fällt meiſt auf den älteſten und gelehrteſten Rabbi, der Proben ſeines religiöſen Wiſſens abgelegt hat. Berückſichtigt werden gewöhnlich jene, deren Ahnen Rabbinen von Bedeutung waren. Wenn mehrere durch Wiſſen und Anſehen gleichen Anſpruch haben, ſo werden oft vier bis fünf Großrabbinen gewählt, von denen der älteſte den Vorſitz hat, während dem befähigteſten die Pflichten des Amtes übertragen werden. Im Namen des Aelteſten begehrt und erhält die Gemeinde durch den Großrabbi in Konſtantinopel das Einkleidungsrecht von der türkiſchen Pforte, durch welches der Neugewählte als das geiſtliche Haupt der Israeliten von Solonik anerkannt wird.

Von dieſem nun hängen die Juden dieſer Stadt ab, ſowie auch die Gemeinden von Seres Belolia, Donau Scopia, und in neueſter Zeit wurde ſeine Macht ſogar bis auf Lariſſa, Tricala und Janina ausgedehnt. Die Gewalt des Großrabbi iſt eine ſehr ausgedehnte; er hat das Recht, geiſtliche und körperliche Strafen, wenn er dieſe der Behörde früher angezeigt hat, aufzuerlegen, welche ſie ſelbſt dann vollzieht. Der Großrabbi hat von der Gemeinde keine Nebeneinkünfte; ſeine Lage iſt eben keine glänzende, ſo daß er ſeine äußere Würde nicht anſtändig vertreten kann. Bei der Gemeindeverwaltung hat er keine beſondere Stimme, dafür aber den Vorſitz in der Gemeinde und vor allen rabbiniſchen Gerichtshöfen, auch müſſen ihm alle ſchwierigen und verwickelten Fragen vorgelegt werden.

Es gibt vier rabbiniſche Tribunale:

Eines zur Ueberwachung und Wahrung der Intereſſen für Witwen und Waiſen;

eines, zur Schlichtung der Streitigkeiten im bürgerlichen und Geſchäftsleben;

eines, zur Ordnung der unbeweglichen Güter; dieſe letzte Einrichtung iſt eine ganz unnütze, da die Behörden allein die Dokumente des Beſitzrechtes ausfertigen und bei Streitigkeiten die rabbiniſchen Urtheile als nichtig erklären;

endlich eines, für religiöſe oder Gewiſſensfragen.

Dieſen vier Einrichtungen ſind noch andere von minderer Bedeutung beizufügen: die Sorge für Andachtsübungen, Eheſtreitigkeiten, Ueberwachung der Fleiſchbänke u. ſ. w.

Neben dieſer geiſtlichen Leitung beſteht noch eine zweite durch fünf Vorſteher, die jährlich gewählt werden und die der Regierung gegenüber alle Geſchäfte führen und Berathungen über lokale und allgemeine Zuſtände, unter Vorſitz des Oberrabbi, anordnen.

Die Gemeindeverwaltung führt kein Steuerbuch. Das von der türkiſchen Regierung angelegte iſt unrichtig; denn die Juden ſuchen aus Angſt vor der Bedrückung ſtets ihre Zahl zu verläugnen. Es kann alſo nicht mit Gewißheit angegeben werden, ob mehr oder weniger, als 3500 Familien mit 16,000 jüdiſch türkiſchen Unterthanen in Salonik beſtehen. Sie wurden bis jetzt von der ottomaniſchen Regierung nur als ein Haufen von Menſchen angeſehen, von dem man eine beſtimmte Steuer zu erheben hatte und für welche die israelitiſche Gemeinde verantwortlich gemacht wurde.

Alle drei Jahre wird eine Komiſſion von drei bis fünf Männern gewählt, welche dazu beſtimmt ſind, den zahlungsfähigen Juden, je nach ihren Vermögensverhältniſſen, eine gewiſſe Steuer aufzuerlegen. Iſt die Steuer für die Verhältniſſe einer Familie zu groß, ſo muß der Betreffende dies durch einen Eid bekräftigen. Jedoch ereignet ſich dieſer Fall äußerſt ſelten.

Die Gemeinde erhebt grundgeſetzlich die Verzehrungsſteuer für Fleiſch, Wein und andere Lebensmittel; ſie macht auch Auflagen bei Hochzeiten, Geburten, Todesfällen und Erbſchaften.

Indem ſie ſich dieſer bedient, ſucht ſie ſo wenig als möglich die Perſonalſteuer in Anſpruch zu nehmen, weil die Einforderung der letzteren ſtets Unannehmlichkeiten hervorruft.

Die Hauptſteuer der Gemeinde war früher die an die Regierung, welche hingegen die Gehalte der Rabbinen, der Gemeindebeamten, die Unterſtützungen für Arme und Kranke auszahlte. Dieſe Maßregel war inſofern eine ſehr gute, als die Würdenträger und Beamten der Gemeinde dadurch unabhängiger von dieſer und geachteter erſchienen. Doch beſtand in Folge des Mangels an Ordnung und der ſchlechten Buchführung eine ungeheure Verſchwendung, die man bei den ungeordneten Verhältniſſen nicht für ſtrafbar erklären kann. Seitdem das Auflageſyſtem geändert und die frühere Einrichtung abgeſchafft iſt, nehmen einzelne Perſonen die Stellen der verantwortlichen Maſſen ein.

Die Steuerzahlung iſt auf unbewegliche Güter feſtgeſetzt; jeder Beſitzer, ob Grieche, Türke oder Jude macht ſich als Grundbeſitzer los; deshalb bleibt die jüdiſche Gemeinde der Regierung gegenüber für jetzt und alle Zeiten verantwortlich. Dieſe Verantwortlichkeit beruht auf einer früheren Schuld, die 50,000 Frcs. betrug. Da das Steuerſyſtem geändert wurde, bemühte ſich die Gemeinde, dieſe veraltete Schuld genau zu prüfen und die eigenen Verhältniſſe dadurch zu verbeſſern; doch fiel dieſes Unternehmen ungünſtig aus und die Gemeinde ſchuldet nun Einzelnen eine Summe von 100,000 Frcs.

Der Wohlthätigkeitſinn iſt rege genug. Es wird für Kranke und Arme viel gethan; doch herrſcht auch da wenig Ordnung. Die Vertheilung der Almoſen iſt eine ſehr ungerechte und die Trägheit wird häufig mehr unterſtützt, als die wirkliche hülfloſe Armut.

Rückſichtlich gelehrter Männer von Salonik muß ich, ohne bedeutende Männer der Vergangenheit zu nennen, doch des gegenwärtigen Rabbi Aſcher Covo lobend erwähnen. Er iſt ein Mann, deſſen Sitten tadellos ſind und deſſen talmudiſches und bibliſches Wiſſen ein ebenſo gründliches, als umfaſſendes iſt. Er umgibt ſich mit praktiſchen und gelehrten Männern, verſucht neue Einrichtungen,

welche mit den Bedürfnissen der Gemeinde in Einklang stehen, und wird in diesen Bemühungen von einem andern ehrwürdigen Rabbi, Herrn Abraham Gattegno, der als Präsident bei Gericht für Witwen und Waisen fungirt, unterstützt.

An Männern, die sich mit Literatur und Poesie beschäftigen, fehlt es aber vollends und zu bedauern ist es, daß wir weder Geschichtswerke, noch Chroniken besitzen. Man behauptet, es gebe viele zerstreute Dokumente, so wie auch Manuskripte, aus denen man wohl Näheres erfahren könnte; ich habe keines jemals zu Gesicht bekommen. — —

Nach dieser Darlegung aller Verhältnisse der Juden von Salonik bleiben mir noch einige Ihrer Fragen zu beantworten übrig:

Ob bei den Juden allein ein solcher Verfall der Sitten bestehe und welcher Unterschied zwischen ihnen und den türkischen, oder griechischen Gemeinden zu erkennen ist?

Welche Ursachen diese traurigen Verhältnisse hervorgerufen und bis heute erhalten haben?

Welche Mittel nötig wären, um eine Verbesserung herbeizuführen?

Im Allgemeinen ist der Türke nicht viel mehr mit dem Zeitgeiste vorgeschritten, ich spreche hier von der ganzen Nation und nicht von den Einzelnen, jedoch was die moralische Entwicklung anbelangt, ist zwischen Türken und Juden kein bemerkenswerter Unterschied.

Vor kurzer Zeit noch befand sich der griechische Raja in einem eben so traurigen Zustande, aber wohlthuend wirkte die griechische Revolution auf die Christen im türkischen Reiche. Die Nähe Griechenlands kommt der lernbegierigen Jugend, die dorthin zu ihrer Ausbildung geschickt wird, sehr zu statten. Die in ganz Europa zerstreuten Griechen haben einen Centralpunkt gefunden und unterstützen ihre Brüder, die unter türkischer Herrschaft stehen. Sie schicken Geld zur Errichtung von Schulen, sie ermutigen und helfen ihren Mitbrüdern und haben so, seit etwa zwanzig Jahren, glänzende Resultate erzielt. Die hier eingeborenen Grie-

chen machen Reiſen, ſammeln in fremden Ländern Kenntniſſe und bringen dann in ihr Land Verbeſſerungen, gründen Schulen und ſchreiten ſo in der Bildung vorwärts. Der Grieche iſt ebenſowohl den Juden, als den Türken geiſtig überlegen.

Was die traurigen Verhältniſſe der Juden anbelangt, ſo iſt die eigentliche Urſache, der feindſelige Geiſt der herrſchenden Religion und der Haß der Regierung. Seit einigen Jahren hat ſich dieſe Stimmung etwas geändert. Die neuen Einrichtungen ſind freiſinnig und großmütig, jedoch wird die Ausführung eben ſo nachläßig vor ſich gehen, wie es ſtets der Fall iſt. Der Jude ſteht vereinzelt und ununterrichtet, er iſt nur auf ſeine Familie beſchränkt, er fühlt nicht die Notwendigkeit etwas zu lernen, während dem Unwiſſenden von allen Seiten Hinderniſſe entgegentreten, die ihn entmutigen.

Außer dieſen Gründen finde ich, daß die hierher eingewanderten Juden, meiſt Franken, Perſonen ſind, welche nur eine oberflächliche Bildung beſitzen. Sie verbreiten in die Maſſen den Glauben, daß Schulen, Unterricht, Reformen, eine religiöſe Entweihung ſeien, und ſo entſtand, wenn auch nicht Haß gegen okzidentaliſche Verbeſſerungen, dennoch ein gewiſſes Mißtrauen und eine große Gleichgiltigkeit.

Die ſeit letzter Zeit etwas verbeſſerten Verhältniſſe der Juden von Salonik, ſowie auch die ausgedehnten Geſchäfte, bringen die Notwendigkeit mit ſich, eine befähigtere Jugend heran zu bilden. Obgleich die Eltern bei dem Unterrichte ihrer Kinder ſehr ungeduldig ſind, die Auslagen nur ungern beſtreiten, ſo zeigen ſich dennoch ſchon die Vortheile einer beſſeren Erziehung. Die Kinder ſind den Vätern im geſchäftlichen Verkehre, ſowie auch in religiöſen Formen weit voraus. Sie beweiſen, daß man, ohne Atheiſt zu ſein, dennoch abergläubiſche Gebräuche abſchaffen kann. Sie genießen Achtung und ſelbſt die Rabbinen ſind ihnen nicht feindlich geſinnt.

Die Scheidungslinie, die bis jetzt zwiſchen den einheimiſchen und fremden Juden beſtand, iſt ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo ſcharf gezogen, und trotzdem die Fremden zu den Gemeindebeiträ-

gen nicht verpflichtet sind, haben sie sich selbst eine Summe bestimmt, die sie zur Armenvertheilung geben.

Der Großrabbi von Konstantinopel veröffentlichte, durch die Anwesenheit des Freiherrn von Rothschild aufgemuntert, für die Hauptstadt und alle Provinzen Normen für Schulen und Verbesserungen. Konstantinopel besitzt bereits eine französisch-israelitische Schule, die durch Herrn Albert Cohn ins Leben gerufen wurde und allen Bedürfnissen dieser großen Hauptstadt entspricht.

Der kaiserliche Hat Humajum hat alle religiösen Kasten, bezüglich der Civilrechte gleichgestellt, und schon jetzt zeigen sich wohlthätige Folgen. Der Wunsch nach Schulen wird fühlbar, der Unterricht im Hebräischen unterliegt vortheilhaften Veränderungen, und selbst die türkische, sowie die französische Sprache wird bereits der Jugend gelehrt.

Andere Städte unseres Reiches, werden wie ich hoffe, nicht zurückbleiben, und so dürfen wir erwarten, daß ein großer Schritt nach vorwärts geschehen ist.

Doch wäre nötig dieses glücklich erreichte Bestreben zu unterstützen und aufzumuntern. Wie viele Edle haben sich bereits ihrer Glaubensbrüder im Orient angenommen. Mit welch glänzendem Beispiel gehen die Familien Montefiore und Rothschild voran; mit welcher Thätigkeit und Aufopferung hat Herr Albert Cohn und Sie, geehrter Herr, im Namen der Frau von Herz-Lämel ihre Sendungen ausgeführt! Wie sehr war der Herr Philippson bemüht, durch seine Zeitung fürs Judenthum wohlthätige Werke für die heilige Stadt in das Leben zu rufen?

Die unglücklichen Israeliten des Orients sind, wie hier gezeigt wurde, nicht durch ihre eigene Schuld so tief gesunken. Um sich aus ihrer traurigen Versunkenheit aber emporzuarbeiten bedürfen sie materieller und geistiger Unterstützung, um dieses entmutigte Geschlecht nicht immer wieder sagen zu hören: „Wir können nicht, denn es fehlt uns an Mitteln.“ Ich meine nicht, daß mit Almosen zu helfen sei, vielmehr ist geistige Unterstützung nötig; keine Wohlthat für Einzelne, sondern eine Hülfe für das allgemeine Beste zu gewähren.

Ich möchte, daß auch zu uns geiſtvolle, energiſche Reiſende ſich wenden möchten, um unſere Verhältniſſe zu prüfen, die Rabbinen aufzumuntern, die Bevölkerung anzueifern.

Durch Ihre theilnehmenden Fragen angeregt, habe ich das Leiden meiner Brüder geſchildert und die Quellen angegeben, aus denen ihnen Hülfe zuſtrömen kann. Vielleicht gelingt es Ihnen, geehrter Herr! einmal eine Verbeſſerung für unſere Glaubensbrüder herbeizuführen. Ich ermächtige und bitte Sie, in Journalen, oder in anderer Weiſe meinen Bericht mitzutheilen, überhaupt Das zu thun, was Sie für den bezeichneten Zweck, als das Geeignetſte erkennen."

Galib Pascha.

Empfang. — Gastfreundschaft. — Ein schönes Bett. — Silberne Trinkschale.

Eine der angenehmsten Erinnerungen meiner Reise ist der Besuch und die Aufnahme im Hause Sr. Exzellenz Galib Pascha. Wenige Jahre zuvor befand er sich unter den Offizieren, welche die türkische Regierung nach Wien zu ihrer Ausbildung gesendet hatte. Mir wurde damals die ehrenvolle Aufforderung zu Theil, den Herren, ehe sie Wien nach mehrjährigem Aufenthalte verließen, eine Reihe von Vorträgen über deutsche Literatur zu halten. Die vorzügliche geistige Begabung des damaligen jungen Hauptmanns, die Gediegenheit seines Charakters brachte ihn dem Großherrn nahe. Nachdem er zwei Jahre sein Kammerherr war, stellte er ihn als Direktor der Militärschule in Konstantinopel an, die unter seiner Leitung die besten Erfolge erzielt.

Der Pascha besitzt in Ortaköi, auf einer den Posporus beherrschenden Anhöhe, ein schönes Haus und einen herrlichen Blumengarten, den er selbst pflanzt und pflegt. Ich brachte in diesen Räumen mehrere Nachmittagstunden und eine Nacht zu.

Der Pascha gab mir ein Rendez vous mit dem Dampfschiffe, das um 6 Uhr Abends nach Bujukdere fährt und an den einzelnen Vorstädten hält. Als ich mich ratlos in dem ungeheuren Gewühle der Brücke befand, hörte ich mich beim Namen rufen, ein türkischer Offizier trat an mich heran, den ich bald als

den Major Ali erkannte, der ebenfalls in Wien zu seiner Ausbildung und einer meiner Zuhörer war. Er war vor Kurzem von Paris zurückgekehrt, wo er als Sekretär des türkischen außerordentlichen Gesandten in den Konferenzen fungirte.

In der Kajüte des Schiffes erwartete uns bereits Galib Pascha, der sich in Gesellschaft des türkischen Kriegsministers, eines kräftigen, schönen Mannes befand, der höchstens das vierzigste Jahr erreicht hatte.

Am Ufer wartete ein prächtiger Schimmel des Paschas, den er mir anbot, um die etwas beschwerliche Höhe, auf der sein Haus liegt, hinanzureiten.

Als ich die Höflichkeit ablehnte, gingen wir gemeinschaftlich zu Fuß hinan und wurden, weil ich es mir so erbeten hatte, in streng türkischer Weise bewirtet.

Nur ein Verbot des Korans wurde übertreten, indem wir Champagner tranken; um so strenger wurde die Klausur des Harems beobachtet.

Der Pascha, ein in Wien in den anmutigsten Kreisen stets willkommener Gast und mit den Sitten des Salons wohl vertraut, war, in sein Vaterland zurückgekehrt, in seinem Hause ein rechtgläubiger Moslem geblieben. Ich sah die Dame des Hauses nicht, und es wurde ihrer auch mit keinem Worte erwähnt, selbst als der Pascha seine Kinder, ein Mädchen von zwei Jahren und einen jüngern Knaben bringen ließ, um mir sie zu zeigen. Ich wagte nur die Frage, ob das idealschöne Töchterchen der Mutter ähnlich sehe?

Im Salon, wo wir auf niedrigen Divanen saßen, hingen Abbildungen von österreichischen Landschaften und stand ein Bibliothekskasten, wie er schwerlich bei vielen Paschas des türkischen Reiches zu finden sein dürfte, mit den Werken deutscher Klassiker und Strategen gefüllt.

Als eigentümlich will ich des Bettes erwähnen, auf dem ich schlief. Auf den Estrich eines lichten Zimmers waren drei wollene Matrazen gelegt, die beiden unteren rot, die obersten violett. Ueber diese lag ein weisseidenes Betttuch, zu Häupten drei präch-

tig gestickte seidene Polster. Eine rot seidene Decke mit goldenen Rosen gestickt war über das Ganze gebreitet.

Ueber dem Bette lag ein großblumiger, seidener Schlafrock, der nur bis an die Kniee reichte und mit einem breiten roten Goldgurte zu befestigen war. Ein weißer Feß mit einem bunten Tuche zu umwinden, gelbe Pantoffeln vollendeten die vorbereitete Nachttoilette.

Leicht begreifliche Rücksichten der Gastfreundschaft, lassen mich die interessanten Mittheilungen über Zustände und Personen der türkischen Hauptstadt nicht veröffentlichen; aber eines darf ich dankbar aussprechen, daß mir noch nie im Leben eine so herzliche und ununterbrochene Gastfreundlichkeit zu Theil geworden ist. Immer angenehm, widmete mir der Hausherr fort und fort die liebenswürdigste Aufmerksamkeit, selbst in Dingen, die in europäischen Häusern meist den Dienern überlassen werden, wodurch sie so sehr an Reiz und Wert verlieren.

Der Abschied überbot aber noch Alles an Herzlichkeit. Es war eine förmliche Klage darüber, daß ich nicht länger weile, daß ich nicht gleich bei meiner Ankunft die Gastfreundschaft angesprochen habe. Wir fuhren mit dem Dampfboote an die Brücke. Der Pascha wollte nicht Abschied nehmen, indem er mich noch in meinem Hause sehen wollte.

Er kam am folgenden Tage, als ich zu meinem wahren Leid nicht bei Hause war. Er ließ mir eine kostbare silberne Trinkschale zurück, um, wenn ich durch die Wüste ging, mich ihrer zu bedienen.

Abreiſe von Konſtantinopel.

Konſtantinopel im Fernglaſe. — Sonnenuntergang eine ſichtbare Muſik. — Der Morgen auf dem Deck. — Türken als Seereiſende. — Baſchi Bozuks. — Morgengebet.

Nach einem herzlichen Abſchiede von der liebenswürdigen Familie meines trefflichen Landsmannes ging ich mit ihm, der die Fahrt bis Smirna mit mir unternahm, am 29. April um 3 Uhr an Bord des Schiffes.

Um 4 Uhr wurden die Anker gelichtet. Wir fuhren durch das goldene Horn, um das alte Serail hinaus, auf der glorreichſten Waſſerſtraße der Welt in das weiße Meer. Ich ſtand auf dem Hintertheile des Schiffes, um noch einmal das große Bild in mir aufzunehmen, für deſſen kühne Phantaſtik mein Geiſt ſich nicht abgeſtumpft hatte, ſo oft ich es auch ſah. Es bedurfte zwei und einer halben Stunde raſchen Segelns auf ſpiegelglatter See, bis die letzte Spur, der leiſeſte Schatten der Weltſtadt im Ringe meines kleinen Fernglaſes verſchwunden war.

Von dieſer untergegangenen Welt wandte ich mich einer anderen zu, die blutrot ſterbend auf den dunkelblauen Wogen des Meeres lag.

Wer zuſieht, wie ſich der Himmel langſam vorbereitet, um die Sonne fallen zu laſſen und dann, wenn es geſchehen iſt, die Zauber des Lichtes betrachtet, den wunderbaren Geſtalten der

Wolken folgt, bis es allmälig Nacht wird und die silbern funkelnden Sterne aus ihrem schwarzen Füllhorne hinfließen — wer mit schauender Seele diese erhabene, geheimnißvolle That der Natur in sich empfängt; ihm ist es als ob er eine stille Musik, schwebend über sich sähe. Farben und Lichter in selig zerfließenden Uebergängen, Wolken und Sterne, die Klangfiguren von Tönen, die jenseit derselben gesprochen werden, und als ein sichtbarer Wiederhall Frieden und Ruhe in die Seele flößen, damit sie mitbeginne im seligen Reigen der Sphären zu schwingen.

Es war noch Nacht als wir an Gallipoli vorüberfuhren.

Bei den ersten Strahlen des Morgens stieg ich aufs Verdeck; das auf dem zweiten Platze von orientalischen Männern und Frauen überfüllt war. Noch lagern alle auf Teppichen und Polstern rings umher. Die Frauen, manche mit Kindern, in geschiedenen Abtheilungen, die durch Waarenballen oder Kisten gebildet waren. Aermere Türken und Sklaven lagen auf den harten Dielen des Decks und hatten höchstens unter dem Haupte irgend ein zerschlissenes Teppichstück. Es mochten alle Völker des Orients durch Farbe und Tracht hier vertreten sein und boten einen eben so malerischen als fremdartigen Anblick. Neben den Gruppen lagen oder lehnten Waffen, Pfeifen, Küchenvorräte, Töpfe, Kannen u. dergl.

Die Türken nehmen nur in höchst seltenen Fällen einen Platz in den Kajüten, theils, weil sie billiger reisen wollen und sie an eine größere Sicherheit glauben, wenn sie Angesichts von See und Himmel reisen. Bei schöner Witterung geschieht es wohl auch wegen der freien Luft, die sie der gesperrten in den Kajüten vorziehen. Endlich speisen sie mit anders Gläubigen nicht. Ihre Diener oder Sklaven bereiten ihnen ihr einfaches Mahl, das aus Reis, Käse, Eiern, Oliven und Kaffee besteht. Ich sah während achttägiger Fahrt nicht Einen von den Hunderten, die mit uns fuhren, Fleisch essen.

Einen eigenthümlichen Anblick bot eine gewaltige Gruppe

von 300 Baſchi Bozuks, die aus dem Krimmfeldzuge heimkehrten. In ihrer Mitte auf hohen Polſtern, die mit einem bunten Teppich bedeckt waren, lag ihr Führer, eine reckenhafte Geſtalt mit egyptiſch braunem Angeſichte. Der blitzende Halbmond-Orden und das Offizierskreuz der franzöſiſchen Ehren-Legion waren an der Bruſt des Tapfern ſichtbar, zu ſeiner Linken lagen ein krummer Säbel und ſilbereingelegte Piſtolen.

Noch ſchliefen Alle und es mochten ſeltſame Träume ſein, die durch ihre Seelen zogen. Sie waren unter ihrem heldenhaften Führer, 3000 an der Zahl, mutige junge Männer ausgezogen und kehrten jetzt, nur 300 in ihre Heimat zurück.

Die Schiffsglocke gab das übliche Stundenſignal. Der Führer, mitten in ſeiner an die Termopylen erinnernden Zahl von Kriegern, erwachte zuerſt. Er griff nach einer der Piſtolen und feuerte ſie ab. Die um ihn Lagernden ſprangen empor.

Die Sonne war eben im Aufgehen. Die Männer ſchöpften Waſſer aus der See, nahmen die üblichen Waſchungen vor und das Angeſicht nach Mekka gewendet, knieten ſie und berührten fünfmal das Deck mit ihren Stirnen.

Daſſelbe that ihr Führer, nachdem ſein ſchwarzer Sklave einen koſtbaren Teppich vor ihm ausgebreitet hatte.

Jetzt wurde Alles wach auf dem Schiffe und es begann jenes geſchäftige Nichtsthun, ein Schauen und Beobachten dem ſich der Seefahrer gerne hingiebt, bald allein in ſeine Gedanken verloren, bald in Geſprächen mit einzelnen Gefährten, oder mit ganzen Gruppen.

Um 9 Uhr Morgens fuhren wir durch die Dardanellen und bald durch die Sporaden, die ſchönen Inſeln des Archipelagus. Wir ſahen die ſchöne Vierinſelgruppe der Kaninchen, das waldige Imbros, das alte Samothrake, Lemnos, die antike Schmiede Vulkans, das im trojaniſchen Kriege berühmte Tenedos.

Mytilene.

Ein gesattelter Türke. — Ein zurückgebliebenes Pferd. — Smirna. — Die Karavanenbrücke. — Die ersten Mairosen. — Kirche der Armenier. — Hospital der Griechen. — Der österreichische Generalconsul.

Nach Mittag erreichten wir Mytilene; der Vapor hielt Angesichts der Stadt.

Von der See empor und lang hin auf Hügeln gestreckt gewährte die Stadt den freudenreichsten Anblick. Aus weißem Stein gebaut erhebt sie sich schimmernd aus einem Walde von Oelbäumen, aus Orangen- und Zitronengärten. Zur Rechten beherrscht einen Hügel ein Kastell mit flachen Zinnen. Aus seinem viereckigen weißen Thurme ragt eine Zipresse hoch über ihn weg, wie ein gefangener grüner Riese, dem nur der freie Ausblick gewährt ist. Zur Linken hin von der See, hinauf bis zu bedeutender Höhe, auf grünen Hügeln, einzeln und in Gruppen stehen Landhäuser, deren jedes einen flachen Thurm hat, zu dem von Außen her Treppen führen. Aus der Stadt selbst blinken zwei weiße Minarete vor einer schön bekuppelten Moschee empor. Und all diese Gärten und Häuserpracht, die Thürme und Zipressen, Kastell und Minarete überragt ein Bergkamm mit einem schwarzgrünen Fichtenwalde.

Nur eine halbe Stunde war uns der beseligende Anblick gewährt, bis Waaren vom Hafen her eingenommen und andere vom

Bord geholt waren. Ein Zufall erheiterte die ganze Schiffsbevölkerung, wiewohl ſie mit dem greiſen Manne, den er traf, Mitleid hatte.

Ein Türke ließ ſich in einem Boote an unſern Bord rudern, um mit uns bis Cypern zu fahren. Er ſtieg die Schiffstreppe mühſelig empor, denn er trug einen zierlichen Pferdeſattel auf ſeinen Schultern und in jeder Hand Polſter, Teppich und Tſchibuk. Kaum war er an Bord, als das Zeichen zur Abfahrt erſcholl. Die Maſchine fing lärmend zu arbeiten an, der Schlott wirbelte gewaltige Dampfwolken hinaus. Da fing der neue Reiſende laut zu ſchreien an, man möge halten, denn es komme ihm ſein Reitpferd, das er in Cypern verkaufen wolle, in einem Boote nach. Wir ſahen ein Boot vom Hafen abſtoßen, darin ein Pferd ſtand, von vier Ruderern aus allen Leibeskräften ſich heranarbeiten; aber zu ſpät! Der Mann ſchrie in verwirrtem Schmerze: „Warum iſt nicht lieber mein Pferd auf dem Schiffe und ich im Hafen!“

Er ließ Polſter, Teppich und Tſchibuk aus den Händen fallen und den Sattel vom Nacken nehmend, hob er ihn mit beiden Händen hoch empor und ſchrie und weinte: „Allah, Allah!“

So mag ein Mann, dem der Blitz ſein Kind getödtet hat, es empor halten und Gott fragen, warum er ſo Entſetzliches über ihn verhängt hat!

Gegen drei Uhr Morgens raſſelte der Anker unſeres Schiffes in den Hafengrund von Smirna.

Wir verließen den Bord um ſieben Uhr Morgens und ritten ſogleich an die Karavanenbrücke, um zu frühſtücken. Man ſagte uns, daß wir die ſchöne Welt Smirnas heute, weil es erſter Mai ſei, da verſammelt finden würden. Durch das bunte Gewirre des Bazars und der Stadt gelangten wir nach einer halben Stunde zu der Brücke, die auf Einem ſteinernen Bogen ruhend, von eiſernen Geländern umgeben iſt und die durch den ſtolzen Namen: Karavanenbrücke in unſerer Fantaſie wachgerufene Vorſtel-

lung nichts weniger als befriedigte. Wir meinten einen großartigen Bau zu finden, über den unabsehbare Züge von Kameelen und Maulthieren, beladen mit allen Schätzen des Morgenlandes, hinzögen, während die Karavanenbesitzer in buntesten Trachten, verschleierte Frauen und gefesselte Sklaven auf Dromedaren, oder Pferden reitend, das Auge nicht ruhen ließen.

Während eines zweistündigen Aufenthaltes an dieser Brücke, sahen wir nicht einen Menschen, nicht ein Thier über dieselbe schreiten. Jenseit derselben lagen etwa zwanzig Kameele, träg wiederkauend, schienen sie auf irgend eine Last zu harren.

Die Brücke wölbt sich über einen schmalen Bach, dessen Ufer mit Bäumen bepflanzt sind. Wir nahmen unter einer riesigen Eiche Platz. Uns gegenüber, jenseit des Baches, erhoben sich schwarzgrüne Zipressen, über Gräbermonumenten.

Einige Hundert Menschen, Männer und Frauen, alle französisch gekleidet, saßen an kleinen Tischen unter Bäumen und tranken schwarzen Kaffee, der von einer offenen Bude her ihnen nebst Nargile oder Tschibuk gereicht wurde.

Jede der Frauen hielt einen Rosenstrauß in der Hand und so alle Frauen, denen wir während des ganzen Tages begegneten. Duftigrote Signale, daß es der erste Tag des Wonnemondes sei.

Wir besuchten nach unserer schönen Morgensiesta eine eben im Baue vollendete Kirche der Armenier, die reich und großartig auf weißen marmornen Säulen ruhend, ein schönes Beispiel orientalisch modernen Baustyles ist.

Im zweckmäßig eingerichteten Hospitale der Griechen, dessen luftige hohe Krankensäle einen schön beschatteten viereckigen Hofraum im ersten Stockwerke umgeben, war uns der griechische Arzt Herr Dr. Mandaga ein freundlich belehrender Führer.

Unſer Tagebuch enthält manche intereſſante Beobachtung und Erfahrung, die wir in für ſolchen Stoff geeigneteren Blättern, als die vorliegenden einzeichnen wollen.

Eine heitere Stunde verlebten wir beim öſterreichiſchen Generalconſul Herrn von Steinle, der mit ſeiner geiſtig beweglichen Gattin, ſich eben zur Reiſe nach Europa vorbereitete.

Beim Bruder meines Gaſtfreundes aus Konſtantinopel, zu Tiſche geladen, hatte deſſen Gattin, eine ſchöne Griechin, die Aufmerkſamkeit für die Gäſte, den Teller eines Jeden mit einem Roſenkranze zu umwinden, weil es erſter Mai ſei; während ſie ſelbſt von einem Kranze ſchöner Kinder umgeben da ſaß. Der Hausherr dagegen labte uns mit den Düften der berühmteſten morgenländiſchen Weine, damit wir merken, was die Sonnenglut für Gluten in der morgenländiſchen Erde wecke.

Um 4 Uhr am Bord, erwies mir der kaiſerlich öſterreichiſche Generalconſul die Ehre ſeines Gegenbeſuches. Die Schiffsbevölkerung vermehrte ſich immer mehr, und eine große Anzahl von Freunden und Bekannten kam um Abſchied von ihr zu nehmen.

Das Deck war überfüllt, bis das Zeichen zur Abfahrt erſcholl. Ein Drängen, ein Umarmen, da und dort eine weinende Geſtalt. Fünfzig Boote nahmen die Zurückbleibenden auf und ſchwankten hin durch die blaue Fluth, aus ihnen winkten noch bunte Tücher Abſchied und wir ſelbſt fuhren zum zweiten Male aus dem prächtigen Hafen von Smirna hinaus.

Samos.

Juno und Mönchspfeffer. — Berühmte Bäume. — Baſchi Bozuks als ſpaniſche Wand. — Ein origineller Arzt. — Ein neugeborenes Kind. — Kos. — Hippokrates und Windmühlen. — Schweigen das Beſte. — Platane.

Am vierten Tage der Reiſe fuhren wir durch das glanzvollſte Meer, an Samos vorüber. Hier wurde unter dem Schatten eines Agnus caſtus, deutſch wegen ſeines Keuſchheit beſchützenden Samens Mönchspfeffer genannt, die „ochſenäugige" Göttin geboren und ihr der prachtvollſte Tempel des Alterthums, das Hereion, errichtet. Wie der Stumpf des heiligen Oelbaums, den „Zeus blauäugige Tochter Pallas Athene" im Wettkampfe ſchuf, im Erechtheion auf der Akropolis verehrt wurde, ſo hier der die Geburt Juno's beſchattende Keuſchlammbaum.

Es hat noch Niemand unſeres Wiſſens daran gedacht, die Legenden und Biographien aller berühmten Bäume der Erde zu ſammeln und mit ihrer Abbildung, auch vom naturhiſtoriſchen Standpunkte aus, zu betrachten und zu ſchildern.

Noch grünt die Terebinthe in Mamre, unter welcher der Patriarch ſaß und die Botſchaft der drei Wanderer empfing. Dieſelben Zedern des Libanon rauſchen noch, wie einſt dem tempelbauenden Könige in Juda. Die Sykomore in Heliopolis, wo

Karia ausruhte, noch trägt ſie purpurgoldene, ſüße Früchte. Die Oelbäume im Garten von Gethſemane treiben nach achtzehn Jahrhunderten noch Legenden heilige Blätter. Wer weiß nicht vom Kaſtanienbaum auf dem Aetna, von der Eiche in Böhmen, unter welcher in einer Sturmnacht der wilde Ziška geboren und darum verehrt wurde, bis ſie Joſef II. fällen ließ. Erſt in unſeren Tagen wurde eine andere berühmte Eiche vom Blitze zerſchmettert, in deren Schatten der kranke Dichter des befreiten Jeruſalem träumte. Die junge, morgenrote Freiheit Nordamerikas, wurde ſie nicht unter einem blütenduftigen Apfelbaume geboren? Ein Lorberbaum war es, den dalmatiſche Mönche lange in ihrem Kloſter zeigten, mit deſſen einem Zweige Julius Cäſar ſich krönte; ein Lorberbaum übergrünte noch das Grab des unſterblichen Maro, als ich es einſt, ein Pilger ins gelobte Land der Kunſt, auf dem meerumrauſchten Poſilipp begrüßte. Nicht ſo alt, doch hiſtoriſch merkwürdig iſt der Baum, den man mir auf den Borromäiſchen Inſeln zeigte, in welchen der gewaltige Cäſar unſeres Jahrhunderts, ſinnend mit einem Meſſer das Wort „Vittoria“ ſchnitt und dann ging, um die Schlacht von Marengo zu ſchlagen.

Welche große, heilige, ſüße Legenden und Geſchichten der Welt knüpfen ſich an dieſe Bäume allein, deren Zahl eine noch hundertfach größere iſt, die noch überdies faſt jede einer anderen Art angehören und die mannigfaltigſten naturhiſtoriſchen Betrachtungen und Belehrungen zulaſſen.

Von allen alten Völkern der Erde, vom Feigenbaume im Paradieſe begonnen, wurde den Bäumen ein faſt heiliger Dienſt geweiht. Nicht ihre Menſchengeſchlechter und Zeiten überdauernde Kraft allein macht ſie ehrwürdig; ſie ſind die Symbole der Menſchheit ſelbſt und es iſt dafür geſorgt, ſagt der Dichter, daß jene und dieſe nicht in dem Himmel wachſen!

Solche Fantaſien und Gedanken vom feſt Wurzelnden beſchäftigen uns auf dem ewig Beweglichen.

Auf dem Vorderdecke entſtand eine eigenthümliche Bewegung der Mohammedaner. Ich eilte hinzu und erfuhr von den Män-

nern, daß ein schöner Menschenbaum so eben die heilig süßeste Frucht abschütteln wolle.

In einer der geschilderten Frauenabtheilungen lag eine junge Frau von zwei schönen Knaben, einer weißen und einer braunen Sklavin umgeben. Ein schwarzer Eunuch besorgte alle Bedürfnisse dieses kleinen Harems.

Die weiße Sklavin spielte Violine, vielleicht um die Kinder, die ihre Mutter weinen hörten, zu zerstreuen, vielleicht um die Klagen der Frau zu übertönen. Es herrschte ein ehrfurchtsvolles Schweigen unter den Mohammedanern. Der Führer der Baschi Bozuks stellte fünfzig seiner Männer in einer Doppelreihe, mit dem Rücken der Frau zugewendet, auf, so daß sie jedem Blicke entzogen war.

Wir waren drei Aerzte auf dem Schiffe: Dr. Rosenberg, ein ehemaliger kaiserlich österreichischer Militäroberarzt, der für eine, jede Waffenthat weit überragende Tapferkeit die goldene Medaille erhielt. Der Typhus wütete im Hospitale und raffte mit den Kranken die Aerzte dahin. Er stand mitten in dem Todtendampfe, denkend, helfend, tröstend. Er lebt jetzt, nach vollendeter Dienstzeit, als viel gesuchter Arzt in Aleppo und wollte während des Krieges in türkische Dienste treten. Die Nachricht des Friedens erreichte ihn in Konstantinopel und so kehrte er wieder nach Aleppo zurück.

Dr. Hausbüchler, ein Steiermärker von Geburt, der Sohn wohlhabender Eltern, verlor frühzeitig das Gehör und reiste durch alle Welt, selbst nach Amerika, um bei berühmten Aerzten — vergebens Hülfe zu suchen. In der Schweiz fing er an, sich mit der Anatomie des Gehörs zu beschäftigen und fand solchen Gefallen an ärztlichen Studien, daß er sie eifrig fortsetzte und sich endlich in Bukarest, als praktischer Arzt niederließ. Von aller lauten Verbindung mit der Welt abgeschnitten, nur auf die inneren Stimmen lauschend, bildete sich in ihm eine eigenthümliche Anschauung vom Leben und von der Wissenschaft aus.

„Mein Auge" ſagte er, „hört und ich verſtehe ſelbſt fremde Menſchen, wenn ſie zum erſten Male mit mir reden. Ich entbehre nichts, was ſich dem Menſchen durchs Gehör offenbart, ſelbſt Töne von Inſtrumenten, wenn ſie von menſchlichen Lippen nachgeahmt werden, tauchen in meiner Erinnerung wieder empor. Noch nie bereitete es mir eine trübe Stimmung, daß ich nicht höre. Man kann ſich die Welt, auch nur mit vier Sinnen erobern."

Er verhielt ſich ſtets ſchweigend aber angeſprochen, gab er heiter ſeine Gedanken, ohne Demjenigen, mit dem er redete, viel Zeit zu laſſen, zu ihm zu ſprechen. Merkwürdig war, daß er nicht verlernt hatte, vollkommen deutlich zu ſprechen und nicht, wie gewöhnlich des Gehörs Beraubte, unangenehm ſchrie. Seine ganz abweichend originellen Anſichten über Krankheiten und Mittel, ſeine in ſich ruhende Zuverſicht, die niemals verlegen iſt, ſich als Apoſtel neuer Ideen auszuſprechen, haben ihm, wie jedes Seltſame, manches Vertrauen zugewendet. Er entwickelte Anſichten, welche nicht ſelten geiſtreich waren, die aber weder die alte noch die moderne ärztliche Schule theilen möchte. Merkwürdig war ſeine Art und Weiſe, ohne Begleiter, ohne einer anderen als der deutſchen Sprache mächtig zu ſein, zu reiſen. Er betrachtete ſeine Pilgerfahrt nach Jeruſalem, die Vielen als etwas Außerordentliches und Beſchwerliches erſcheint, wie eine kurze und heitere Spazierfahrt. —

Wir hatten uns, wie dies auch alle Mohammedaner thaten, vom Vorderdecke zurückgezogen, ſo daß nur die geſchilderte Gruppe hinter der militäriſchen Mauer der Baſchi Bozuks auf demſelben blieb. Jetzt hörten wir das Schreien eines neugeborenen Kindes. Die Geige der Sklavin verſtummte, die Mohammedaner dankten Allah und eine heitere Stimmung, eine lächelnde Freude ging durch den ganzen Schiffsraum.

Es war rührend anzuſehen, wie der ſchwarze Sklave das neugeborene Kind — es war ein Knabe — dem Führer der Baſchi Bozuks reichen mußte. Dieſer nahm es auf die Arme, hob es freudig empor und dann ging es von Arm zu Arm ſeiner Sol-

daten, die Wache gehalten hatten, daß kein Auge die junge Mutter mit einem neugierigen Blicke entweihe. Die Freude glänzte auf den braunen, gutmütigen Angesichtern der jungen Krieger über das neue junge Leben, die so viele Leben ihrer Brüder und Freunde auf dem Schlachtfelde und bei Belagerungen verloren hatten.

Wir fuhren durch die schönste See. Bald thaten sich weite Buchten auf, die in der Ferne durch Felsenwände geschlossen schienen; zu ihnen gelangt, führte uns eine nicht bemerkte schmale Wasserstraße wieder zwischen neue Inselgruppen. Auge und Fantasie waren fort und fort in angenehmster Weise beschäftigt. Die See zeigte kaum die Bewegung eines Stromes.

Wir näherten uns Kos.

Eine lang gestreckte Gartenebene, hinter der sich Hügel mit Olivenwäldern erheben, bis sie zu kahlen Felsen ansteigend, diesen die Herrschaft überlassen, und das Eiland krönen, so stellte sich uns Kos dar.

Die Stadt Kos, aus kleinen, weißen Häusern bestehend, aus denen ein schlankes Minaret aufragt, liegt am Ufer, ein viereckiges Kastell, klein und niedrig, schützt sie. Sieben Windmühlen bewegten ihre Flügel.

Dr. Hausbüchler wies, mit dem ihm eigenen Humor, auf sie hin: „Sehen Sie die Symbole Ihrer Satire Hippokrates, dessen Geburtsort vor uns liegt. Haben Sie nicht auch gegen die Charlatane, gegen die Unwissenheit, gegen den Mangel der Bildung der Aerzte vergebens gekämpft! Ließen Sie nicht den weisen Ahnherrn unserer Kunst — sehen Sie doch wie der Wind die Flügel dreht! Oder bedeuten diese sieben Windmühlen die sieben Weisen Griechenlands? Ein Weiser lebte auf Samos, an dem wir vorübergefahren sind, der hielt das Schweigen für das Höchste. Ich bin da im Vortheile gegen Diejenigen, die den Wahnsinn der Welt hören und zum Widerspruche gereizt werden. Ich habe es nur mit mir selbst und — genug zu thun und schweige. Der schönste der goldenen Sprüche des Pythagoras ist

das Gebot des Schweigens. Wie viele Stimmen überhört der Menſch, die in ſeinem Innern reden, weil er die Außenwelt hört. Sind dieſe Stimmen nicht die Sphärenmuſik des Pythagoras, die nur von Eingeweihten, von Schweigenden, die in ſich ſelbſt hinablauſchen, vernommen wird?“

Der Kapitän trat hinzu und bedauerte, unſeren Wunſch, Kos zu betreten, nicht erfüllen zu können; er fürchtete, nicht zu rechter Stunde in Rhodos zu landen. Wir hatten ihm, da er ſich etwas unwohl fühlte, verſprochen, auf den Ruinen des Aeskulaptempels ſitzend, oder unter der uralten Platane, von welcher die Sage geht, daß der berühmteſte Arzt der Welt unter ihr zu ruhen pflegte, ein Conzilium über ihn abzuhalten.

Siehe da wieder einen berühmten Baum!

Rhodos.

Der Koloß und der Jude. — Die Ritterstraße. — Dr. Hädenborg. — Rhodos unter Feuerflammen. — Lederne Menschen. — Ein Pelz des Sultans. — Ein jüdischer Färber aus Oesterreich. — Fromme Aszetik. — Vom ewigen Leben. — Schöner Wunsch. — Vogelfang zur See. — Böhmisches Fluchen.

Wir waren mit Sonnenaufgang auf dem Verdecke und befanden uns dem großartigen Rhodos gegenüber. Thürme, Kastelle, Bastionen, Minarete, Gärten, Trümmer, da und dort eine Palme, Schiffe mit türkischer, griechischer und jonischer Flagge gewährten einen fremd prächtigen Anblick. Wir sahen eine Szene, bevölkert von den goldenen Gestalten der Mythe, von den blonden Söhnen des Sonnengottes begonnen, bis herab zu den ehernen Gestalten der Johannesritter.

Es waren uns nur zwei Stunden gegönnt, um auf der Insel zu weilen, welche die Alten die rosen- und schlangenreiche, die traubengestaltige und selige nannten. Die Telchinen auf Rhodos, bildhauende Zauberer, gaben zuerst dem Steine menschliche Gestalt und verstanden diesen zu beseelen. Am trojanischen Kriege theilnehmend nennt schon Homer drei Städte der Insel, die sich mit wenig verändertem Namen bis heute erhalten haben. In allen großen Geschicken der alten Welt mitspielend, ist die Insel die Szene von geschichtlichen Begebenheiten, die durch zwei

Jahrtauſende gehen. Noch iſt uns die Rede des Demoſthenes erhalten, die er für die, für Freiheit begeiſterten Rhodiſer hielt, als ſich die mutige Königin Artemiſia ihrer bemächtigte. Die Rhodiſer kämpften gegen Karthago, gegen Xerxes, gegen Alexander den Großen; ſie hielten es mit Pompejus gegen Cäſar. Die byzantiniſchen Kaiſer, die Sarazenen, Genua bemächtigten ſich nach den Römern der Inſel. Die mutigen Kämpfe der chriſtlichen Ritter — dieſer Koloſſe gegen den Koloß des türkiſchen Barbarenthums — ſind weltbekannt.

Wir ließen uns ans Land rudern, um die Stadt zu ſehen. Es war ein langer Weg um die Umfangsmauer derſelben in der ſchon früh drückenden Glut der Sonne. Ihre Stralen ſchienen es rächen zu wollen, daß der dem Sonnengotte geweihte Koloß von der Erde verſchwunden iſt. Neunhundert Kameele eines Juden von Emeſa trugen, vor elfhundertſechsundachtzig Jahren die metallenen Trümmer aus dem Sande fort, wo ſie neunhundert Jahre unbeachtet lagen. Nur ſechsundfunfzig Jahre ragte der Koloß empor, bis ihn ein Erdbeben umſtürzte.

Wir gelangten auf unſerem Gange an einen Friedhof. Eine Palme warf ihren Friedenſchatten über die Gräber, auf denen zahlreich rote Mohnblumen, hier als die Symbole des ewigen Schlafes, blühten. Den Moslem mögen ſie wohl an die beſeligenden Träume des Opiumrauſches mahnen und mit ihren roten Lippen auffordern, die Wonnen des irdiſchen Lebens zu genießen.

Große Zimmerplätze, wo kleine Schiffe gebaut wurden, nahmen uns auf; hier arbeiteten, wie es eben die Sonnenhitze zuließ, fleißig eine Anzahl Zimmerleute. Sonſt begegneten wir Niemandem und lenkten endlich durch ein Thor in ſchmale, durch ſehr hohe ſteinerne Gebäude gebildete Straßen ein. Wir wollten zur Strada dei Cavalieri. Mehrere halbnackte Neger, denen wir begegneten, verſtanden unſere Fragen nicht, bis uns ein Mädchen verſprach, uns dahin zu führen. Nach längerem Gehen befanden wir uns in einem prächtigen Herrenhauſe, in welchem, ſagte uns das Mädchen, der Cavaliere wohne. Sie hatte uns mißverſtanden und wir befanden uns in der verdrüßlichſten Stimmung.

Die Strada dei Cavalieri war sehr fern, die uns gegönnte Frist des Landaufenthaltes bald zu Ende, und Rhodos zu verlassen, ohne wenigstens jene Straße mit der Johanneskirche gesehen zu haben, wäre uns ein Schmerz gewesen.

Des Spruches eingedenk: „Hic Rhodus, hic salta“ liefen wir mehr, als wir gingen und langten schweißgebadet in der denkwürdigen Ritterstraße an.

Mäßig emporsteigend zeigt sie, zur Rechten und zur Linken massiv aus Stein aufgeführte Gebäude, die eher Kastelle, als eigentliche Wohnhäuser sind. Schöne Thore führen in gewaltig gewölbte Hallen, schwere Steintreppen durch dunkle Gänge zu Terrassen und Sälen. Die meisten dieser Häuser waren unbewohnt; die bewohnten hielten die Fenster mit geschmacklos hölzernem Gitterwerke verschlossen, um die Frauen des Harems vor dem Anblicke der Vorübergehenden zu schützen. An einzelnen dieser burgartig gebauten Paläste waren die Wappen ihrer einstigen Besitzer in Stein gemeißelt, deren Familiennamen noch in Europa erhalten sind.

Das Pflaster der Straße, durch welches die Sporen der Rhodischen Ritter klirrten, ist noch theilweise erhalten. Wir steigen die Straße, in der die Einsamkeit zu wohnen scheint, langsam empor und gelangen an ein malerisch verfallenes Portal, das die Höhe der langen und breiten Straßen, wie eine Triumpfpforte beherrscht. Wir treten durch dasselbe und vor uns gegen links steht die schön gebaute Johanneskirche. Es ist uns nur durch ein Fenster hineinzusehen gegönnt. Zu einer Moschee umgewandelt, zeigt sie prächtige Säulen, die barbarisch übertüncht, nur an manchen Stellen, wo der Kalk abfiel, zeigen, daß sie von Marmor sind.

Das Hospital der Ritter ist ein Speicher für Getreide und der Palast des Großmeisters ist ein Schutt- und Steintrümmerhaufen.

So sahen wir die Stadt am 3. Mai des Jahres 1856; noch gewaltig in ihren Ruinen, ehrfurchtgebietend durch die Erinnerungen, die sich an sie knüpfen.

Unſere Zeit war bald abgelaufen, wir eilten durch den nicht ſehr lebhaften Bazar, zum Hafen zurück. Hier legte ich noch einen Empfehlungsbrief des Direktors des kaiſerlichen Antikenkabinettes in Wien an den Arzt und däniſchen Conſul Hädenborg in ſichere Hände mit der beigefügten Verſicherung, daß ich es als einen Verluſt betrachte, mich ihm nicht perſönlich vorſtellen zu können. Wir haben von Herrn Hädenborg ein Werk über Rhodus zu erwarten, das vieljährige Studien über Geſchichte, Kultur, Kunſt und ſoziales Leben auf der Inſel enthalten wird. Gewiß werden wir auch aus demſelben Einiges über die Juden, deren 500 in der Stadt leben ſollen, erfahren, deren Verhältniſſe und Zuſtände in Europa faſt gar nicht bekannt ſind.

Das Boot unſeres Dampfſchiffes harrte noch auf das Poſtpacket und ſo konnten wir einen in offener Bude bereiteten Kaffee als Frühſtück einnehmen und einige alte chriſtliche Münzen von einem Griechen erwerben.

Um 8 Uhr Morgens dampften wir aus dem Hafen und blieben ſo lange auf dem Hinterdeck, bis die Stadt unſeren Blikken entſchwunden war und die Inſel langſam zu verſinken begann.

Wir haben nicht ohne Grund es niedergeſchrieben: „So ſahen wir die Stadt am 3. Mai 1856.“

Bald nach unſerer Abreiſe

„ſtürzte Rhodus unter Feuerflammen.“

Ein ungeheures Pulverdepot, das noch aus den Zeiten der Johanniter herrührte und den Türken unbekannt, oder von ihnen vergeſſen worden war, ging plötzlich in Feuer auf. Das donnernde und krachende Getöſe, die heftige Bewegung des Bodens, die ſchäumende Brandung der See ließen die Bewohner im erſten Augenblicke glauben, daß, wie wenige Jahre zuvor, die Erde wieder bebe. Wie ein kochender Vulkan warf es Hagel von Quadern, Säulen und Bäume empor, die niederſchmetternd Gebäude zuſammenbrechen machten und Menſchen tödteten. Die Bevölkerung der Stadt ſtürzte auf die Straßen, die faſt tiefe Finſterniß deckte, vom Pulverdampfe herrührend und nur erleuchtet, wenn glühende

Meteore über sie hinflogen. Jeder blieb auf der Stelle stehen, auf der er sich eben befand, blaß, zitternd, den Tod, das jüngste Gericht erwartend. Es dauerte viele Minuten lang, in denen es Untergang der Welt zu sein schien.

Der erstickende Qualm und Rauch fing an sich zu verziehen. Die tobenden Schrecken hörten auf, nur da und dort nachherstendes Krachen — die Stadt war ein Trümmerhaufen.

Die Ritterstraße, der Siegesbogen, die Kirche und hundert andere Gebäude, Paläste und Moscheen sind nicht mehr. —

Die Kajüte bot in den Stunden der gemeinsamen Zusammenkunft wenig Zerstreuung. Zwei Amerikaner, Oheim und Neffe, waren unsere Gefährten. Sie kamen an Bord, ohne den Kapitän oder irgend Jemanden zu grüßen. Sie setzten sich zum Thee, standen wieder auf, ohne die übrige Gesellschaft zu bemerken. Wir beobachteten streng dasselbe Benehmen gegen sie, während einer achttägigen Seefahrt und fast immerwährender Begegnung. Die beiden Männer schwiegen aber auch gegenseitig. Der Jüngere pflegte gewöhnlich zu fragen: „do you like tea?“ Der Aeltere erwiderte: „Yes, Sir!“ und dann schwiegen sie wieder, als ob sie nach diesem gewaltigen Gedankenaustausche ermüdet, wieder neue geistige Kolonnen in ein neues Gespräch führen wollten. Zuweilen kürzten sie das oben angeführte Gespräch in sorgsamster Schonung ihrer Sprachwerkzeuge ab, und der Jüngere fragte den Aeltern, wenn er den Thee zu schlürfen begann: „Yes?“ worauf der Aeltere zufrieden nickte. Wenn die Stunden des Zusammenseins mit den übrigen Reisenden vorüber waren, saß jeder einzelne und las. Als sie einmal ihre Bücher liegen ließen, reizte uns die Neugierde, zu sehen, was sie lasen? „Die Kunst Leder zu pressen“ war der Titel des einen, „Thomas a Kempis“ der des andern Buches. Das Schiffsjournal hatte sie als Kaufleute aus Amerika eingetragen; ihre Reise führte sie nach Jerusalem. Ich

sah sie später wieder in Jericho, wo unsere Zelte zufällig nebeneinander aufgeschlagen waren. Wie sie ohne Abschied in Beyrut das Schiff verlassen hatten, sahen sie uns auch ohne Gruß in Jericho gleichgültig an.

Es gibt Menschen, die aus Leder und ohne Kunst gepreßt sind.

Die beiden Aerzte haben wir bereits kennen gelernt. Der Kapitän, eine imposante Gestalt, edler Gesichtsbildung, mit der großen, goldenen Medaille des Papstes für die mutige Rettung eines Schiffes belohnt, wußte belehrend und unterhaltend über seine Reise und Erlebnisse zu sprechen.

Bunter und heiterer waren die Gruppen und Gestalten auf dem Verdeck. Immer, wenn das Schiff landete, trat ein mannigfaltiger Wechsel ein, der Auge und Geist lebhaft beschäftigte.

Schon am ersten Tage unserer Fahrt hatte ich die Bekanntschaft des Herrn Benzion Scherz aus Premissel in Galizien gemacht. Ein Färber seines Handwerks, kam er nach seiner Wanderung durch Schlesien, Mähren, Böhmen und Oesterreich nach Konstantinopel. Hier lächelte dem armen Arbeiter das Glück; er ließ sich aber von dem Lächeln nicht verführen, und blieb seiner Sehnsucht nach Jeruschalaim treu. Sein Weib war todt, seine Kinder versorgt, und nun zog er, ein armer Pilger, in das Land der Verheißung.

Mit dem Lächeln des Glücks hatte es eine besondere Bewandtniß. Als er nach Konstantinopel kam, wurde der Färberinnung ein Pelz des Sultans übergeben, um ihn zu färben. Niemand hatte den Mut, das kostbarste Pelzwerk zu übernehmen; da sagte Herr Benzion Scherz: „Wenn ihr mir die Hälfte des Lohnes gebt, den ihr vom Sultan bekommen werdet, so färbe ich den Pelz, und ihr werdet große Ehre haben.“ Man traute dem armen Juden nicht, und ließ ihn einige Versuche an gewöhnlichem Pelzwerke vornehmen, und als diese gelangen, die Zeit den Pelz des Sultans abzuliefern drängte, so vertraute man dem Fremden, unter strengster Bewachung die Arbeit, bei welcher jedoch Niemand anwesend bleiben durfte.

Die Färbung gelang vollkommen und die Innung wollte den Mann, unter Verſprechen eines reichlichen Einkommens an Konſtantinopel feſſeln. Als ſie ſahen, daß es vergebens ſei, zahlten ſie ihm den verſprochenen Lohn und noch darüber und gaben ihm ein glänzendes Zeugniß über ſeine Kunſt, aus welchem ich die hier mitgetheilten Thatſachen in mein Tagebuch notirte.

Mir war Herr Scherz eine wehmütige, rührende Erſcheinung. Immer wieder auf demſelben Platze des Verdeckes ſaß er auf einem kleinen Bündel, das all ſein Gut enthielt. Bei Sonnen-Auf und Niedergang ſah ich ihn andächtig gegen Oſten gewendet ſtehen und beten. Tags über ſang er halblaut ununterbrochen Pſalmen und wenn es Eſſenszeit war, aß er trockenes Brot, grünen Lauch und Feigen. Er dankte mir jedesmal, wenn ich ihm eine Orange gab, oder Kaffee reichen ließ in ganz eigenthümlicher Weiſe: „Gott ſoll Ihnen die „Sechijo", das Heil geben, in Jeruſchalaim einmal begraben zu ſein."

Mit ihm reiſte Herr Mordachai ben Jizchak aus Umen im Gouvernement Kiew, der vor Jahren ſich in Zaphet niederließ, und eben ſeine Heimat noch einmal beſuchen gegangen war. Ich hörte einmal, als ich ihnen wieder Kaffee reichen ließ, dem Geſpräche der beiden Männer zu, ſie ſprachen vom ewigen Leben.

Luſtiger waren die Gedanken und das Thun eines ſchönen, kräftigen Schiffsjungen. Häufig taumelten flugmüde Schwalben, oder Sperlinge, die ſich von den Inſeln zu weit in die See verirrt hatten, über unſere Schiffe. Der Junge fing ſie alle mit beſonderer Geſchicklichkeit, fütterte ſie und band ſie am Tauwerke, indem er ihnen Fäden um ihre Füße ſchlang, feſt. Es waren ihrer ſchon viele Hunderte und Rabbi Mordachai ben Jizchak bemerkte: „Das iſt ein Wunder, wie die Wachteln in der Wüſte." Wir nannten den fröhlichen jungen Mozzo, die Katze des Schiffes. Bei ſolchem heitern Treiben trat der Maſchinenführer unſeres Schiffes an ihn heran, um ihm den Müßiggang zu verweiſen. Er begann ſeine Rede mit einem: „Do horauziho pekla! zo pořad děłaš?" Ich war, wie von einem elektriſchen Schlage berührt, plötzlich auf dem klaſſiſchen Meere, zwiſchen Rhodus und

Cypern den Fluch: „In die verfluchte Hölle mit dir! Was treibst du beſtändig?“ in der Sprache meiner Kindheit zu vernehmen. Es war Herr Riba aus Radama in Böhmen, der ſo kräftig fluchte, was er in italieniſcher Sprache fortſetzte. Herr Riba, nur wenige Meilen von meiner Geburtſtadt geboren, dient ſeit elf Jahren mit Auszeichnung als Maſchinenführer auf den Dampfſchiffen des L'loyd.

Wir wechſelten manches Geſpräch mit einander.

Cypern.

Solon und Zeno. — Ein Jude Herzog. — Paphos. — Larneca. — Franziskaner. — Küche und Bibliothek. — Die heilige Venus. — Cypern drei Frauen geschenkt. — Wein, Blumen und Edelsteine. — Meduſa und Schönheit. — Kalliope. — Schmeichlerinnen und Schemel. — Ein cypriſcher Ochs. — Bunter Jahrmarkt. — Ein Wrak. — Die Juden auf Candia.

Nach Sonnenuntergang fing die See bewegt zu werden an; ich fürchtete darunter zu leiden und zog mich ſogleich in meine Kabine zurück.

Ueber mir ſing, wie jeden Abend, der Geſang der Baſchi Bozuks an: ſeine und die Wogen der See wiegten mich ein und der halbwache Gedanke: morgen ſiehſt du Cypern, webte ſich meinen Träumen ein.

Um 5 Uhr Morgens eilte ich auf das Verdeck. Der Himmel war, wie während unſerer ganzen Reiſe ohne Wolke, ohne Schleier, und die Milliarden Wogen der wieder ruhigen See ſpiegelten das Bild einer glorreich ſtrahlenden Sonne.

Zu unſerer Linken erhob ſich lang geſtreckt, hügelig, bis zu hohen Bergen emporſteigend, kahl und einſam Cypern. Wir fuhren an der unbeſlanzten, unfruchtbaren Seite der Inſel hin. Die alten Dichter prieſen die Inſel, den Lieblingsaufenthalt der Anadiomene, der hier dem Meere entſtiegenen, ſchönen Göttin, als die „fruchtbare, reiche, blühende, wohlgefällige, verliebte, wollüſtige,

heilige, selige, göttliche.“ Ihre Gestalt verglichen sie mit einem Schilde, einem Vließe, einem Delphine.

Duftiges Oel, feuriger Wein, süßer Weihrauch, nebst allen Früchten des Südens entsprießen dem fruchtbaren Boden. Wie diese Insel den Griechen die goldene Aphrodite, so gab sie ihnen auch den weisesten Gesetzgeber und den strengsten Tugendlehrer: Solon und Zeno. Beide wurden von der Insel verbannt, jener von den Tyrannen, die sie beherrschten, dieser von den wollüstigen Sitten, welche die Bevölkerung verweichlichten. Nach entsetzlichen Schicksalen, seit mythischen Zeiten her, wurde Cypern von Julius Cäsar der Arsinoe, von Antonius der Kleopatra, von der Königin Catharina Cornaro der Republick Venedig geschenkt.

Die Insel spielte auch in der Geschichte der Juden, welche sie mit ihrem ursprünglich phönizischen Namen Chetthim nennen, eine Episode: In der Empörung gegen Traan haben sie dieselbe verwüstet. Unter dem Sultan Selim sollte sie seinem Günstlinge, dem Juden Johann von Miquez, den er zum Herzog von Naxos erhoben hatte, als zweites Herzogthum zu Theil werden. Miquez hatte sich beim Sultan, als er nur der muthmaßliche Thronerbe war, durch glückliche Darlehen und durch Weinlieferungen von Cypern in Gunst gesetzt. In der seligen Stimmung eines Rausches, und unter hingerollter tausende von Goldstücken, erzählt Hammer-Purgstall, soll der Prinz dem Juden eine Insel als Eigenthum versprochen haben, die so süßen und feurigen Wein zeugt.

Gegen 11 Uhr langten wir vor Paphos an, wo die Göttin unter der Form eines vom Himmel gefallenen Kegels, dem Sinnbilde der Zeugung, verehrt wurde. Ueber Paphos empor erhebt sich der Olympos der Alten, wohin Euripides den Sitz Aphrodite's und der Musen verlegt. Die Göttin der Schönheit hatte oben einen Tempel, dem keine Frauen nahen, und wo ihr nur männliche Opferthiere geschlachtet werden durften.

Zwischen Paphos und dem Olympos schwingen sich jene Hügel und sonnigen Thäler, wo Opium und der berühmte Cyperwein wächst, der unter dem Namen: Vino della Commanderia, noch

heut zu Tage daran erinnert, daß die Tempelritter hier ihre Comthureien hatten.

Wir fuhren den ganzen Tag durch eine spiegelglatte See; kein Rauschen störte die Betrachtung, es ging vielmehr nur ein geheimnißvolles Flüstern über die himmelblauen, sanftesten Schwingungen. So mochte es sein, als die Schäume der See sich formten und die Schönheit selig emportauchend, melodischen Wandels dahinschritt!

Abends 8 Uhr warf unser Schiff Anker vor Larneca.

Wir sahen uns des Morgens in einem weiten Hafen, in welchem nur wenige kleinere Schiffe und nahe der Kiste, ein Wrak lagen.

Ans Land gerudert begab ich mich mit Dr. R. zum Dr. Antonio Valsamaki, dem ich durch den Leibarzt des Königs von Griechenland empfohlen war. Wir fanden einen ältern Mann mit ausdrucksvollem Kopfe. Wir waren eben zu seiner Ordinazionstunde gekommen, in der er uns, an manchen Kranken anknüpfend, interessante Mittheilungen über eigenthümliche Krankheitsformen und die glücklichen Gesundheitsverhältnisse der Insel, wie über ihre reiche Pflanzenwelt machte.

Er führte uns dann zur Kirche der Franziskaner, die eben vollendet war, und einen schönen, luftigen Raum zeigte. In der Vorhalle ist die marmorne Büste des Erbauers angebracht, eines Mönchs, der, ohne ein praktischer Baumeister zu sein, den Plan erdachte und durch Maurer glücklich zu Ende brachte.

Das Kloster, der Kirche angebaut, war noch nicht vollendet. Der Laienbruder bemerkte wehmütig mittheilsam: „Es fehlt noch Vieles, auch die Küche," und lächelte ganz zutraulich, als ich mir die Bemerkung erlaubte: „Auch die Bibliothek!"

Der Guardian, aus Salurn in Tyrol gebürtig war nach Rom eben abgereist; wir wurden von seinem Stellvertreter freundlich empfangen, mit Kaffee und überzuckerten Früchten bewirtet.

„Wir leben hier“ begann er in traulicher Mittheilung „sehr einsam.“

Das ist der Beruf der Mönche, ehrwürdiger Herr!

„Nicht im Oriente. Hier sind wir geistliche Soldaten, die sich wehren und die erobern müssen. Wir sollen mehr den geistlichen Rittern, denen einst diese Insel gehörte, gleichen, als unseren Brüdern in Europa, deren Tugend es ist, beschaulich zu leben. Schon hier herrscht ein Kampf der Sekten, deren jede einen anderen Beschützer hat: Vor Allem werden wir, wie namentlich in dem nahen Syrien und in der Terra santa von den Franzosen überflügelt. Sie gründen Schulen, Hospitze, Asyle und Alles, als menschenfreundliche Wohlthat, scheinbar ohne Absicht, während die englische Mission gleich wohlthätig ist, aber den Abfall vom heiligen Katholizismus zur Bedingung macht. Mitten inne stehen wir armen Franziskaner, als die von der fränkischen Königin zurückgelassenen, verlorenen Posten. Wir haben nur das Wort und der Armen sind so viele, die Hülfe und Unterstützung wollen. Es ist eine gesegnete Insel hier auf der wir leben, und das geistige Korn würde trefflich gedeihen, wenn die Regierung keine mohammedanische wäre, und was Ihnen, lieber Herr! fremd klingen wird, wenn nicht noch so viele heidnische Erinnerungen und antiker Aberglaube in den Herzen der Christen hier lebte!“

Er lud uns ein, mit ihm die Kuppel der Kirche zu besteigen.

Wir überblickten die ganze Stadt, Häuser mit flachen Dächern, ganz aus Stein aufgeführt, Fenster ohne Scheiben, enge Straßen, die voll Staub und Schmutz sind. Da und dort ragt eine Palme, eine Zipresse, eine Gruppe von Oelbäumen zwischen den Häusern hervor. Von allen Terrassen aber überblickt man das Meer und die Berge. Die der See entgegengesetzte Seite ist eine staubige, baumlose Fläche. Wir werden sie später durchwandeln.

Nach dem Besuche im Kloster führte uns Herr Dr. Valsamaki in das Haus des k. griechischen Consuls, Herrn Varda, den wir aber nicht zu Hause fanden. Seine Frau reichte jedem von uns eine Rose; ich empfing sie mit Anspielung auf die schöne Spenderin, und die Insel, auf der wir uns befanden. „Ich werde mit Stolz diesen Blumenorden der Königin Venus tragen.“ Sie fragte mich hierauf, wie mir die Insel der „heiligen“ Venus gefalle?

Ein Negersklave reichte uns Kaffee und Zigaretten.

Vom k. schwedischen Consul Herrn Vendiziano, wurden wir in einem hohen, luftigen Saale empfangen, von dem verdunkelnde Fensterläden die Sonnenglut abhielten. Den Bildern des schwedischen Königspaares diente eine nordische Flagge als Tapetenfolie; ringsum hingen die Bilder der schönsten Plätze und Paläste Venedigs, und mahnten daran, wie die edelste Tochter der Republik von dem Königsthrone Cyperns niederstieg, und im goldenen Schiffe am Markusplatze landend, Krone und Purpur zu Füßen ihrer mächtigen Geburtstadt niederlegte.

Noch ragen die drei Maste vor der St. Markuskirche in Venedig, an denen die stolze Meerbeherrscherin die Flaggen der Königreiche Candia, Morea und Cypern flattern ließ.

Dr. Valsamaki lud uns ein, mit ihm den jungen Sohn des Hauses zu besuchen; den er uns als verloren bezeichnete. Es war ein Knabe von 15 Jahren, todtbleich, nur die Augen funkelten unheimlich groß in dem abgemagerten Antlitze. Neben ihm stand seine tiefbetrübte Mutter und seine Schwester, ein schönes Kind von 14 Jahren, die zu unserer Ueberraschung uns ihr Kind brachte, das am Zahnfieber litt. Die Sonne läßt Früchte und Menschen hier rascher reifen und — verwelken.

In den Saal zurückgekehrt, wurden wir mit Wein vom verflossenen Jahre, und dann mit einem bewirtet, der fünfzig Jahre alt war. Wir konnten merken, als wir von dem braunen Golde

tranken, daß wir niemals früher Typerwein getrunken hatten, wie oft er uns auch schon als echt kredenzt worden war.

Drei Dinge erregen immer wieder meine Verwunderung: der Wein, die Blume, der Edelstein.

Ist es nicht wunderbar, wie die Erde, dieser finstere, ernste Weltklumpen von poetischer Zeugungslust ergriffen, in göttlichem Leichtsinn spielend, Dinge hervorbringt, deren Dasein nicht notwendig, aber so freudenreich, duftig, lichtspiegelnd und feurig ist.

Und ist unter den Dreien der Wein nicht das Edelste? vereinigt er nicht die Eigenschaften der Blumen und Edelsteine in sich? Der Wein im Kristallglase ist ein duftiger, flüssiger Edelstein, der nicht die äußeren Sinne allein erfreut; er feiert eine geheimnißvolle Hochzeit mit dem rot rollenden Blute, er macht die wunderbare, mit tausend feinsten Saiten bespannte Harfe im Menschen leise beben, und die sonnigen Kinder des Gefühls beginnen den heilig geheimnißvollen Reigen und die Lippen fangen an zu weissagen —

„Wie schmeckt Ihnen unser Wein, Herr Doktor?“ fragte mich Herr Vendiziano.

Er ist eine Feuerrose vom Busen der goldenen Aphrodite, Herr! Er ist der heilige Ichor, der die Adern der Götter statt Blut durchfließt. Er ist der glanzvollste Edelstein des seligsten Eilandes, und gesegnet ist das Haus, das solche Geister unterirdisch bändigt und sie zwingt, wenn Gäste nahen, ihnen gastfreundlich zu dienen.

Der Consul Vendiziano lächelte.

Wir kehrten in das Haus des Herrn Dr. Valsamaki zurück; er stellte uns seiner Frau vor. Ich sah nach langen Jahren wieder eine Gestalt und einen Kopf, die Denjenigen zum Sklaven machen, der sie betrachtet.

Es hat die Schönheit auch etwas vom Meduſenschilde, das Jeden, der es anblickte, erstarren machte. Ich sah in Florenz einen antiken Meduſenschild. Der fein fühlende Grieche, der von

der Schönheit des Häßlichen keine Ahnung zu haben schien, — der weise Glückliche! stellte jenes Meduſahaupt nicht grauenhaft dar, vielmehr iſt es von unergründlich ſüßem Zauber. Nur die Haare ſind Schlangen, die kalt und feucht das göttliche Haupt umwinden und unbegreifliche Theilnahme für die Schönheit des Antlitzes wecken und ſchrecken. Leonardo da Vinci fühlte dem Griechen nach, als er unſterblich ſchön malte, was jener in Marmor meißelte.

Frau Valſamaki trug einen roten Feß mit einem diamantenen Sterne, ihre Haare wanden ſich ſchwarz, wie Geiſterwelten dreimal um die Stirne, die ſchmal und weiß, wie die der mediziſchen Venus glänzte. Die blauen Augen waren nicht leuchtend, nicht ſieghaft plötzlich, aber von jenem Glanze umgeben, den die griechiſchen Dichter das „Hygron" das ſchwimmende Auge nennen. Der Mund rot, und weich geſchnitten, wie ein geſprungener Granatapfel. Die Brüſte nach orientaliſcher Sitte halb enthüllt, würdig, daß ein Götterkind ſich an ihnen ernähre, waren von durchſichtigſtem roſenroten Schleier umhaucht; der Oberleib trug eine Jacke von violetter, reich mit Gold geſtickter Seide. Ein Rock von weißer Seide floß in reichen Falten, weit und weich bis zu den rotſafianen Schuhen nieder.

Wenn die Jugend dieſer Dame, die in Nikoſia, wo man die cypriſchen Könige einſt krönte, geboren wurde, vorübergerauſcht ſein wird, ſo wird ihre königliche Schönheit nicht mit verſchwunden ſein. Die plaſtiſche Ruhe ihrer Geſtalt, die unverrückbaren Linien der feſten Gebilde ihres Hauptes werden noch immer imponiren, wenn die Farben und weichen Formen des Antlitzes erblaſſen und ſtrenger ſein werden.

Neben dieſer Mutter ſtand die zehnjährige Tochter Kalliope, und bediente uns freundlich, bei einem vorbereiteten, nazionalen Frühſtück.

Nach demſelben lud uns der Doktor ein, ihn und ſeine Frau nach einem, nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Kloſter St. Giorgio zu begleiten, um viel Landvolk zu ſehen, weil heute daſelbſt Fiera ſei.

Die kleine Kalliope wollte mit uns, was ihr von den Eltern verweigert wurde. „Was werden unſere Gaſtfreunde davon denken," ſagte das ernſte und ſchöne Kind; „wenn ich ihnen nicht auch die Ehre erweiſe, ſie zu begleiten?"

Das Kind ſah der Mutter ähnlich, nur war es ernſter, faſt ſtrenger und charaktervoller. Schon der Umſtand, daß ſie den Namen der epiſchen Muſe trug, machte mich dem Kinde geneigt. Seine gemütvolle, kindiſch-ſtolze Bemerkung gefiel mir beſonders, und ſo bat ich die Eltern, ſie mit uns zu nehmen. „Bitte nicht, o Herr!" ſagte ſie zu mir, „jetzt gehe ich nicht mehr!" Sie küßte den Eltern ſchweigend ernſt die Hand und verließ den Saal.

Herr Valſamaki bemerkte:

„Es iſt ein eigenartiges Kind, das man gewähren laſſen muß. Mir iſt immer, wenn ich ſeinen Ernſt betrachte und ſeine oft impoſanten Antworten höre, als ob es beſtimmt ſei, ein tragiſches Geſchick zu erleben."

Die Mutter ſagte gerührt: „Schütze ſie Gott und uns!"

Signora Valſamaki ließ ſich von einer Dienerin einen Schleier reichen, der vorn an die Stirne gelegt den Kopf bedeckte und bis an die Sohlen weiß und wallend nach rückwärts fiel. Sie faßte den Schleier unter der Bruſt zuſammen, ſo daß er ſich in die edelſten Falten legte. Nur das Geſicht blieb frei und ſo ſtand ſie, wie eine Prieſterin der Veſta wartend da, bis eine ſchwarze Sklavin ihr einen kleinen cypriſchen Rappen vorführte und ſich ſelbſt, knieend die Hände auf den Boden geſtützt, beugte. Die Dame ſetzte den Fuß auf dieſen lebendigen Schemel und ſchwang ſich in den Sattel.

Ich mußte an die Zeit denken, wo die Tyrannen der Inſel ſich mit geheimen Horchern und öffentlichen Unterſuchern umgaben, die über die ehrenhafteſten Perſonen zu Gericht ſaßen, wenn jene ſchmachvollſten aller Menſchen ſie anzeigten. Die Frauen dieſer Tyrannen hatten zweierlei Frauen wieder in ihrem Dienſte: Schmeichlerinnen und Schemel. Die Letzteren verrichteten denſelben Dienſt, den jetzt die Sklavin der ſtolz ſchönen Valſamaki leiſtete.

Wir bestiegen drei andere Pferde und ritten, in unserer französischen Tracht, unschön zu der edlen Reiterin abstechend, neben ihr her.

Wir waren bald vor der Geburtstadt Zeno's, dem alten Zizium, wo mich der Doktor auf antike Mauerwerke aufmerksam machte, die kaum entdeckt als Baumaterial zu modernen Häusern verwendet werden, denen wir, da eine Säule, dort ein Kapitäl und wieder ein Marmorfragment, eingefügt sahen.

Eine staubige Ebene nahm uns vor der Stadt auf, durch welche Landleute in den bunteſten Trachten zogen. Auffallend waren uns die viereckigen, offenen Wagenkasten, die auf zwei unbereiften Rädern von einem in eine Gabel gespannten Pferde gezogen wurden. Manchmal war diesen Wägen auch ein Ochs vorgespannt und mahnten an das altgriechische Sprüchwort: „Er ist dümmer als ein cyprischer Ochs!" Seltener tauchte die fantastische Gestalt eines Kameeles auf.

Schon Angesichts des Klosters kauerte eine Gruppe Bettler, Männer und Weiber, welche grauenhafte, kranke Verunstaltungen zur Schau trugen, um das allgemeine Mitleid wach zu rufen. Sie hörten nicht auf in einem klagenden Tone zu beten und zu betteln.

„Sie werden solchen Gestalten, diesen an der Leprose leidenden Menschen" bemerkte unser Gastfreund, „in Jerusalem vor dem Zionthore wieder begegnen."

Der weite Hofraum des Klostergebäudes nahm uns auf; hier war die lärmende Bewegung eines Jahrmarkts. An einer Gruppe Oelbäume, die im Hofe steht, hatte ein Fleischhacker seine blutige Waare an die Aeste des Friedensbaumes gehängt. Vor einem rauchenden Kohlenfeuer saß ein stolz beturbanter Mohammedaner und briet Teig in Oel, den ihm ein Knabe zu langen dünnen Würsten geknetet reichte; ein anderer Knabe bestreute diese Fritata mit Kermes und bot sie zum Kaufe an. Auf einem Teppich breitete ein Grieche Messer und Dolche, Hämmer und Sägen aus. Gelbe und rote Pantoffel fanden an einer anderen Stell

die meiſten Käufer. Es war kein häusliches Gerät unvertreten auf dieſem Markte.

Bunter aber waren die Geſtalten, deren manche mit ſtentoriſchem Geſchrei ſich lärmend zwiſchen den hundert Kramſtellen bewegten: Derwiſche und chriſtliche Popen, Neger und Mulattinnen, Zigeunerinnen und Frauen in glänzender griechiſcher Tracht, arabiſche Chriſten, ehrwürdige Moslems. Die Frauen hatten alle ſehr ausdrucksvolle Geſichter, dunkle feurige Augen, die Lippen derb leidenſchaftlich. Die Farbe der Wangen fiel uns, die wir noch kurz vorher an den weißen Teint Europa's gewöhnt waren, durch ihren dunklen Ton ganz beſonders auf.

Der Hofraum in dem wir uns befanden, zeigte auf der einen Seite eine hohe luftige Halle, wo Kaffee, Tſchibuk, Orangen, Limonade, Wein, Brot, Mandeln, Zibeben u. dergl. den Ausruhenden und Schattenſuchenden gereicht wurden. Dieſe große Halle hatte keine Decke, die ſie vom Dache ſchied; es ſchaute dieſes ſelbſt gebräunt und eben nicht ſehr ſorgfältig gezimmert herab. So waren auch die Stuben, wenn ſie ſonſt noch ſo würdig ausgeſtattet waren, die wir heute in Larneca geſehen hatten.

Eine andere Seite des Hofraums nahm die, dem heil. Georg geweihte Kirche ein. Der tapfere Lindwurmtödter ſtrahlte uns aus getriebenem Silber von einem reich mit Gold verzierten Altare entgegen. Ringsum hingen ausgeblaſene Straußeneier, wie koloſſale Perlen an Schnüren gereiht. Weihgeſchenke aller Art bedeckten die Wände: Krücken, die ein Geheilter dankbar hinhing, mit Blumen verzierte Kerzen, Augen aus Heliotropen und Opalen, Hände aus Elfenbein, Füße aus Silber. Dr. Valſamaki machte uns lächelnd auch auf zwei kleine naive Globen, denen die Welt entſtammt, aufmerkſam.

Die griechiſchen Mönche gingen ab und zu, bald mit Andächtigen redend, bald Gebete murmelnd, oder ſich an dem monotonen, näſelnden Geſange betheiligend, der hinter dem Altare hervorſcholl.

Zum erſten Male ſah ich hier ſchwarze Chriſten, die vor dem Altare knieend ihre Andacht verrichteten, nicht ohne, nach moham-

medaniſcher Sitte, einen kleinen Teppich unter ihre Kniee auszubreiten.

Als ich gegen Dr. Valſamaki meine Verwunderung ausſprach, auf Cypern und Rhodus ſo viele Schwarze zu ſehen, erklärte er mir, daß ſie meiſt freigelaſſene Sklaven ſeien, die ſchon beſſere Kulturzuſtände gewöhnt, nicht mehr nach Afrika zurückkehren wollen und ſich auf beiden Inſeln, des milden Klimas wegen, niederlaſſen. Ihre Sterblichkeit iſt aber groß, namentlich unter den Kindern, von denen von Hundert gewöhnlich neunzig ſterben.

Nachdem wir mehrere Stunden hier verweilt hatten, kehrten wir nach Larneca zurück. Auf dem Wege begegneten uns ganze Gruppen der Stadtbewohner, um, wie wir gethan hatten, die Kirmeß zu beſuchen.

Die Sonne neigte ſich, wir mußten nach dem bewegt heiteren Tage von unſeren trefflichen Gaſtfreunden Abſchied nehmen. Im Hafen angelangt, ſahen wir eben das Boot unſeres Schiffes heranrudern, um uns an Bord zu nehmen. Der Schiffslieutenant hatte die Freundlichkeit ſelbſt zu kommen. Wir weilten noch eine kurze Zeit im Kaffeehauſe, wo uns einige alte Münzen aus der Zeit der römiſchen und der chriſtlichen Herrſchaft auf Cypern zum Kaufe angeboten wurden.

Endlich brachen wir auf. Der Lieutenant hatte die Güte, auf meine Bitte, uns an das Wrack rudern zu laſſen. Ich werde den traurigen Anblick nicht vergeſſen. Das Schiff ragte, zur Seite gelegt, nur halb aus der Brandung hervor; ſie ſchlug in die offene Kajüte hinein. Der Maſt lag zerbrochen auf dem Deck durch zerriſſenes Tackelwerk feſtgehalten; das Gehäuſe für die Buſſole war eingeſtürzt. Ein heftiger Sturm hatte vor mehreren Nächten dem Daſein des Schiffs ein Ende gemacht, jetzt lagen die Segel, wie zerriſſene Leichentücher über ihm. Die Schiffsbevölkerung nach dem aufgefundenen Journal, betrug zwanzig Mann, deren Leichen nicht einmal ans Land geworfen worden ſind.

Der Anker wurde raſſelnd emporgezogen, der Schlott fing ſtärkere Wolken zu treiben an, wir fuhren von Cypern fort und ſahen, nachdem die Sonne untergegangen war, noch lange die Spitzen des Olympos rotgolden leuchten und den Stern der Göttin aus dem Abendhimmel hervor brechen, groß und ſchimmernd.

Die Zeit in Rhodus und Cypern war uns zu kurz zugemeſſen, um über jüdiſche Zuſtände auf den beiden Inſeln Erkundigungen einzuziehen. Der Zufall brachte mir ſpäter einige Nachrichten über die Juden der Inſel Candia, die ſie Jemid nennen, und da wir uns eben ihr nicht zu fern auf dem mittelländiſchen Meere befinden, mögen ſie hier eine Stelle finden.

In der Hauptſtadt der Inſel, in Canea, die Juden nennen ſie Chanja, leben 70 Familien, an 400 Seelen. Es ſind neue Einwanderer von Janina, Nartha, Salonik, Smirna. Die urſprünglich jüdiſchen Einwohner wanderten größtentheils, als ſie ein Erdbeben um jeden Beſitz gebracht hatte, vor dem Jahre 1848 aus, größtentheils nach jenem Lande, aus dem ihre Väter durch den Profeten befreiet, fortgezogen ſind. Die heutigen Bewohner von Canea gehören dem ſepharediſchen Ritus an. Aſchkenaſim leben keine unter ihnen und kommen nur ſelten als Uhrmacher, Steinſchneider, Goldarbeiter zu Gaſt. Alle ſprechen griechiſch und türkiſch; des Arabiſchen ſind nur wenige kundig. Zerſtreut auf der Inſel leben noch an 100 jüdiſche Familien.

Zu Canea leben unter den Juden 10 Handwerker, Seidendreher, Schnüremacher, Klempner, Glaſer, Schneider, 6 Kaufleute, die mit Oel und Seife handeln. Manche ſind öffentliche Schreiber, Dolmetſcher, Agenten. Den Boden, da ihnen der Grundbeſitz verſagt iſt, bauen ſie nicht; die Landbewohner treiben den Kleinhandel, indem ſie die Inſel nach allen Richtungen durchziehen.

Die Juden von Canea, beſaßen müſſen wir ſagen, zwei ſchöne Synagogen, ein Lehrhaus und acht Wohnhäuſer und Manche unter ihnen lebten in fleißigem Wohlſtande.

Am 12. Oktober 1856 Nachts um 3 Uhr bewegte ein heftiges Erdbeben die Insel und legte in wenigen Minuten die Stadt Canea in Schutt. Zugleich brach eine Feuersbrunst los und zerstörte, was das Erdbeben verschont hatte. Viele Menschen verloren ihr Leben; unter den Juden, nur zwei Frauen und ein Mann.

Der Chacham der jüdischen Gemeinde von Canea, Herr Chajim Capeluto wandert jetzt als Sendbote durch Europa, um bei wohlthätigen Glaubensgenossen Hülfe zu sammeln. Möge sein Gang gesegnet sein!

Beyrut.

Der Libanon. — Schnee und Palmen. — Die Wüſte. — Zwei Rieſenungeheuer. — Die glückliche Julia. — Abendzirkel. — Nächtliche Scene.

Ich hatte unruhig geſchlafen, es war der Gedanke: am Morgen die ſyriſche Erde zu betreten, der mich nicht ruhen ließ. Ich ſtieg aufs Verdeck, als noch die Nacht auf dem Meere lag, die nahe Küſte war unſichtbar und das Schiff zog eine ſilbern ſchäumende Straße durch die ſchwarzen Wogen. Das Rauſchen derſelben, dieſe wunderbare Muſik der See, wurde immer ſtärker, weil ein friſcherer Hauch ſie, wie eine Rieſenäolsharfe bewegte. Die weißen Segel, waren aufgehißt und flatterten, wie gewaltige Möven über dem dunklen Schiffe.

Allmälig fing es am fernen Horizonte, wie ein weißer Streif ſich zu bilden an, ſtieg höher, gewann rötliche Farbe und ballte ſich immer höher empor, Wolken die immer heller wurden, jemehr ſie emporſtiegen und ihre ſpitzzulaufenden Häupter mit einem ſilbernen Glanze ſchmückten. Der an mich herantretende Kapitän fragte mich: „Wie gefällt Ihnen der Libanon?“ Wolken, und Berge hatten ſo ſehr ſich beim Sonnenaufgang in einander geſchoben, verdichtet und zerriſſen, daß ich nur Wolken, ſpielend mit Licht und Schatten, zu ſehen glaubte. Einmal aufmerkſam gemacht, unterſchied ich die violett glühenden Spitzen der Berge, die mit

Schnee bedeckt waren und ein tief zu ihren Füßen liegendes grünes Land mit Palmen.

Schnee und Palmen!

Um mein freudiges Erſtaunen noch zu erhöhen, fiel mein Blick auf die den Bergen entgegengeſetzte Richtung. Einen Hügel herab und in die See vorgeſchoben lag das alte Berytus. Fantaſtiſche halb trümmerhafte Feſtungswerke; dann erhebt ſich die Stadt, weißſchimmernd mit Kuppeln und Minareten zwiſchen Gärten von Mandel- und Olivenbäumen, Zypreſſen und Pinien. Da und dort fächert über eine heiße Terraſſe eine rieſige Palme und zeichnet ſich ſcharf in den blauen, wolkenloſen Himmel hinein. Ein ſüßer Duft weht vom Lande her. Hinter der Stadt empor und ſie überragend, glänzt es wie Hügel aus rotem Golde, es iſt die — Wüſte!

Wie zwei Rieſenungeheuer belagern und drängen See und Wüſte dieſe Stadt, die „glückliche Julia“ wie ſie die Römer nannten. Die See laut ſtürmend, die Wüſte ſtill ſchleichend, bis in einem Jahrtauſend vielleicht, eines der Ungeheuer ſiegt, oder beide zugleich die Stadt verſchlingen. Dieſem Kampfe ſehen kühl und ruhig die ſchneebedeckten Berge des Libanon zu und die Menſchen freuen ſich und ſind glücklich in Schönheit und Segen.

Wo aber auf der Erde ſind See und Wüſte, Gletſcher und Palmen einander ſo nahe gerückt! Und all dieſe große wunderbare Welt ſpiegelt ſich zu gleicher Zeit im kleinen ſeligen Menſchenauge.

Ich fand in Beyrut gaſtfreundliche Aufnahme im Hauſe eines Venezianers, des Herrn Alfanderi, der als Vorſteher der jüdiſchen ſepharediſchen Gemeinde eines beſondern Anſehens genießt.

Nichts war anmutiger und freundlicher als wenn wir unter der Herr und die Frau des Hauſes, verheiratete Söhne und Töchter in einer offenen Halle des Abends verſammelten und die große Glaslaterne ihre dämmernden Strahlen auf die lagernden Gruppen unſerer Divane warf. Die Turbane der Frauen, bun-

ſeiden, glänzten von Edelſteinen und Perlen, die langen, glatt auf den Rücken niederfallenden Haare waren von eben ſo langen dunkelblauen, mit Goldflittern gezierten Schnüren durchflochten. Vor Allen ſchön war die dem jüngern Sohne des Hauſes vermählte Frau, die Sultana hieß, wenn ſie mit ihren ſchwarzen ſammtweichen Augen neugierig den Erzählungen des Gaſtes lauſchte; oder wenn die fünfzehnjährige Mutter ihr ſchönes blondes Kind an die weißen Monde drückte, um es zu nähren. Vor uns breitete ſich eine große Terraſſe aus, ſie war nicht gedeckt und es leuchteten aus einem tief dunklen Himmel die Sterne groß und zitternd auf ſie herab. Wenn das Geſpräch minder laut geführt wurde, hörten wir die Brandung der See, welche von Nacht umhüllt, nur durch ihre donnernden Athemzüge ihr uns zu Füßen liegendes Daſein ankündigte. Tſchibuk und Kaffee wurden von zwei jungen Dienerinnen immer wieder friſch gereicht.

Spät nach Mitternacht reichten mir alle die Hand und wir zogen uns in die Gemächer zurück, die nur durch ſchwere Vorhänge von der Terraſſe geſchieden waren. Aus meinen Fenſtern hatte ich über flache Dächer hin und duftende Orangen- und Citronengärten den Ausblick in die See.

Ich verlöſchte die Lampe und ſchaute noch lange hinaus in das vom Mond erhellte Meer, die Wimpel der Schiffe flatterten und erzählten einander vielleicht von ihren Fahrten; Barken waren ſichtbar durch ein auf ihnen loderndes Wachtfeuer und ſeltſamer Geſang flog über die rauſchenden Wellen.

Die jüdiſche Gemeinde.

Armut. — Der Chacham. — Fleiſch und Geiſt. — Ein jüdiſcher Graf von Gleichen. — Frühzeitige Heirat. — Der Gottesacker. — Grauenvolle Barbarei. — Juden auf dem Libanon.

Am Sabbat beſuchte ich die Synagoge, die nach dem wenig reinlichen Zugange, kaum den heiteren Eindruck hätte errathen laſſen, den ſie hervorrief. Die Gemeinde beſitzt nur zwei Häuſer, deren eines der Chacham Aron Jedid bewohnt, während das andere vermietet iſt. Dies iſt das ganze Vermögen der Gemeinde, deren Auslagen durch fromme Spenden Derer, die zur Leſung der Thora gerufen werden, gedeckt ſind. Der Chacham bezieht keine Beſoldung; wenn er von ſeinem Berufe in der Synagoge und in der Schule müde iſt, iſt es ihm gegönnt, das geiſtliche Oberhaupt der Gemeinde, durch Kommiſſionsgeſchäfte zu ernähren. Der Schlächter jedoch bezieht einen fixen Gehalt von 2400 Piaſtern. Man ſieht, daß auch im Morgenlande, wie in mancher großen Gemeinde des Abendlandes, das Fleiſch höher gilt, als der Geiſt. Es mag dies noch das letzte Auftauchen von der berühmten Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen ſein. In einem Nebenſaale der Synagoge befindet ſich eine Talmudthora-Schule, wo an ſiebzig Kinder leſen und ſchreiben, die Bibel und die Profeten überſetzen lernen. Der Chacham beſitzt das einzige Exemplar des alten

Teſtaments, das ſich in der Gemeinde befindet. Ein Lehrer bezieht 85 Piaſter, die von einzelnen Familien in kleinſten Beträgen zuſammen getragen werden. Mein Gaſtfreund, der mich durch die Schule geleitete, theilte mir mit ſtolzer Befriedigung mit, daß er die Kinder alle und ſchon viele hunderte vor ihnen in den Blutbund des Judenthumes aufgenommen habe.

Die Gemeinde zählt 80 Familien, beiläufig 500 Seelen, alle ſyriſcher Abkunft, blos zwei ſpaniolifche und keine aſchkenaſiſche. Sie ſprechen alle arabiſch, hebräiſch und nur 10 Familien italieniſch; der franzöſiſchen Sprache iſt keiner kundig. Die Meiſten ſind Kaufleute, Laſtträger und nur 6 Handwerker, darunter 5 Verzinner von kupfernen Geſchirren und 1 Schuhmacher. Die Gemeinde beſitzt kein Spital; die Armen, die zu Hauſe ſich nicht verpflegen können, ſuchen Hilfe bei den grauen Schweſtern. Da genießen ſie der dargereichten Speiſen, um, wieder geneſen, der ſtrengſten Beobachtung des Speiſegeſetzes zu huldigen; wie ſie denn überhaupt einen ſtreng frommen und ſittlichen Lebenswandel führen. Als vor mehreren Jahren ein engliſcher Miſſionär ſein goldenes Netz in den Behauſungen der Armut auswarf, fiſchte er nicht eine Seele.

Auffallend war mir die Erſcheinung einer jüdiſchen Doppelehe in Beyrut. Herr Jontof Men lebte mit einer Frau in achtzehnjähriger, kinderloſer Ehe; da wurde ſie durch eine Tochter geſegnet. Nun aber erwachte die Sehnſucht nach einem Sohne in ihm. Im Morgenlande kommen die Freunde in ein Haus, wo eine Tochter geboren wurde, um Beileid zu bezeigen und die Gattin mit der Zukunft zu tröſten. Herr Men wäre ſchon nach zwölf Jahren einer unfruchtbaren Ehe berechtigt geweſen, eine zweite Frau zu nehmen; die erſte hätte dies nicht wehren und höchſtens verlangen können, daß er der neuen Frau einen zweiten Haushalt gründe. Die Gattin des Herrn Men, gerührt darüber, daß er ſechs Jahre länger, als die geſetzliche Friſt es ihm geſtattet hätte, wartete, nahm die viel jüngere, neue Frau des Gatten ohne Eiferſucht in ihrem Hauſe auf.

„Eines Tages“ erzählte mir der ältere Sohn meines Gastfreundes, „kam ein frommer Jude aus Polen, auf der Wallfahrt nach Jeruſalem in unſere Stadt. Er war arm und hatte mehrere Kinder, darunter eine überaus ſchöne, ſechzehnjährige Tochter, die meinem Herrn Vater ſehr wohl gefiel und er faßte den Entſchluß, ſie mir zum Weibe zu geben. Ich war damals 12½ Jahre alt und fing bitterlich zu weinen an, als mir der Vater ſeine Abſicht mittheilte. Er ließ ſich aber nicht irre machen und zahlte dem frommen Polaken die Morgengabe für meine Braut und wir wurden mit einander vermählt. Nach vier Jahren wurde unſere Ehe geſegnet und ich liebe mein Weib ſo innig, als hätte ich ſie bei reiferen Jahren ſelbſt gewählt. Der Herr Vater aber hatte doch Unrecht, ſollte ich meinen, aber er iſt der weiſere und Gott ſegne ſein Alter! Mein jüngerer Bruder war zwölfjährig, als der Herr Vater ihm ein zehnjähriges Mädchen vermählte.“

Die Gemeinde beſitzt keine ſchriftlichen Dokumente und keine Chronik. Um über ihr Alter, oder über bedeutende Perſönlichkeiten vielleicht Näheres zu erfahren, erſuchte ich eines Tages Herrn Alfanderi, mit mir den Friedhof, dieſes auf ſteinerne Blätter geſchriebene Gedenkbuch, zu beſuchen. Wir gingen vor die Stadt hinaus auf der Straße, die nach Damaskus führt und gelangten hinter hohen Kaktushecken auf einen kleinen eingefriedeten Raum, den mehrere hundert flach liegende Grabſteine mit Inſchriften bedecken. Der älteſte iſt vierhundert Jahre alt; doch ſollen unter den ſichtbaren noch viele verſunkene ältere Steine liegen. Die Beerdigungen finden höchſtens zwei Stunden nach dem Sterben ſtatt.

Grauenvoll und entſetzenerregend iſt die Weiſe, wie eine Frau begraben wird, wenn ihr Leib geſegnet iſt. Mein Begleiter iſt zu ehrwürdig, um an der Wahrheit ſeiner Mittheilung zu zweifeln; die Thatſache jedenfalls ein frappantes Zeichen religiös fanatiſcher Barbarei und, wie ſich auch die Feder dagegen ſträubt, wichtig, ſie mitzutheilen. Wenn die Leiche der Frau gereinigt und in ein linnenes Gewand gehüllt iſt, ſpähen die Leichenwäſcherinnen mit Aug' und Ohr, ob ſich das junge Leben in der

Leiche rege? Iſt dies der Fall, ſo ſchlagen ſie ſo lange den Leib der Leiche, bis es in ihm völlig ruhig geworden iſt. Ein Lebendes zu begraben, iſt nach jüdiſcher Anſchauung ebenſo Sünde, wie eine Leichenöffnung, welche als eine, die Todten ſchmähende Entehrung angeſehen wird.

Herr Alſanderi erzählte mir von einer jüdiſchen Gemeinde auf dem Libanon, acht Stunden von Beyrut entfernt, in Dar al Kamar. Er ſelbſt hatte die Gemeinde nie beſucht, doch iſt er zuweilen durch einzelne Perſonen, die dorther nach Beyrut kommen, zu ihr in einige Beziehung gekommen. Die Gemeinde zählt 300 Seelen in fünfzig Familien und beſitzt eine Synagoge; ihre Männer treiben Ackerbau, Pferdezucht, ſind Laſtthiertreiber und nur wenige Krämer. Sie leben mit den ſie umgebenden Bergbewohnern, Druſen, Maroniten, Metualis in gutem Einvernehmen und ergreifen die Flinte, wenn es einen feindlichen Stamm zu bekämpfen gilt. Sie ſind alle Syrier von Geburt, und ſollen ſich von dieſen weder durch Ausſehen, noch durch Ausſprache und nur durch die den Juden eigenthümlichen religiöſen Gebräuche unterſcheiden.

Zum Fürsten des Libanon.

Ein schöner Ritt. — Fester Schluß. — Begegnungen. — Eine Kaffeeküche. — Der Pinienwald. — Die Landschaft.

Ich hatte den Wunsch, den Emir Beschir, aus der berühmten Familie Schehab kennen zu lernen, die seit bald zwei Jahrhunderten, ein fast kaiserlicher Vasall die wilden Völkerschaften der Berge beherrscht und bändigt.

Der österreichische Generalconsul Herr von Wegbecker hatte die Freundlichkeit, mich beim Fürsten ansagen und durch zwei Janitscharen zu ihm geleiten zu lassen.

Ich hatte die siebente Morgenstunde zum Ritte nach Sibné, der Residenz des Emir bestimmt. Die beiden Janitscharen in orientalischer Tracht, blank und reich bewaffnet, saßen in ihren türkischen Sätteln und ritten voran. Ich folgte ihnen auf einem kleinen weißen Araberhengste und Herr Ibraim Alfanderi hatte die Güte, mich als Dolmetsch zu begleiten. Er legte, um mich von seiner Reitkunst zu überzeugen, zwischen sein rechtes Knie und den Sattel ein Goldstück und versicherte mich, daß er es während des dreistündigen Rittes, den wir zu thun hatten, nicht verlieren werde. Er hielt Wort und war ganz stolz darauf, als ich wiederholt seinen festen Schluß lobte.

Wir ritten durch die engen belebten Straßen der Stadt zum Thore hinaus und langten bald zwischen hohen Kaktuswänden an,

welche die ſchmale Straße einſchloſſen, die mit rötlichem, von der Beyruter Wüſte hergewehtem Sande bedeckt war. Die hohen Kaktuswände erſchienen, als hätten ſich die grünen Wogen der See getheilt und ſtünden, zu Mauern geworden, zur Linken und zur Rechten und wir ſchritten über den Sand des Meergrundes trockenen Fußes dahin.

Als wir durch dieſe Schlucht hinausgekommen waren, befanden wir uns auf einer rötlich ſandigen Fläche, die durch einen Pinienwald bedeckt iſt. Zu unſerer Rechten hinaus erhoben ſich, wie Dünen, die Wellen und Hügel der Wüſte, welche mehrere Stunden im Umfange, im Sonnenlichte rötlich ſchimmern und immer näher und näher gegen die Stadt ſich wälzen und jedes Jahr einen Streifen der duftigen grünen Gärten verſchlingen, welche die Häuſer umgeben. Der Emir Fakar-eddin hatte den Gedanken, dieſen ſtundenweiten Wald, der Wüſte als einen aus hunderttauſenden von hohen ſchlanken Säulen beſtehenden Wall entgegen zu pflanzen. Wir ritten am Rande dieſes Waldes und erfreuten uns an ſeinem Schatten, wiewohl er für den aus dem Norden Kommenden nicht den erquickend friſchen Anblick unſerer Wälder gewährt. Jeder Stamm ragt, einige Schritte vom andern entfernt, hoch und grad empor; die Erde bedeckt kein Grashalm und kein Gebüſch unterbricht die ſandige Fläche. Unter einer dieſer Pinien hatte ein Araber eine kleine Kaffeeküche improviſirt: ein Kohlenfeuer und eine auf drei Stangen befeſtigte Strohdecke zum Schutze vor der Sonne. Er lud uns zum Ausruhen ein. Wir folgten um ſo lieber ſeiner Einladung, als er uns ſein friſches, das heißt von Beyrut hergebrachtes und durch die Sonnenglut des Morgens ſchon laulich gewordenes Waſſer anrühmte.

Vor den Wald hinaus gelangt, ragten die Höhen des Libanon gewaltig vor uns empor. Steil abſinkend, und durch dunklere Stellen, die in die Felſenmaſſen hinein geriſſenen Schluchten nur ahnen laſſend, dehnen ſich tief zu ihren Füßen begrünte Bergebenen aus, die von Felſenterraſſen getragen, ſchwebende Oaſen ſcheinen. Auf einzelnen Höhen und Felſenkoloſſen bauen

ſich weiß glänzende Klöſter empor und an den Abhängen lagern Dörfer und einzelne kaſtellartige Gebäude. Allmälig ſenken ſich dieſe Vorberge niedriger und verlieren ſich in die prächtige Ebene, die wir durchreiten müſſen. Der Brandungsdonner des nahen, hier nicht ſichtbaren Meeres, das Rauſchen der hunderttauſend Pinienwipfel ſind eine gewaltige Muſik für die Seele und der zuweilen vom Winde aufgejagte Wüſtenſand ſchwebt, als goldene Wolke über unſern Häuptern. Ein Zug von ſchwer beladenen Kameelen, zuweilen ein Sohn der Berge auf einem mutigen Pferde, weiß verhüllte Frauengeſtalten auf kleinen Eſeln reitend, kommen uns entgegen und wir glauben nicht allein in eine fremde zauberhafte Welt verſetzt zu ſein, wir ſind es wirklich.

Die Ebene iſt mit dunkeln Oliven- und hellen Maulbeerbäumen zahlreich bepflanzt, die der ſich hinſchlängelnde Fluß nur friſcher grünen macht. Zwiſchen durch ragen Feigen- und Johannesbrotbäume und laſſen die ganze Landſchaft als einen geſegneten Garten erſcheinen. Da und dort ſteht eine Gruppe von Zipreſſen, oder eine einzeln ſtehende Palme. Mir klang der orientaliſch-ethiſche Dichterſpruch durch die Seele:

Erwirb, wie Palmen, Dir durch Goldfrucht Dank;
Wo nicht ſei, wie Zipreſſen, frei und ſchlank!

Wenn das Auge erquickt war von dieſem Gartenleben, dann blickte es wieder auf zu den mächtig ragenden Bergen des Libanon, die in der durchſichtigen, zitternden Glut der Sonne, wie eitel gediegenes Gold und Silber funkelten und in kühnen Zügen ihre Erhabenheit in den blaßblauen Himmel ſchrieben.

Der Weg, jemehr wir uns den Vorhügeln dieſes ewigen Gebirges näherten, wurde immer beſchwerlicher und nahm alle Aufmerkſamkeit der Reiter in Anſpruch. Wir ſetzten wiederholt durch den Fluß, bis wir das erſte Dorf, Hadet erreichten, das auf einem ſteinigten Hügel gelegen, von Kaktus eingefriedet liegt und eine kleine Kirche, mit einem ihr angebauten Kloſter in der Mitte hat. Auf den flachen Dächern der Häuſer waren Frauen, die ſich bei

nſerem Nahen raſch verhüllten, mit Ausbreitung von Getreide, on Palmenzweigen und Trocknung neu angefertigter Lehmgeſchirre eſchäftigt. Weiß beturbante Männer in bunten weiten Gewän- ern grüßten uns mit lautem Wort, oder mit der ſtillen Bewegung r Hand an Stirne und Herz.

Ein gleiches Bild bot uns das Dorf Balba, zu dem wir ſteil ber nackte Felsblöcke emporritten.

Empfang in Sibné.

Die Reſidenz. — Prince maronite. — Die fürſtlichen Frauen. — Ihre Tracht. — Begrüßung. — Erzherzog Ferdinand Max. — Der Fürſt. — Ruhm und Lied. — Dann weiß es Gott.

Nach zweiſtündigem Ritte erreichten wir Sibné, die Reſidenz des Fürſten. Seine Behauſung hat von Außen nichts, wodurch ſie einen Eindruck machen könnte. Es iſt ein weitläufiger, ſteinerner Bau mit flachen Dächern, deren manche höher, manche tiefer liegen. Die Fenſter ſind ſchmal, oben rund und ohne Scheiben, einige von hölzernen Läden geſchloſſen. Von einer ſymetriſchen Anordnung keine Spur, und doch durch nichts erſetzt, was wir einen fantaſtiſchen Stil nennen möchten, der häufig an ſarazeniſchen, oder ſyriſchen Gebäuden bemerkt wird und ein Zeugniß von einer genial launenhaften Fantaſie des Baumeiſters giebt.

Wir befanden uns in dem weiten Hofe eines weitläufigen und unregelmäßigen Gebäudes, deſſen Terraſſen, Treppen, unſymetriſch angebrachte ſcheibenloſe Fenſter, vor und zurückſpringende Mauern kaum eine Beſchreibung zulaſſen, oder verdienen möchten. Es kamen mehrere arabiſch gekleidete Diener, die unſere Pferde übernahmen und dem ſcheinbar vornehmſten und älteſten unter ihnen, ſagte einer meiner Janitſcharen in der feierlichen orientaliſch überſchwänglichen Weiſe: „Ein Berühmter des Abendlandes will den Fürſten des Libanon begrüßen.“

Der Schwiegerſohn des Fürſten, ein junger kleiner Mann, mit klaren, freundlichen Augen und rotem Schnurrbarte kam eine Treppe des Schloſſes herab, hieß mich in trefflich akzentuirtem Franzöſiſch willkommen und lud mich ein, in eine kühle, gegen den Hof hin offene Halle einzutreten. Ein Diener reichte uns die Pfeifen, ein zweiter Zuckerwaſſer mit Roſenduft, ein dritter ſchwarzen Kaffee. Der Letztere trug ein mit Goldblumen geſticktes weißes Tuch auf der Schulter, das er, die Kaffeetaſſen zurücknehmend, uns reichte, um Mund und Hände daran abzutrocknen. Das Geſpräch mit dem „Prince maronite“ wie er ſich einmal ſelbſt bezeichnete, war ein höflich heiteres und unterſchied ſich kaum von einem, unter ähnlichen Umſtänden in einem europäiſchen Salon.

Der Dragoman meldete jetzt, die fürſtliche Familie ſei bereit mich zu empfangen. Der Prinz grüßte mich mit orientaliſcher Handbewegung und ſchritt mir voran. Wir gingen durch den weitläufigen Hof und gelangten durch einen Bogengang in einen zweiten, wo uns eine freiſtehende Treppe zu einer Terraſſe, von dieſer in ein kahles, weiß getünchtes Vorzimmer und in den Empfangſaal führte. Dieſer war nicht prächtiger, den Boden bedeckte eine Strohmatte, entlang den Wänden ganz niedere mit bunt geblümtem Kattun überzogene Divane, Thüren und Fenſter, von weichem Holze, unangeſtrichen; die letzteren jedoch umrahmten das unſterblich ſchöne Bild der großartigſten Landſchaft der Welt. Wir werden ſie ſpäter näher betrachten.

In einer Ecke des Saales ſaß die Fürſtin, el ſit Ammun, gekreuzter Beine. Eine nicht große dicke Frau mit geſchminkten Wangen und Augen, die graublau lebhaft, noch durch die Schminke erhöht, funkelten. Das Haupt bedeckte ein roter Feß mit goldener Quaſte, um denſelben wand ſich ein buntes ſeidenes Tuch mit einem Kranze von Perlen geſchmückt. Von dieſem Kranze, in die Stirne herab hingen eine kleine Sonne und ein Mond von Diamanten. Ein blauſeidenes Leibchen umſchloß den Leib ſo, daß die Bruſt frei und ſichtbar blieb; im buntſeidenen Gürtel funkelte der diamantene Griff eines Dolches und hingen drei kleine ſilberne Kapſeln, die

Amulete enthalten. Die Arme frei, waren mit goldenen, edelsteinbesetzten Bracelettes geziert.

Ihr zur Rechten saß, fast gleich gekleidet, nur fehlte der Dolch, die ältere Tochter des Hauses, el sit Allia, die Frau des Prinzen, der uns empfangen hatte. Ihre Haare flatterten frei um das dicke, gedankenlose Gesicht; während die jüngere Tochter, el sit Méis, welche der Mutter zur Linken saß, zwischen die schwarz und lang herabwallenden Haare schwarze Seidenschnüre, an denen kleinste Goldmünzen flitterten, eingeflochten hatte.

Alle drei rauchten; indem Kristallflaschen vor ihnen standen, die durch einen roten Safflanschlauch, der in ein mit Silber beschlagenes Mundstück endete, mit den Lippen der Damen im Zusammenhange waren. Ich hatte stillschweigend, den Damen gegenüber, auf dem Divan Platz genommen und ebenfalls eine Nargile empfangen. Der Dragoman kniete zwischen mir und den Damen. Es herrschte Schweigen, denn es wäre gegen die feine Sitte, bevor man sich mit Kaffee erquickt hat, ein Gespräch anzuknüpfen. Nur die durch das Wasser gezogenen Tabakwolken gurgelten in den Flaschen. Der Kaffee wurde in feinen Porzellantäßchen, die in silbernen, mit Edelsteinen besetzten Becherchen standen, herumgereicht und die Fürstin ließ jetzt durch den Dolmetsch die erste Frage an mich richten:

„Bist Du gesund?"

Ich preise Gott dafür, daß ich es bin.

„War Deine Reise glücklich?"

See und Stürme haben mich sanft getragen.

„Du kommst aus Oesterreich?"

Ich habe es vor zwei Monaten verlassen.

„Wir haben den Fürsten von Österreich" — sie meinte den Erzherzog Ferdinand Max — „bei uns auf dem Berge gesehen. Wie geht es ihm? Es war uns eine große Ehre, ihn zu begrüßen. Man erzählt uns, daß er wieder kommen wird. Da muß er aber seine Frau mitbringen."

Er ist noch unvermählt.

„Er ſoll ſich aber vermählen; er iſt in dem Alter. Haſt Du vernommen, ob er mit unſerer Aufnahme zufrieden geweſen iſt?“

Ehe ich antworten konnte, ging die Thüre auf und der Fürſt, ſeit Jahren erblindet, trat, von einem ganz weiß gekleideten Diener begleitet, langſam ein. Er iſt kleiner Statur und wohlbeleibt. Unter dem Turban glänzt ein rundes Geſicht; kräftig ausſehend, läßt es das hohe Alter des Fürſten — er iſt nahe an achtzig Jahre alt — nicht ahnen. Unter der etwas kurzen Naſe deckt ein grauer Schnurrbart die derben Lippen. Er war türkiſch gekleidet, die Stoffe der Gewänder dunkelbraun.

Die Fürſtin und ihre Tochter ſtanden, als er herein trat, auf; wir folgten ihrem Beiſpiele. Der Diener geleitete den Greis an den Platz der Fürſtin und legte ein weiß mit Blumen geſticktes Kiſſen hinter ſein Haupt.

Nach einer Weile ſtellte der Fürſt durch den Dolmetſch dieſelben Fragen, wie ſie die Fürſtin that, an mich. Dann trat eine kleine Pauſe ein, während welcher ein rundes, nur zwei Fuß hohes Tiſchchen mitten in den Saal geſtellt wurde. Auf demſelben befanden ſich in ſilbernen Taſſen verſchiedene Süßigkeiten, in Zucker geſottene Früchte, und Gläschen mit Liqueur. Die junge Fürſtin ſtand auf und ſpießte mit einer kleinen ſilbernen Gabel eine von den Früchten, und indem ſie die rechte Hand an Herz und Stirne legte, reichte ſie mir die Süßigkeit und wiederholte dies, bis ich von allen Früchten gekoſtet hatte.

Der Fürſt ließ mich durch den Dolmetſch fragen, ob ich auch kranke Augen zu heilen verſtünde und bat mich, die ſeinen zu unterſuchen. Ich that es mit Sorgfalt.

Er fragte: „Kann ich wieder ſehend werden?“

Ich befand mich in Verlegenheit, denn ich hatte ihm nur Troſtloſes zu ſagen und unterſuchte ſcheinbar noch weiter, um auf eine paſſende Antwort zu ſinnen.

„Du willſt nicht wiederholen“ ließ er mir ſagen, „was ich ſchon oft vernehmen mußte. Ich werde die Welt nicht mehr ſehen!“

Blicke Du nach innen, in Deine unſterbliche Seele. Dieſer Blick iſt Dir nicht verſagt. Denke noch einmal die Thaten Deines thatenreichen Lebens durch.

„Das iſt Rauch, der vorüberflog.“

Schreibt Niemand Deine Geſchichte, Deine Kriege und Siege, Deine Tapferkeit und Deinen Ruhm?

„Es lebt ein Mann in meinen Bergen, Tanus Schidiak, der weiß Alles, was ſeit der Erſchaffung der Welt geſchehen iſt. Vielleicht hat er auch aufgeſchrieben etwas von dem, was ich that, als ich noch ein Adler geweſen bin auf dem Libanon.“

Leben keine Dichter, die Deinen Ruhm beſingen?

„Es leben ſolche in den Bergen.“

Läßt Du ihre Geſänge nicht aufſchreiben?

„Wozu? Es hören ſie die Berge.“

Wenn aber der Widerhall ſtirbt?

„Kann die That in Gott verhallen? Wenn ſie Niemand mehr weiß, ſo hat ſie Gott nicht vergeſſen!“

Ich fühlte mich von dieſer tief ethiſchen und poetiſchen Betrachtung mächtig ergriffen. Ich war noch nicht daran gewöhnt, im Morgenlande oft ſelbſt von ungebildeten Perſonen, was übrigens hier nicht der Fall war, Weisheit und erhabenen Sinn in goldenen, faſt proſetenhaft klingenden Worten ausſprechen zu hören.

Der Fürſt erhob ſich mit den Worten: „Laſſe Dir es wohl ergehen in meinem Hauſe“ und verließ den Saal. Wir waren alle wieder aufgeſtanden.

Mittagsmahl.

Mutter und Kind. — Sklaven und Freie. — Eine ſchwarze Hand. — Die Fliege in der Milch. — Humor der Fürſtin. — Noa und Columbus. — Ein ſchwarzer Chriſtus.

Das Geſpräch wurde nun zwiſchen den Damen und Herrn Ibraim arabiſch geführt; hundert neugierige Fragen, in Beziehung auf meine Perſönlichkeit von der Fürſtin gethan. Die Töchter blieben immer ſchweigend. Auffallend oft wurde ein ſchönes, kräftiges Kind gelegt, und der jungen Fürſtin knieend an die Bruſt gereicht, die es unter ununterbrochenen Zärtlichkeiten munter und abwechſelnd ernährte. Die braune Dienerin blieb in knieender Stellung, die Hände auf ihre Schenkel gedrückt, bis ihr die Mutter das Kind, unter Liebkoſungen, wieder übergab.

Während der ganzen Zeit des Beſuches blieben Diener und Dienerinnen, alle orientaliſch ſchön gekleidet und barfuß, denn die Pantoffeln legten ſie jedesmal vor dem Eintritte in den Saal an der Schwelle nieder, auch dann noch im Saale, wenn der Dienſt, den ſie zu verrichten hatten, vollendet war. Sie hörten die Geſpräche ihrer Herrſchaft und der Fremden mit an, miſchten wohl auch ein Wort mit ein und wurden, wie von ihresgleichen, freundlich angehört, wenn ſie irgend eine Bemerkung machten. Und doch waren ſie alle Sklaven. Wo im Abendlande genießt der

freie Diener eines ſolchen Vorrechts? Das vertrauliche, gegenſeitig anhängliche Verhältniß zwiſchen Herren und Sklaven trat mir im Morgenlande, wo wie ſie ſagen die Barbaren herrſchen, noch häufig entgegen, und immer wieder machte es einen wohlthuenden Eindruck auf mich. Ich werde an einer andern Stelle mehr davon zu erzählen haben.

Ein Diener trat jetzt ein und machte mit einer grüßenden Handbewegung die Meldung, daß die Mittagstafel angerichtet ſei. Die Fürſtin erhob ſich mit ihren Töchtern und ging zum Saale hinaus. Der Prinz forderte mich auf, mit ihm zu folgen. Wir traten in's Vorzimmer, wo ein runder Tiſch gedeckt war. Die Damen ſaßen bereits, mir wurde der Sitz zur Linken der Fürſtin und zur Rechten des Prinzen angewieſen. Er theilte mir, gleichſam entſchuldigend mit, daß der Fürſt immer allein ſpeiſe, und darum nicht da ſei um den, nach orientaliſch hyperboliſcher Höflichkeit „berühmten, freudig willkommenen Gaſt" mit verehren zu helfen. Beigezogen zur Tafel waren Herr Ibraim und der Dolmetſch. Wir ſaßen auf Strohſeſſeln, ich allein hatte ein ſilbernes Beſteck; die übrigen führten nur Löffel und Gabeln aus Horn und man konnte deutlich bemerken, daß dieſe Inſtrumente mehr dazu dienten, die Geſellſchaft am bequemen Eſſen zu hindern, als ſie darin zu unterſtützen; denn unverſehens fuhr manche kleine weiße Hand mit in die Schüſſel mit Reis, oder dergleichen, und griff einen ſaftigen Biſſen gewandt aus ihr hervor, den ſie, ohne die Lippen zu berühren, mit haſtiger Grazie in den Mund warf. Die Speiſen wurden aus dem Hofe über die Terraſſe heraufgebracht, die Schüſſel war jedesmal mit einem ſilbernen Deckel verhüllt. Die Fürſtin theilte munter vor, immer der jüngern Tochter zuerſt, dann der verheirateten, dann mir. „Du ſiehſt," bemerkte ſie, etwa wie eine kleinſtädtiſche Hausfrau humoriſtiſch, „wenn man ſo glücklich iſt, den Andern vorzutheilen, behält man immer das Beſte für ſich." Zuweilen, wenn ſie irgend einen guten Biſſen, der ſich auf ihrem Teller befand, bemerkte, fiſchte ſie ihn heraus und legte ihn auf meinen Teller. Niemand wurde zum Eſſen aufgemuntert und kein Wort über die Speiſen

geſprochen. Mir und Herrn Alfanderi wurden nur Fiſche und Milchſpeiſen gereicht, weil er freimütig erklärt hatte, daß es uns nur ſolche hier zu genießen erlaubt ſei. Hinter jedem von uns ſtand eine Sklavin und wedelte die unerträglich vielen Fliegen von dem vor ihr Sitzenden und von ſeinem Teller ab. Ein Moment war während des Tiſches ein wahrhaft entſetzenerregender. Ich hatte einen Milchreis vor mir und bemerkte, daß eine flugmüde Fliege eben in ihn herabtaumelte. In demſelben Augenblicke ſenkte ſich von hinten und vor mir her, mitten in den Teller herab eine lange, hagere, ſchwarze Hand, und griff mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit die Fliege an den Flügeln faſſend, empor, die wie eine Marionette in der Hand des Spielers nach Oben verſchwand. Die ſchwarze Schickſalshand, die ſo verhängnißvoll in mein Tiſchleben griff, gehörte einer Negerin an, die in ein ganz weißes Gewand gehüllt, hinter mir ſtand, und die edle, menſchenfreundliche Aufgabe hatte, mir die Fliegengeiſter abzuwehren. Mir allein wurde Wein vorgeſetzt, ein Flaſche mit trüb feurigem Libanonweine, der nicht gut ſchmeckte. Ein Wiener hätte ſich vor dieſem „heuerigen" entſetzt; der Gedanke aber, daß er aus Reben von dem poetiſcheſten Gebirge der Erde gepreßt iſt, ließ mich ſeine ſäuerliche Herbheit mutig überwinden. Auf dem Tiſche ſtanden zwei irdene, langgehalſte Krüge mit Waſſer, aus denen, wie es mir ſchien, nur aus Rückſicht für den fremden Gaſt das Waſſer in Trinkgläſer geſchüttet wurde; denn die junge Fürſtin, die eben wieder ihrem durſtigen Sohne, während ſie ſelbſt munter ſpeiſte, zu trinken gab, ergriff wiederholt den Krug, bog ihr Haupt zurück und ließ, ohne die Mündung des Krughalſes mit ihrem Munde in Verbindung zu bringen, den friſchen Waſſerſtral hineinfunkeln. Und ſie that recht daran, denn in dem heißen Klima hält ſich das Waſſer in den poröſen Thongefäßen kühl und verliert durch Ueberleerung in ein anderes Gefäß ſogleich an Friſche.

Das Tiſchgeſpräch war ein ziemlich heiteres. Die Fürſtin von klarem und raſchem Verſtande, war von den Bergen einige Male in die große Welt Stambuls gekommen, ſie kannte die

politiſche Weltlage ziemlich genau, und war bei den Kämpfen der Bergvölker, die ihrem Gatten bald dienſtbar, bald gegen ihn empört waren, wenn auch nicht mit dem Schwerte in der Hand, mutig und thätig. Die jüngeren Damen hielten ſich immer ſchweigend und ſchienen es nur einmal zu wagen zu lächeln, als ich einen Toaſt ausbrachte auf den unſterblichen Ruhm des Fürſten, auf die ſchönen Frauen des Libanon, auf die ewigen Zedern und die Gaſtfreundſchaft der Bergbewohner. Möge der Herr ſie alle glänzen, blühen, grünen und geſegnet ſein laſſen, jetzt und immerdar!

Der Dolmetſch ſchien eine hohe Meinung von meiner Gelehrſamkeit gewonnen zu haben, denn er that die wunderlichſten Fragen an mich, unter denen mich folgende in eine kleine Verlegenheit verſetzte, indem ich ſie der religiöſen Ueberzeugung der Geſellſchaft entgegen, zu beantworten fürchtete:

„Sage mir, war Amerika ſchon vor Noa erſchaffen? Was glaubt ihr darüber, in Europa?“ Dann fragte er wieder: „Iſt es eine Sünde, wenn die ſchwarzen Menſchen auf der Erde ſich den Herrn Chriſtus ſchwarz vorſtellen?“

Ich erwiederte, daß ich dies für keine Sünde hielte; indem in meinem Vaterlande manche weiße Menſchen eine ſchwarze Mutter Gottes anbeten.

Die Fürſtin hörte dieſen Fragen, die faſt alle das religiöſe Gebiet ſtreiften, mit Aufmerkſamkeit und meine Antworten mit ſichtlich geſpannter Neugierde an.

Es herrſchen widerſprechende Stimmen über die religiöſen Ueberzeugungen der fürſtlichen Familie. Sich zum Chriſtenthume bekennend, hält man ſie auch für druſiſch, oder mohammedaniſch. In entſcheidenden Augenblicken ſoll der Fürſt, wie jener Egalité als er durch die ſtreitenden Parteien der Straßen von Paris fuhr, bald das eine, bald das andere Banner ausgeſteckt haben. Ich konnte während des vierſtündigen Aufenthalts keine Zeremonie, keinen Ausſpruch, kein Kreuz, oder Heiligenbild entdecken, um an das Chriſtenthum des Hauſes erinnert zu werden. Es wäre

denn wieder der humoriſtiſche Dolmetſch, der vor Tiſche mir den Liqueur eingeſchenkt und mich zu einem zweiten Gläschen gezwungen hatte. Er wollte mich zu einem dritten aufmuntern, indem er ſagte: „Ich bin ein guter Chriſt, und glaube an die heilige Dreieinigkeit!“ Worauf er drei Gläschen hinter einander leerte.

Nach einer Stunde hob die Fürſtin die Tafel auf, und die Damen zogen ſich in ihre Gemächer zurück.

El sit Méïs.

Besuch bei Nachbarn. — Ein rotgeschwänzter Schimmel. — Eine Sklavin als spanische Wand. — Schmerz um einen Helden. — Paradiesischer Anblick. — Herzlich feierlicher Abschied. — Bedenklicher Ritt.

Der Prinz lud mich ein, nahe Verwandte des Hauses in der nächsten Nachbarschaft zu besuchen, und dann seine Pferde anzusehen.

Wir wurden in einem naheliegenden, weitläufigen Hause mit größter Freundlichkeit in einer zahlreichen Familie aufgenommen. Der Herr und die Frau des Hauses baten, mich am folgenden Tage „als ihren Gast ehren zu können." Wir wurden nach üblich freundlicher Weise bewirtet, und es gab sich eine auffallend ausgesprochene Verstimmung zu erkennen, als ich die Einladung höflich ablehnend, zum Aufbruch mahnte.

Wir kehrten zum Schlosse zurück, vor demselben auf einem, mit Olivenbäumen bepflanzten Platze standen, die Füße an eiserne Ringe gebunden, die Pferde des Prinzen. Zehn Rappen und unter ihnen eine milchweise Stute, die nach landeshäßlicher Sitte, die langen Mähnen und den prächtig geschwungenen Schweif safrangelb gefärbt hatte. Die Bemerkungen Omer Paschas, als er mir in Konstantinopel seinen Marstall vorreiten ließ, waren meinem Gedächtnisse nicht entschwunden und so konnte ich dem Prinzen manches kennerhafte Lob über seine Pferde sagen, was ihn

ſehr erfreute, beſonders rückſichtlich der weißen Stute, die ſein Lieblingspferd war.

Wir kehrten in den Empfangſaal des Schloſſes zurück, wo die Damen, wie wir ſie bereits geſehen haben, wieder Nargile rauchten, das auch uns ſogleich gereicht wurde. Nach längerem Schweigen ſagte mir die Fürſtin durch den Dolmetſch: „Sieh, meine Tochter iſt krank, ſeit einem Jahre ſchon, willſt Du ſie nicht heilen?“

Wenn ich ihr Leiden kenne, will ich verſuchen, ob es meiner geringen, ungeübten Wiſſenſchaft gelingt.

„Sie fühlt einen Schmerz in der Bruſt und huſtet. Willſt Du ihr kein Mittel verſchreiben?“

Die Aerzte im Abendlande müſſen den Kranken unterſuchen, um das Leiden zu erkennen, und ich weiß nicht, ob es die Sitte geſtattet, die Leidende ſo zu ſehen, wie man es im Abenlande für nötig erachtet.

„Thue ganz, wie es Dir gut dünkt, und wie es der Leidenden günſtig iſt.“

Ich möchte die edle Gaſtfreundſchaft nicht verletzen, dies wäre mir ein ewiger Schmerz, und ſo fürchte ich, die Unterſuchung ſo vorzunehmen, wie wir ſie in Europa üben.

„Thue, wie Du es nötig findeſt.“

Die junge, nach orientaliſcher Anſchauung ſchon alte Prinzeſſin, denn ſie zählte vierundzwanzig Jahre, erhob ſich, ohne irgend eine Bewegung in ihren Zügen, die bleich und edel waren, von ihrem Sitze, und reichte mir beide Hände, damit ich gleichzeitig an ihnen den Puls fühlen könne. Ich ließ ſie bitten, ſich auf dem Divane niederzulegen, und ihr blauſeidenes Weſtchen, das mit kleinen, ſilbernen Knöpfen bis an den Hals geſchloſſen war, aufzumachen, und das weite Beinkleid und den, den Rock um die Lenden feſthaltenden Gürtel zu lockern.

Es waren männliche und weibliche Diener anweſend, denen ſich immer mehr zugeſellten, denn ſie wollten Zeuge deſſen ſein,

wie der Frangiarzt ihre Herrin heilen werde. Die Fürstin hieß jetzt, eine braune Sklavin sich zwischen mich und Herrn Ibraim mit ausgestreckten Armen stellen, so daß sie mit den weit herabfallenden Aermeln eine lebendige spanische Wand vorstellte, denn nur die Familie und der Arzt durften die Prinzessin entkleidet sehen. Die Fragen, die ich an sie richtete, wurden von dem mir nicht sichtbaren Freunde verdolmetscht; selbst über Zustände, die sonst eine Mutter, nur wenn sie mit ihm allein ist, dem Arzte von der Tochter anvertraut. Es herrschte ein allgemeines Schweigen. Die vielen Knöpfchen der Weste waren endlich offen, der Gürtel gelöst, und ich begann nach der uns in Europa genug bekannten Weise die Brust der jungen Dame zu untersuchen. Um das Ohr horchend an die Brust und den Rücken der Dame schmiegen zu können, mußte ich mich auf die Strohmatte neben dem Divan neigen, der nur einen Schuh hoch war. Und so lag ich denn, einer Kranken theilnehmend dienend und ernst gesinnt, in Wahrheit an dem Herzen einer Fürstin vom Libanon.

Die Untersuchung dauerte, weil die Fragen und Antworten immer gedolmetscht werden mußten, nahezu eine halbe Stunde. Die Sklavin, welche spanische Wand war, und mich an die Szene im Sommernachtstraume lebhaft mahnte, stand unbeweglich, wie eine Statue. Die Prinzessin blieb fort und fort fast theilnahmlos, nur ihre bleichen Wangen erhielten jene verhängnißvolle Röte, welche die Aerzte „umschrieben" nennen, und ihre blauen, von langen schwarzen Wimpern und schön gewölbten Brauen überschatteten Augen hatten den feucht verklärten Glanz, der dem Kundigen ein Zeichen ist, daß sie sich bald für immer schließen werden.

Ich knöpfte nach der Untersuchung der Dame alle Knöpfchen der Weste zu, was sie, ohne sich zu bewegen geschehen ließ. Dann bat ich sie, aufzustehen; sie reichte mir, um ihr zu helfen, die Hand, und setzte sich wieder neben die Fürstin, die mit der Handbewegung nach Herz und Stirn, mir schweigend dankte.

Als ich der Prinzessin rieth, sich des Rauchens zu enthalten und nicht heftig zu reiten, sah sie mich sehr traurig an. Ich

reichte ihr aus meiner kleinen Reiſeapotheke, die ich vorſichtig immer bei mir führte, einige Pulver. Ich wendete mich dann an den Prinzen, um noch einige Fragen an ihn zu thun, die ich, europäiſch angewohnt, doch nicht durch Dolmetſcher hören wollte; wiewohl ſie, nach der gemachten Erfahrung, die Damen nicht in Verlegenheit geſetzt haben würden. Der Prinz erzählte mir, daß die Prinzeſſin ſeit Jahren einen tiefen Schmerz im Herzen trage. Ein Verwandter der fürſtlichen Familie, „ein junger Held der Berge“ hatte ſich mit ihr verlobt, und iſt bald darauf in einem Kampfe mit einem aufrühreriſchen Stamme gefallen. Seitdem reitet ſie, von wenigen Bewaffneten begleitet, immer in die Berge hinein und ruft, wenn ſie ſich nicht belauſcht glaubt, den Namen des geliebten Todten dem Widerhalle entgegen.

Im Saale fing ein prächtiger Glanz zu ſpielen an, der durch die hohen Fenſter hereinbrach, ſo daß ich unwillkürlich, da ich ihnen mit dem Rücken zugekehrt ſaß, mich raſch wenden mußte.

„Willſt Du nicht die Herrlichkeit ſehen?“ ſagte mir die Prinzeſſin. Es waren die erſten und einzigen Worte, die ſie an mich richtete.

Ich trat an's Fenſter, und blickte in ein Paradies. Den hohen Bergabhang hinab, den der Palaſt beherrſcht, ſchlangen ſich Reben um Zipreſſen und Maulbeerbäume, zwiſchen durch lagen mächtige Felsblöcke. Vor mir, den äußerſten Horizont, begrenzte die rotgolden funkelnde Wüſte und tiefer hinab lag das dunkelblaue Meer, und über ihm die ſinkende, glühende Sonne, an der die weißen Segel der Schiffe vorüberflogen. Vor der See und der Wüſte mir näher erhob der ſtundenlange Pinienwald, durch den wir des Morgens gekommen waren, ſeine dunkelgrünen Häupter und endete in die glanzvollſte Ebene der Erde, die von einem Fluſſe ſilbern durchrauſcht, alle unſterbliche Pracht und ſelige Schönheit einer ſüdlichen Landſchaft zeigte. Von einzelnen Höhen zur Linken hinaus, funkelten weiße Paläſte, wie ſilberne Kro-

nen, und an den kühnſten Abhängen weiße Dörfer, Palmen und Zedern.

Mich ergriff es wie Schmerz, daß ich mich von dieſer Höhe, von dieſem Anblicke für mein ganzes Leben trennen und nimmer wieder ſehen ſollte, was erhaben und lieblich, ſchön und unſterblich, mit allen Glorien des Lichts geſchmückt, vor mir ausgebreitet lag. Die niedergehenden Stralen der Sonne ſchienen mir die Schwerter der Cherubim, die der Herr hingeſtellt hat, um mich aus dieſem Paradieſe zu verbannen.

Herr Ibraim mahnte zum Aufbruch, denn im Morgenlande liebt man es, längſtens beim Sonnenuntergange unter den Zelten zu ſein. Die Damen reichten mir die Hand, die Fürſtin ſagte: „Vergiß nicht, daß Du der Freund unſeres Hauſes geworden biſt, und Deine Freunde, wenn ſie einen Gruß von Dir bringen, werden uns willkommen ſein.“

Im Hofe wurde ich freudig überraſcht und erſchreckt zugleich. Die Rappen und die weiße Stute des Fürſten ſtanden prächtig gezäumt und geſattelt, jedes Thier von einem reichgekleideten Diener gehalten. Die Stute trug einen Sattel aus blauem Sammt, reich mit Gold geſtickt, die Zäume und die Bruſt mit ſilbernen Buckeln und Spangen geziert. Der Prinz lud mich ein, ſein Pferd zu beſteigen. Ein ſchwarzer Sklave legte ſich auf die Hände und Füße, ich trat auf ſeinen Rücken und ſchwang mich in den Sattel. Dies war das Signal für die Bewaffneten des Fürſten, welche ebenfalls die Rappen beſtiegen und mir voranritten.

„In einer Stunde biſt Du in Beyrut!“ rief mir der Prinz zu, und ahnte nicht, wie er meine Sorge erhöhte, ob ich auf dem feurigen Araberpferde nicht meinen Todesritt unternehme. Ich faßte mich, da ein Ablehnen der großen Ehre, die mir der Prinz erwies, nicht möglich war, feſt in mir zuſammen, und noch feſter die Zügel des Pferdes, das mich klug und vorſichtig die Felſen hinab und dann tanzend und ſpringend nach Beyrut trug

Auf dem Libanon.

Erſter Tag.

Gefährliche Wege. — Ein Chan. — Ackerbau. — Wein. — Karawanen. — Vor dem Zelte. — Geſtalten. — Druſen. — Nacht.

Am 11. Mai des Morgens nahm ich von meinen Gaſtfreunden herzlichen Abſchied, um die Reiſe über den Libanon anzutreten. Ich ſchloß mit einem ſyriſchen Griechen, Namens Ibraim Rabat, der mir als ſehr verläſſig und ſprachenkundig empfohlen war, wie ſonſt mit einem Veturino in Italien, einen ſchriftlichen Vertrag, der arabiſch ausgefertigt beim kaiſerlich öſterreichiſchen Generalconſulate vidimirt wurde. Ibraim übernahm die Verpflichtung für Pferde, Maulthiere, für das Zelt und die Diener zu ſorgen, mich über das ganze Gebirge nach Damaskus, nach Baalbek, zu den Zedern, nach Tripolis und wieder nach Beyrut zu bringen.

Herr Alſanderi hatte die beſondere Freundlichkeit für mich, mir ſeinen älteſten Sohn Ibraim als Begleiter mitzugeben und für die Küche zu ſorgen, was auf einer Reiſe durch den Orient, wo kein Gaſthof und nur der leerſtehende Chan zu finden, von großer Bedeutung iſt.

Wir brachen eine ſtattliche Karawane auf. Ibraim auf einem türkiſch geſattelten Pferde mit Flinte, Piſtolen und Handſchar be-

waffnet, führte den Zug an. Ich und Herr Alfanderi, ebenfalls mit Waffen, folgten ihm. Ein Maulesel trug das Zelt und unser Gepäck, ein kleiner Esel trabte hinterher, um bald dem einen, bald dem andern Diener, die in Pantoffeln während vieler Tage neben uns herliefen, wenn sie zu müde wurden, den Rücken zu leihen. Wurde aber das kleine Thier selbst müde, so stach der auf ihm Sitzende es mit einem krummen Messer in sein Hintertheil. Mein Pferd, ein Eisenschimmel, im Libanon geboren, an dessen Wege gewöhnt, nahm sich, mit einem englischen Reitzeuge gesattelt, das ich aus Wien mitführte, ganz stattlich aus. Alle Riemen von rotem Leder mit weiß metallenen Schnallen und Bukkeln und ein in Beyrut gekauftes, rotes Fliegennetz mit solchen Troddeln, eine Schabracke von gleicher Farbe, ließen das schlanke, feurige Thier, Hassan hieß es, und spitzte immer die Ohren, wenn ich es rief, noch schöner erscheinen. Aus den Halftern glänzten zwei schöne Pistolen hervor.

Ibraim meinte: „Wenn Euer Pferd, Herr! den Beduinen nur nicht zu gut gefällt.“ Wir waren bald zum Thore der Stadt hinaus und an jenem Pinienwalde vorbei, an dessen Schatten wir uns bereits auf dem Ritte zum Fürsten des Libanon, erfreuten.

Wer nun meinen würde, daß auf dem Libanon, über den die großen Karawanenzüge seit Jahrtausenden gehen, Straßen führen, der wäre in einem bedeutenden Irrthume befangen. Wie eben seit Urzeiten eine unbekannte Flut die Felsen zerriß und sich Bahnen brach, oder wie sie ungeheure Bergmassen empor hob und aufthürmte; so sind die Höhen und die Schluchten noch dieselben. Tausende von Geschlechtern haben nichts gethan, um Wege zu bahnen, Berge zu umgehen, Brücken zu schlagen. Ein Chaos von Steinen, hingesäet seit ewigen Zeiten, sind die Wege, die der Reisende geht, auf denen das syrische Pferd die einzelnen Steine sucht, auf die es treten kann.

Hassan hatte ein klug berechnendes Auge, an gefährlichen Stellen blieb er einen Moment stehen, setzte einen Fuß vor und prüfte die Festigkeit der Steinlage. Wenn sie ihm nicht sicher genug schien, zog er den Fuß wieder zurück, um einen andern Stein

zu ſuchen; dann trat er mit ſolcher Feſtigkeit auf, daß die Funken oft vom Kieſe ſtoben.

Trotz dieſer Vorſicht des Pferdes, erwehrt ſich der Reiter nicht, einer fortwährenden Sorge, eines ängſtlichen Blickes. Wer über dieſe Klippen an ſchwindelnden Abhängen vorbei, dann wieder auf ſchmalſten Bergkämmen hinan reitet, meint fort und fort mit dem Pferde zu ſtürzen und zerſchmettert zu werden. Jeder Reiter zieht allein; bald ſieht man denjenigen, der voran iſt auf einer Spitze oben, bald wieder die, nach oder zur Seite Reitenden verſchwinden. Ein Geſpräch iſt niemals, zuweilen nur ein Zuruf möglich.

Allmälig erſt gewöhnt ſich der Reiter, der zum Erſtenmale dieſe gefahrvollen Wege geht, zu der vertrauenvolleren Ruhe, daß denn doch nicht jeder Menſch verunglückt, der über den Libanon zieht. Wir kamen an der Ruine eines Hauſes vorüber, das einer Quelle angebaut von einigen Feigen- und Olivenbäumen umpflanzt iſt. Wir hielten einen Moment, um zu trinken. Kein Reiſender im Orient zieht an einer Quelle vorüber, ohne ihr dankbarer Gaſt zu ſein. In der Nähe lagerte, unter einem zerriſſenen Zelte eine Beduinenfamilie, ringsherum ſuchte eine ſchwarze, langohrige Ziegenheerde ſpärliches Futter.

Nach dreiſtündigem Ritte erreichten wir den Chan Schech Mamud, ein ſteinernes Gebäude mit flachem Dache, das einen dunklen weitläufigen Stall enthält und eine kleine offene Vorhalle mit einem Heerde. Zur Seite des Chans fließt ein Brunnen.

Es waren Reiſende vor uns hier angelangt. Ein ehrwürdig ausſehender Greis mit weißem Turban und weißen, weiten Gewändern, ſaß in behaglicher Ruhe auf einem Teppich und rauchte. Ein brauner Indier ſchlief im Schatten eines Maulthieres, das neben ihm lagerte. Ein Diener wuſch am Brunnen Gefäße rein, die eben zum Mahle gedient hatten. Aus dem Stalle ſtreckten zwei Kameele die langen Hälſe neugierig hervor.

Ibraim war uns voran geritten und bereitete unſer Frühſtück vor. Auf einem grünen Teppich ſtand ein kleines niederes Tiſchchen, es war mit Eiern, friſcher Butter, die von der Son-

nenglut freilich flüſſig wie Oel war, mit Käſe, Orangen und Piſtazien gedeckt. In ſchönen Kryſtallgläſern funkelte neben weißen Broten vortrefflicher Bordeaux.

Wir lagerten uns römiſch um das Tiſchchen auf Polſtern lehnend, die der vorſorgliche Ibraim mitgenommen hatte. Während wir es uns ſchmecken ließen, kochte er ſchon den Kaffee und bereitete die Nargiles vor. Wir waren erſtaunt über all das Geräthe, das er mitführte und deſſen er an den folgenden Tagen immer mehr entwickelte. Es war eine förmliche Hauseinrichtung.

Als wir uns geſättigt hatten und den Tabak des Libanon in blauen Wolken aufgehen ließen, erfreute uns der großartige Anblick über die Berge und Höhen, die wir heraufgekommen waren. Während wir die, immer mehr anſteigenden Gebirge im Rücken hatten, lag es vor uns aufgethan, eine weite offene Welt. Wir ſahen tief unter uns und fern zwiſchen Gebirgseinſchnitten das Meer, Fragmente eines Rieſenſpiegels in der Sonne blitzend. Ein höher gelegener, rot goldener Streif am Horizonte war die Wüſte und bezeichnete uns die Lage von Beyrut.

Wir hatten uns während der Mittagſtunden, wie im Oriente immer, weil die Sonnenglut faſt tödtlich niederſtrömt, geruht und zogen weiter. Von hier aus begleitete uns ein bewaffneter Mann zu Pferde, ein Wachpoſten des Fürſten. Es waren in letzterer Zeit Räubereien, namentlich Ausplünderung der Poſt, vorgekommen und ſo wurde der Fürſt für die Sicherheit der Reiſenden und der Waarengüter verantwortlich gemacht. Nach einer halbſtündigen Begleitung aber verlangte der Mann ein Backſchieſch und ſtatt uns, wie es ſeine Pflicht war, bis zum nächſten Poſten das Geleite zu geben, kehrte er um, uns unſerem Schickſale überlaſſend.

Hinter dem Chan begannen Weinpflanzungen. Knorrige, wunderlich gekrümmte Aeſte lagen, wie ſchwarze Schlangen auf dem gelb dürren Boden. Kein Grün war an ihnen ſichtbar. In dieſen dürren Stöcken bereitet ſich die heißeſte Glut vor und wird in ihnen kochen und wenn ſie ſich begrünen und voll Trauben hängen werden, wird es ſein, wie das Wunder mit dem dürren Stabe, der in die Bundeslade gethan, ſchöne Mandelblüten trieb.

Aus dieſen Knorren und demütig gekrümmten Stäben mit ihren ſüßen Geheimniſſen, ragen einzeln, oder in Gruppen, Oel- oder Feigenbäume empor. Da und dort auf Terraſſen, die von Steinen umgeben ſind, grünt Getreide, die Halme weit auseinander, ſo daß ein nordiſcher Landwirt ſagen möchte „das Getreide ſteht ſchlecht“ oder „es iſt nur das zehnte Korn aufgegangen.“ Und doch tragen dieſe Sangen hundertfachen Segen und darum brauchen vielleicht die Wurzelfaſern mehr Raum, um die flüſſige Kraft aus dem Boden zu trinken.

Wie leicht iſt die Arbeit des Ackerers auch auf der geſegneten Erde des Morgenlandes; faſt ſcheint ſich der bibliſche Fluch: Du ſollſt; im Schweiße deines Angeſichts dein Brot erwerben nur auf die dem göttlichen Sonnenantlitze abgewendeten Theile der Erde zu beziehen. Ich ſah häufig einen Mann hinter einem, mit zwei Ochſen beſpannten Pfluge einhergehen und einen urförmlichen, hölzernen Pflug, leicht wie ein Steuer an einem Boote, lenken und den Boden nur ritzen. Es iſt, als ob die unterirdiſchen Kräfte hier fein höriger, als im Abendlande wären, wo die Pflugſchaar tiefer und gewaltiger gehen und ſie zwingen muß. Der Terraſſenbau ſtrebt bis zu den bedeutendſten Höhen hinauf und wie leicht auch die Arbeit ſelbſt iſt, ſo wird ſie durch die Glut der ſyriſchen Sonne doch unglaublich erſchwert, und wenn man bedenkt, daß die Dörfer ſehr zerſtreut und weit auseinander liegen, und der Ackerer oft Stunden weit gehen muß, bis er ſein Feld erreicht, oder die Ernte von dort einheimſt, ſo bekommt man von dem Fleiße der Orientalen einen ganz andern Begriff, als den gewöhnlich verbreiteten.

Auf den Terraſſen ſelbſt, die trotz aller Fruchtbarkeit einem ſteinigten Boden gleichen, ſahen wir Weiber, entweder die einfriedenden Steine der Terraſſen befeſtigen, oder mit Ausjäten von Gras und Diſteln beſchäftigt. So oft wir an dieſen Frauen vorüber kamen, zogen ſie raſch den Schleier vor das Angeſicht.

Wir begegneten während des ganzen Tages nur zwei Heerden ſchwarzer, langohriger Ziegen und Schafe, hinter denen Hirten in einem weiten Hemde, das Haupt beturbant, an den Füßen rote Pantoffel, einhergingen.

Zwei kleine Karawanen Mauleſel, die Waaren trugen und von Treibern gedrängt wurden, zogen an uns vorüber. Ihnen voran ritt der Herr der Güter zu Pferde und erwiederte meinen Gruß faſt wie verwundert. Niemals grüßte uns ein Orientale zuerſt.

Aehnliche Geſtalten und Gruppen, wir haben alle gezeichnet, die uns begegneten, erhöhen mehr das Gefühl der Einſamkeit auf dieſen Höhen und in den Schluchten, als daß ſie es verbannen könnten.

Die Sonne neigte ſich bereits und hatte ſich, die wir jetzt durch die wildkahlen Schluchten zogen, unſerem Anblick entzogen. Es wurde immer einſamer um uns her, bis wir in einen Thalkeſſel gelangten, deſſen im Kreiſe liegenden Berge in den Höhen nackte Felſen zeigten und wie mit Mauerkronen geſchmückt ſchienen. Einem dieſer Berge angebaut, neben einem Brunnen iſt der Chan Mederesch. Auf vier Spitzbogen, die zu finſtern Stallungen führen, ruht ein flaches Dach.

Ibraim hatte unſere beiden Diener vorausgeſchickt, und uns begrüßte auf dem Dache ein aufgerichtetes, grüngelbes Zelt, unſer luftiges Haus für dieſe Nacht.

Ich war von der Anſtrengung eines neunſtündigen Rittes in der heißen Sonnenglut, von der Ungewohnheit, ſo gefährliche Wege zu gehen und der fortgeſetzten Anſtrengung keine Erſcheinung in der mir völlig neuen, fremden Welt unbeobachtet zu laſſen, gewaltig aufgeregt und das Blut klopfte mir fühlbar in den Adern des Kopfes. Ibraim, der auf der ganzen Reiſe unſer verſorgendes Schickſal war, kochte raſch ſchwarzen Kaffee, bereitete Limonade und reichte uns nebſt einem Tſchibuk dieſe, wie er mir ſagte, „drei beſten Dinge zur Beruhigung der aufgeregten Sinne.“

Ein weißbärtiger Greis war der Wirt dieſes Chans, in deſſen einem Winkel die Urform einer Schmiede angebracht war. Er entſattelte unſere Thiere, band ſie an Pflöcke feſt und unterſuchte ihre Hufe und hämmerte bald auf ſeinem Ambos einzelne glühende Hufeiſen und Nägel.

Herr Alfanderi ſchlachtete zwei Hühner, die wir auf dem

Wege gekauft hatten, und Ibraim fing an zu kochen. Ein kupferner Keſſel hing über dürren praſſelnden Zweigen von Oliven- und Feigenbäumen.

Ich lag vor dem Zelte, auf einem Teppich ruhend, das große Naturſchauſpiel, das ſich glorreich vor meinen Augen entfaltete, betrachtend.

Vor mir in weiter Ferne, zwiſchen einem großartigen Gebirgsausſchnitte, lag die See, über ihr hing die Sonne, wie ein rieſiger roter Paradiesapfel, der aus der ſaphirnen Schale des Himmels fiel. Die Schneekuppen des Libanon leuchteten in violett goldenem Zauber, und die Sonne berührte die Wellen der See. Ein leuchtender Gedanke der Gottheit verſenkte ſich das rote Licht in die unergründeten Tiefen des Meeres, und es glühte, als ſollten alle Purpurmäntel der Erde in ihm rot gefärbt werden.

In dieſem Meere tauchte ein langgeſtreckter, ſeltſam zackiger, ſchwarzer Streif auf: Die Inſel der beſeligenden Göttin Cypria, und über ihr ſtrahlte durch eine Wolke der ſchön leuchtende Stern der Liebe.

Von einer von wilden Bergen gebildeten Thalſchlucht empor, an denen zerſtreut ſieben ſteinerne Druſendörfer hängen, die kaum von den Felſen ſelbſt zu unterſcheiden ſind, beginnt ein Glockenläuten zu ſchallen. Es kommt von einem Maronitenkloſter, das in der Schlucht auf einem iſolirt liegenden Felſen gebaut iſt und wie ein dunkler Edelſtein von weißleuchtenden Steinen, von den ſieben Druſendörfern, umgeben iſt.

Licht und Klänge! Es war ein wunderbares Ineinanderſpielen von Gedanken und Gefühlen.

Einen mir gegenüber liegenden Felſen empor, der ſchon im Schatten lag, zog ein verſpäteter Wanderer. Er trug ein grünes Kleid, einen roten Feß und ſeinen Nacken herab floß ein weißer Mantel. Wie er die Felſentreppe emporſtieg, warf die untergehende Sonne einen Schimmer auf die Spitze des Felſens. Der erwachte Abendwind machte den rot angeglühten Mantel des Wanderers wallen; ſo daß dieſer eine Geſtalt mit Schwingen und leuchtendem Haupte ſchien. Der Lichtglanz ſpielte nur einen Augen-

blick, während welchem die Geſtalt, um eine Felſenecke biegend, verſchwunden war. Ich dachte an Elia, den Profeten, der im feurigen Wagen zum Himmel auffuhr und ſeinem Jünger den wunderthätigen Mantel zurückließ.

Ibraim lud uns jetzt zu einem trefflich bereiteten Mahle, das er auf dem uns bekannten Tiſchchen deckte und mit einer, an einem Stabe befeſtigten, bunt papiernen Laterne beleuchtete. Eine Flaſche Wein vor uns hinſtellend, bemerkte er: „Dieſer iſt von den Bergen, die ihr dort in der feurigen See noch aufragen ſeht.“ Es waren die Gebirge von Cypern.

Einige Männer, durch unſer Zelt und das lodernde Feuer angelockt, kamen aus dem nächſten Dorfe, um uns zu ſehen. Wir boten ihnen Plätze an unſerem Tiſchchen und luden ſie zum Eſſen ein. Es waren Maroniten, die über den Glauben der Druſen gefragt, uns folgende ſpärliche Nachrichten mittheilten, welche kaum die allgemein bekannte Kunde bereichern, wohl aber einigen Wert, als unmittelbarer Bericht von freundlich geſinnten Nachbarn, haben.

„Wir Chriſten leben mit den Druſen im beſten Einvernehmen. Es ſind tapfere, entſchloſſene Männer von guter Gemütsart. Ueber ihren Glauben bewahren ſie ein tiefes Geheimniß, von dem ſie ſelbſt ihren beſten und bewährteſten Freunden, wenn ſie nicht auch Druſen ſind, nicht ſprechen. Sie beten, wie die Juden und Mohammedaner, nur einen Gott an. Der Wille, die Weisheit, die Gerechtigkeit, das Wort ſind unſterbliche Weſen, die den Zuſammenhang zwiſchen dem Menſchen und Gott erhalten. Ihr Profet Hakim iſt der letze, zu dem Gott ſprach, und der ſiebente ſeit Erſchaffung der Welt. Jeſus, der Sohn Joſephs und Maria's, iſt ein falſcher Profet. Ihre Seelen wandern, je nach ihrer Tugend, oder ihrem Laſter, in ſchönere oder häßliche Menſchengeſtalten. Ihr Profet wird wiederkommen, und das wird die Zeit der ewigen Glückſeligkeit auf Erden, das Paradies ſein. Das wird geſchehen im Jahre der Hedſchra 411. Die Aelteſten eines jeden Dorfes gehen, jeden Freitag um die Mitternachtſtunde auf den ihnen zunächſt liegenden Berg, um Gottesdienſt zu halten. Sie

leſen eine Stunde lang aus einem Buche, das niemals ein Nichtdruſe geſehen hat. Selbſt unter ihnen werden die Männer, erſt wenn ſie das vierzigſte Jahr erreicht haben, in die Geheimniſſe der Religion eingeweiht. Einen Verrath derſelben würden ſie mit dem Tode beſtrafen. Doch weiß man ſeit Menſchengedenken nichts von einem ſolchen Falle.“

Es war ſchon tiefe Nacht geworden, die Sterne leuchteten und die Mondſichel; die See glänzte noch immer dunkel nach. Unſere Gäſte entfernten ſich, die Thiere lagerten und unſere beiden Diener gingen als Wache, mit Flinten und Piſtolen bewaffnet, auf und ab.

Ich brannte, als Gruß an die Nacht, die vier Läufe meines Revolvers ab, daß es in den Bergen und Schluchten wiederhallte, und verfügte mich mit Herrn Alfanderi in das Zelt, wo uns auf Feldbetten ein genug bequemes Lager bereitet war: der Sattel diente als Kopfpolſter, die Pferdedecke als Unterlage und Decke.

Ich ſchlief, ermüdet wie ich war, bald ein und durch meinen Traum ging es, wie ein Glockenläuten.

Ich erfuhr am Morgen, daß eine Karawane des Nachts an uns vorübergezogen war.

Zweiter Tag.

Bibliſche Szene. — Ein tätowirter Mann. — Unwohlſein. — Ein Profetengrab. — Beduinenſegen. — Dramatiſche Prügel.

Um vier Uhr Morgens wurden wir von Ibraim geweckt. Wir kleideten uns raſch an und traten aus dem Zelte. Ueber der fernen See lagerten Wolken, wir ſelbſt hatten noch einen ſternenflimmernden Himmel und ſchon Lerchenjubel über uns. Ein friſcher Windhauch blies über die Berge.

Wir wuſchen uns am friſch fließenden Brunnen und tranken Thee mit Rum. Eine vorüberziehende Ziegenheerde lieferte Milch dazu.

Während wir frühſtückten, banden unſere Diener die Stricke des Zeltes von den Pflöcken los und zogen dieſe aus der Erde. Es begann ein raſches Packen unſerer Sachen, der Gefäße, ein Beladen der Laſtthire, das Satteln der Pferde. Jeder von uns war um ſein eigenes Thier beſchäftigt. Einer der Diener hatte ſich am geſtrigen Tage wund gelaufen und mußte zurück gelaſſen werden. Ibraim hatte für ihn, aus einem nahen Dorfe, einen ſchlanken Knaben von fünfzehn Jahren, mutigen und friſchen Anſehens, angeworben, den er uns vorſtellte. Chatib, was der Leichte, oder Gelenkige bedeutet, trug eine weite, rote Hoſe, die ihm an die Kniee reichte, ſeine Beine waren nackt, nur mit roten Pantoffeln bekleidet. Dem Oberleibe ſchmiegte ſich eine grüne Jacke an, ſein Kopf war mit einem rotgelben Schawl ganz umwunden, durch einen ſchwarzen Wulſt von Kameelhaaren, der wie ein dunkler Kranz über die Stirne nach rückwärts ging, feſt gehalten. Die Enden des Schawls hingen über ſeinen Nacken herab. Ibraim gab ihm eine lange Flinte, mit der er, ohne jemals den kleinen Eſel zu beſteigen, uns über Felſen und Klippen immer voranging, eine leichte, gelenke Erſcheinung.

Wir waren zum Aufbrechen bereit. In den Kohlen, über denen unſer Heerd aufgerichtet war, glimmte es noch, der Morgenwind jagte eine leichte Rauchwolke aus dem Aſchenhaufen hervor. Bald wird der Rauch verweht, werden die Kohlen erloſchen und von unſerem Daſein, das hier ſo ſchön und heiter war, jede Spur verſchwunden ſein.

Wir ritten hinter dem Chan eine Höhe ſo ſteil über Felsſtücke empor, daß die Thiere klettern mußten, bald mit den Vorderfüßen bis ans Knie einſanken, um ſich, einen Moment ausruhend, unter heftiger Anſtrengung auf den nächſten Felsblock zu ſchwingen. Als wir nach einer halben Stunde eine ſo gefährliche Höhe überwunden hatten, befanden wir uns auf einem Bergrücken, der gut bebaut war und wieder von dem Fleiße der Bewohner des Libanon zeugte, welche nicht wagen, ſich einzeln in der Nähe ihrer Aecker anzubauen und es vorziehen, in Dörfern beiſammen zu wohnen. Freilich iſt dann der ungehütete Beſitz

und die Ernte, außer den Bergwettern auch der Plünderung der nomadisirenden Beduinen, oder der verschiedenen Stämme, wenn unter ihnen Krieg ausbricht, preisgegeben.

Neben den Feldern, nicht weiter vor uns als eine Kanonenkugel reicht, erhoben sich Berge, fast bis zum Fuße mit Schnee bedeckt.

Es war heller Tag bereits, doch konnten wir die Sonne nicht sehen, so hoch lagerten und stiegen die Berge rings um uns empor. Uns aber führte jetzt der Weg nach abwärts, eine Stunde lang, und es öffnete sich vor unsern Blicken ein von Bergen eingeschlossenes Wiesenland.

An unserem Wege, einen Felsen herab stürzte ein Wasserfall und lud zum Trinken, und zu dem ihm anliegenden Chan Mrad ein. Als wir uns am eiskalten Wasser, das wohl geschmolzener Schnee war, erquickt hatten, begegnete uns eine Karawane. Schwarzbraune Männer in langen, weißen Mänteln, weiß beturbant, barfuß, mit langen Flinten bewaffnet, zogen voran. Auf zwei Kameelen folgten zwei weiß verschleierte Frauen, dann zogen Ziegen, Schafe, Esel und wieder bewaffnete Männer. Wir mußten an den Zug des Erzvaters denken, wie er mit seinen Frauen und Heerden, mit Knechten und Eseln zog.

Wir gelangten, immer tiefer steigend und eine uralte, in Trümmern liegende Veste zur Rechten lassend, auf die Thalsohle, wo uns der Chan Mregaget gastlich aufnahm und eine Gesellschaft von Beduinen, syrischer Christen, afrikanischer Kaufleute lag, rauchend und Kaffee trinkend. Vor uns dehnte sich das, wieder bergumgebene, stundenlange Thal aus, wo uns vier, den Bergen angebaute Dörfer: Maka, Tenain, Ber Elias und El Martsch genannt, entgegen sahen.

Nachdem uns vom Wirte Kaffee und saure Milch, dann der Tschibuk gereicht waren, und der unermüdliche Ibraim unser Frühstück bereitete, trat ein arabischer Christ an mich heran und reichte mir eine Rose mit den Worten: „Labe Dich an dem Wohlduft, bis dein Mahl bereitet sein wird.“

Da ſeine Arme nackt waren, konnte ich ſeltſame blaue Zeichnungen an denſelben bemerken. Ich bat ihn, mir zu geſtatten, daß ich ſie näher ſähe. Auf dem rechten Vorderarme war die Kirche von Nazaret, über ihr der heilige Georg, auf dem Oberarm der heilige Elias mit einem gezogenen Schwerte und noch höher hinauf ein Baum, auf dem ein Vogel ſitzt, tätowirt. Auf dem linken Arme war in genug zierlicher Zeichnung Maria mit ihrem Kinde, darüber der gekreuzigte Jeſus zu ſehen. Der Mann war ſehr erfreut, mich über dieſe geätzten Zeichnungen ſtaunen zu ſehen und nannte ſich mit Stolz einen Hadgi von Jeruſalem. Als ich ihm durch Ibraim, der nebenbei geſagt, arabiſch, türkiſch, griechiſch, italieniſch, franzöſiſch und engliſch ſprach, antworten ließ, daß auch ich nach Jeruſalem als Hadgi, Pilger, wallfahre, warnte er mich ſehr angelegentlich vor dem Manne, der ihm all die Gegenſtände auf die Arme gebrannt hatte. Er nannte mir dagegen einen, der mir weit billiger und noch mehr Gegenſtände einbrennen werde. Ich ließ ihm für ſeinen ſehr freundlichen Rath danken.

Von unſerer Raſtſtätte fort, ritten wir das, acht Wegeſtunden lange und drei Stunden breite Thal mitten durch. Die Glut der Sonne war furchtbar, und ſtrömte auf unſere, wegen der Gefahr des Sonnenſtichs mit einem Tuche wohlverhüllten Köpfe herab. Eine Seite des völlig ebenen Thales war von ſchneebedeckten Bergen eingeſchloſſen, die uns erſchienen, als ob in ihnen eine Silbereſſe lohete und das geſchmolzene Silber, im Sonnenglanze funkelnd, ſie überfloſſen hätte.

Der Reiſende im heißen Klima hat keine größere Sehnſucht, als nach kühlendem, ſäuerlichem Getränke, und nichts iſt gefährlicher für ihn. Dagegen iſt ſchwarzer Kaffee, oder Cognac ein treffliches Mittel, die innere mit der äußeren Temperatur ins Gleichgewicht zu ſetzen. Die ſaure Milch, deren ich mit Begierde getrunken hatte, rächte ſich bald an mir durch ein heftiges Unwohlſein; ich hatte Mühe, mich auf dem Pferde zu erhalten, und bis zum nächſten Chan, der zwei Stunden entfernt lag, zu gelangen.

Der immer dienende, freundliche Chatib war mir mit aufopfernder Treue zur Seite. Er band einen weißleinenen Sonnenschirm an den Lauf ſeiner Flinte und während er zu meiner Linken einherſchritt, hielt er ihn über mir empor. Die ſchöne Ebene hätte das luſtigſte Reiten geſtattet, und wäre nach den halsbrecheriſchen Wegen, die wir beſiegt hatten, eine heitere Erholung geweſen. Wir erreichten endlich, eine kurze ſteinerne Brücke überſetzend, den Chan El Martſch.

Dieſer iſt ein mit einer Mauer umgebener, weitläufiger Bau, wo im Schatten mehrere Karawanen mit ihren Führern ruhten. Ich ſank auf einen mir unterbreiteten Teppich nieder und meinte nicht mehr weiter reiſen zu können. Ibraim kochte raſch ſchwarzen Kaffee, goß „Milch vom Huhne", ein Eierdotter und Rum hinein, und nötigte mich einen vollen Becher davon zu trinken.

Dann zog er mit unſerem Maulthiere, welches das Zelt trug, weiter, um für uns vorzuſorgen, Herrn Alfanderi und Chatib die Sorge für mich überlaſſend.

Nach längerer Raſt erholte ich mich vollkommen und munterte ſelbſt zum Weiterreiten auf.

Es lagerten ſich uns kleine Vorhügel entgegen, auf deren einem das Grabmal eines Nebi: Proſeten ſich befindet. Wir ritten zwiſchen die Hügel und nach rechts biegend, ſahen wir uns plötzlich von der großen Ebene durch eine Hügelreihe abgeſchnitten, in einem langen und ſchmalen Thale wieder, das mit dem großen parallel lief und nur wie durch eine grüne Couliſſe getrennt war. Die ſchneebedeckten Berge ſahen zu uns mit ihrem blendenden Glanze herüber.

Sechs Kameele weideten an Pflöcken angebunden. Zwei Beduinenweiber, die ſie hierher zur Weide geführt hatten, die Wangen und Brüſte braunrot, die Lippen blau tätowirt, und Ringe in den Naſenflügeln boten uns geſtrickte, wollene Schnüre zum Kaufe an. Ich nahm einige davon, als Andenken an dieſe Nachkommen von Makbets Hexen, und ſchenkte ihnen einige Para, die

ſie mit dem ſchönen Nachrufe erwiederten: „Allah ſei mit Dir, o Sohn des Wegs!“

Um fünf Uhr Abends, nachdem wir mit kurzen Unterbrechungen zehn Stunden zu Pferde ſaßen, ſchimmerte uns in einem ſchmalen und ebenen Bergeinſchnitte unſer grünes Zelt entgegen, willkommene Raſt verheißend. Der kupferne Keſſel hing ſchon über einem Feuer, und Ibraim kam mir, herzlich grüßend, entgegen. Nur wenige Schritte vom Zelte befand ſich ein leerer, verfallener Chan und eine ungepflegte Ziſterne. Nachdem wir uns aus derſelben ein genug trübes, aber noch kühlendes Waſſer geſchöpft, vom Staube und der Glut des Weges befreit hatten, lagerten wir uns vor dem Zelte. Ibraim brachte Kaffee und Tſchibuk, ſeinen Spruch wiederholend: „Das ſind die beſten Mittel, um das Blut und das Gemüt in Ruhe zu bringen.“

In unſerem Angeſichte, einen mäßigen Berg empor, baute ſich ein, nur von Mohammedanern bewohntes Dorf; zu unſerer Rechten auf ſteinigter Anhöhe lag eine alte Befeſtigung in Trümmern. Unmittelbar neben uns ſpielte ſich eine derb dramatiſche Szene ab. Ein junger Burſche brachte Milch, Eier, Brot und Waſſer; Ibraim hatte ihm davon abgekauft. Plötzlich erſchien der Krämer des Dorfes, dieſelben Gegenſtände auf einem Eſelchen herbeiführend, und verlangte von Ibraim, daß er die bereits kochenden Eier, und die in einer Pfanne ſiedende Milch dem Burſchen zurückgebe, denn er allein habe das Recht hier, wenn Reiſende kommen, ihnen zu verkaufen. Ibraim ſagte ihm, unbekümmert das Feuer ſtärker anſchürend, daß er das Recht habe zu kaufen, von wem er wolle, und er ſolle ſich aus unſerem Gebiete entfernen. Das zufällig irgendwo aufgeſchlagene Zelt maßt ſich im Oriente immer das geheiligte Recht des Hauſes an. Der Krämer aber wollte ſich nicht beſcheiden laſſen, und der meiſt ruhig lächelnde Ibraim griff nach der Piſtole in ſeinem Gürtel; der Türke aber nach der Pfanne über dem Feuer und goß ſie dem, ſeinen Erwerb ſchmälernden Burſchen über die Kleider. In dieſem Momente ſprang dieſer wie eine Katze an den alten Krämer heran, riß ihm den

Turban vom völlig glatt geſchorenen Schädel und ihn ſelbſt zu Boden. Und das vermeintlich gute Recht des Krämers wurde vom Stärkeren vor unſeren Augen derb durchgeprügelt. Der Burſche ließ endlich, ſelbſt müde geworden, von dem Manne ab, der uns nun weinend bat, auch ihm, da er für uns ſo viel gelitten habe, ſeine Waare abzukaufen.

Der Mann konnte in das nahe Dorf gehen und ſeine Glaubensgenoſſen gegen uns hetzen, daß ſie ebenfalls den unwiderlegbaren Beweis des Stärkeren an uns üben, oder uns noch gefährlicher bedrohen, und ſo befahl ich Ibraim, dem Manne ſeine Waaren, die wir als Vorrat für morgen aufbewahren könnten, abzukaufen. Ibraim erfüllte meinen Befehl ohne Widerſpruch, aber der Unwille machte ſeine Zähne knirſchen. Während wir uns des Mahles erfreuten, zogen einige Karawanen an uns vorüber, die noch vor Sonnenuntergang den Chan El Martſch erreichen wollten. Weiber zu Eſel und zu Fuß kehrten von der Feldarbeit zurück, und an die Ziſterne kam eine Heerde Kühe heran, um getränkt zu werden.

Als es völlig dunkel geworden war, hing Ibraim wieder über unſerem Tiſche die bunte Papierlaterne auf, während vom Dorfe her das einzige aus ihm empor ragende Minaret aufleuchtete. Die jedesmal raſch nach Sonnenuntergang eintretende, feuchte Kühle zwang uns unter das Zelt zu gehen. Ich las noch in einem uralten Buche, das die ſeit Jahrtauſenden noch erhaltenen, naiven Zuſtände des Morgenlandes, wie kein anderes klar, poetiſch und plaſtiſch ſchildert — die Bibel, und hörte unſere Diener auf und ab gehend Wache halten. Ibraim lag quer vor dem Eingange des Zeltes mit ſeinen Waffen.

Dritter Tag.

Eine Schlucht. — Begegnungen. — Beduinenmantel. — Ein arabiſches Haus. — Gewitter. — Ein Adler. — Geier. — Ismaels Rache.

Heute ſollten wir Damaskus erreichen und weckten, von der Sehnſucht, dieſes Wunder des Morgenlandes vor Sonnenuntergang zu begrüßen, diesmal den noch vor unſerm Zelte ſchlafenden Ibraim. Es war drei Uhr Morgens. Er ſprang empor und griff nach den Piſtolen, bis wir den noch Schlaftrunkenen bedeuteten. Es begann wieder die belebte Szene, die Thiere zu füttern, das Zelt abzubrechen, zu ſatteln, und über einem wärmenden Kohlenfeuer Kaffee zu kochen. All dies geſchieht aber mit einer durch nichts, weder durch freundliche Zuſprache, noch durch zürnenden Befehl, anzueifernde Ruhe. Der Wert der Zeit iſt dem Morgenländer noch völlig unbekannt. Was vorbeſtimmt iſt, muß geſchehen, die Haſt kann es nicht beſchleunigen, die Ruhe nicht aufhalten.

Es war bereits fünf Uhr, und noch immer, unter fortgeſetztem, lebhaftem Geſpräche Ibraims mit unſeren Dienern, hatten ſie hundert Dinge zu ſchaffen, und konnten nicht fertig werden.

Herr Alfanderi, der den Weg kannte, forderte mich auf, mit ihm voraus zu reiten.

Wir zogen durch das Wadi el Charir, zur Rechten und Linken mäßig hohe Berge mit grünem Strauchwerke. Der Weg, ziemlich gut, führte uns mäßig aufwärts. Der Himmel ſchimmerte von zahlloſen Sternen, noch waren keine Vogelſtimmen wach und Schatten ſpielten von, da und dort ſich vorlagernden, fantaſtiſch und ungeheuerlich geformten Felſen. Wir ritten ſtumm neben einander hin. Allmälig verſchwanden die Sterne, die Wolken zerfloſſen und wurden dünner. Hinter uns her durch die ſtundenlange grüne Schlucht kam es, wie eine Helle, und als wir hielten, um darnach zu ſehen, zeigte ſich ein halber Kreis von hoch in den Himmel

ragenden Bergen, deren ſchneebedeckte Spitzen in rötlichem Glanze der aufgehenden Sonne leuchteten.

Finſterniß verdammt zum Schweigen, Licht erweckt Geſänge. Es begann mit der aufgehenden Sonne zugleich über uns ein Singen von Vögeln, als ob es nicht empor von der Erde, ſondern vom Himmel herab tönte. Andere Stimmen in den Geſträuchen wurden wach, und der proſetiſche Vogel der fernen Heimat ließ in Pauſen ſein Kuckuk vernehmen.

In der Schlucht ſelbſt blieb es noch lange ſchattenhaft. Wir kamen an zwei Wachhäuschen vorüber, die eine halbe Stunde fern von einander unter Bäumen lagen, aus Steinen aufgerichtet, die durch keinen Mörtel verbunden waren.

In dieſen Häuschen ſollen Leute des Fürſten Wache halten. Wir fanden ſpäter mehrere von ihnen in einem Kreiſe ſitzend und gemächlich lagernd Tabak rauchen. In der gefährlichen Schlucht, in der ſo leicht ein Wegelagerer auf ſeine Beute ſtürzen konnte, ſchien es ihnen wahrſcheinlich zu einſam. Nichtsdeſtoweniger verlangten ſie ein Backſchieſch von uns.

Herr Alfanderi, der wie ein Eingeborener arabiſch ſpricht, ſagte ihnen: „Habt Ihr denn auch unſern Weg in der Schlucht bewacht?“

Unſere Anweſenheit, erwiederte Einer von ihnen, hätte auch nicht geſchützt, wenn es von Gott beſchloſſen geweſen wäre, Euch zu verderben.

„Wenn wir Euch nun kein Backſchieſch geben, ſo hat es Gott ebenfalls nicht gewollt.“

Er will's, beim Proſeten!

Wir gaben ihnen einige kleine Silbermünzen, um ihr Vertrauen auf den Willen des Herrn nicht ſchwanken zu machen.

Allmälig traten wir aus der Schlucht heraus, wir befanden uns auf einem unabſehbar nach rechts und links geſtreckten Wieſenlande, uns gegenüber wieder erhabene Berge, die erſtarrten Rieſenwellen einer einſt toſenden Weltflut. Weit zurück hinter ihnen ragten an zwanzig Schneeſpitzen empor, die auf den grünen Vor-

bergen zu ruhen ſchienen, und wie weiße Zelte im Sonnenſchein funkelten.

Wir ritten nach rechts hin und begegneten einem Zuge von beladenen Maulthieren, denen vor und nach bewaffnete Männer gingen. Unter einem Zelte beim Frühmahle ſaß ein ehrwürdig ausſehender, greiſer Kaufherr, um ihn her lagerten zwanzig Kameele, Eſel und Pferde. Als wir ihn grüßten, ſandte er einen ſchwarzen Sklaven an uns heran, und ließ fragen: „Ob ſeine Herren nicht mit ihm unter dem Zelte wohnen, und ausruhen wollen?“

Wir ſtiegen von den Pferden, die der Sklave übernahm, und näherten uns dem Zelte. Der Greis lud uns auf ſeinen Teppich zum Sitzen ein, und ließ Tſchibuk und Kaffee reichen. Ich erwiederte dieſe Gaſtfreundlichkeit, indem ich ihm Zigarretten reichte, die ich mit einer zierlich kleinen Maſchine, einem Drechslerprodukte aus Wien, bereitete. Herr und Sklaven ſahen mir neugierig zu, und bewunderten den geſchickten Mechanismus. Er ließ mich fragen, ob in meiner Heimat auch Tabak, der „Honig des Libanons“ wachſe?

Nachdem wir eine Stunde ausgeruht hatten, kam Ibraim mit unſeren Dienern und dem Gepäcke an.

Ich dankte unſerem gaſtfreundlichen Wirte, einige Silbermünzen unter ſeine Sklaven austheilend, und gab ihm die Zigarrettenmaſchine, mit der Bitte, ſie als ein kleines Andenken an ſeinen Gaſt, zu behalten. Er empfing ſie, indem er ſeine Rechte an Stirne, Herz und Mund legte.

Wir zogen, wieder zu einer kleinen Karawane vereinigt, weiter; nur Ibraim blieb zurück, und holte uns erſt nach einer halben Stunde ein. Er ſchwang ſchon von Ferne etwas wie eine Fahne, die er, herangekommen, mir überreichte. Es war ein weiß und braun geſtreifter Beduinenmantel aus Kameelhaaren, den mir der Greis als Gegengeſchenk nachſandte, und ſich ſo in feinfühlender Weiſe meinem Danke entzog.

Eine Schlucht nahm uns wieder auf; nie ſah ich noch ſo fantaſtiſch gezackte und geformte Felſen. Eine lebhafte Fantaſie

konnte in ihnen Riesen im Kampfe mit den wilden Thieren der Wüste erkennen. In urweltlicher Zeit mag hier ein wilder Strom die Berge auseinander gerissen haben, so daß sie entsetzt zu beiden Seiten zurücksprangen und dem Jahrhunderte lang an ihnen vorüberfluthenden Wasserungeheuer zusahen und erstarrten. Wenn sie reden könnten, sie würden von der Schöpfungsgeschichte der Erde erzählen. Ibraim nannte mir die Schlucht Wadi Arn.

Es kamen uns große Heerden schwarzer und langvließiger Ziegen mit herabhängenden, langen Ohren entgegen; dann ein Zug von einundzwanzig mit Korn beladenen Kameelen, voran ein Beduine, dessen Besitz sie waren. Er ritt ein kleines Pferd; seine Rechte war mit einer sehr langen, dünn geschafteten Lanze bewaffnet, im Gürtel glänzten Pistolen. Neben ihn auf einem Kameele ritt sein Weib mit zwei kleinen Kindern, deren eines sie an der Brust eben nährte.

„Marach haba!“ rief er uns laut als Gruß entgegen.

Ein zerlumpt gekleideter Mensch auf einem magern, unansehnlichen Pferde sprengte über die Felsstücke, die unsere Pferde nur sehr vorsichtig überschritten, an uns vorüber. Dieser einsame Reiter trug die Postbriefe von Damaskus nach Beyrut.

Ein Reiterzug fesselte bald unsere Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade. Ein Bewaffneter zu Pferde führte ihn an, ihm nach folgten zwei Priester in langen, schwarzen Talaren mit breiten Hüten, auf Eseln reitend, dann ein schöner Mann in violetten und schwarzen Seidengewändern, im Gürtel zwei Pistolen auf einem prächtig geschirrten Pferde: ein armenischer Patriarch. Ibraim entblößte sein Haupt, und neigte sich tief. Der Patriarch griff nach dem goldenen Kreuze, das ihm am Halse mit einer Kette hing, und ertheilte ihm den funkelnden Segen. Einige bepackte Maulesel und ein Bewaffneter schlossen den Zug, der farbenglänzend durch die grüne Schlucht langsam an uns, die wir zur Seite gewichen und stehen geblieben waren, vorüber ging.

Wir hatten das Ende der Schlucht erreicht, und sahen wieder zur Linken hinaus die Schneeberge, vor uns aber einen Hügel, wo eine Schaafheerde an einer Quelle getränkt wurde. Da

und dort auf Aeckern waren Männer und Weiber thätig, begegneten uns Karawanenzüge.

Nirgend hier bringt es der Strauch zu einem Baume. Die rauhen ſturmgefegten Bergrücken, die von Wildbächen zur Regenzeit durchtobten Thäler laſſen den jungen Baum nicht Wurzel faſſen, oder die tobenden Gewäſſer reißen ihn fort.

Die Glut des Tages ſtieg immer höher, die Stimmen der Vögel verſtummten, die auch wenn ſie ſangen, ſelten ſichtbar waren. Ein Adler, der erſte und einzige, den ich während meines vierzehntägigen Rittes über dem Libanon ſah, flog auf, und legte ſeine breiten Schwingen über das erhabene Gebirge. Er ſchien mir, einſam wie er hinzog, ein König, der ſich auf der Jagd von ſeinem Gefolge verirrt hat. Zu den Füßen der Pferde ſchnellte es häufig wie ein grüner Blitz vorüber, es waren an zwei Schuh lange Eidechſen, die über die von der Sonne glühenden Steine hinhaſteten.

Wir erreichten endlich das Dorf Dimas, das ſich eine Anhöhe hinaufzog und lagerten hinter demſelben in einem weiß und reinlich übertünchten Chan. Der Beſitzer deſſelben hatte ſein Haus unſern hingebaut, welches ebenfalls von einer beſondern Reinlichkeit zeigte. Als ich meine Verwunderung über dieſen Luxus ausſprach, antwortete mir Herr Alfanderi: „Jedes Haus muß denn doch einmal neu und reinlich ſein; wenn wir nach einem Jahre hier wieder vorüberziehen ſollten, würden wir Alles verfallen und ſchmuzig finden. Der Araber baut lieber ein neues Haus, als daß er ein verfallenes ſtützte und in gutem Stande zu erhalten ſuchte.

Die mohammedaniſchen Bewohner des Hauſes ließen mich, um die Einrichtung deſſelben kennen zu lernen, ungehindert durch die Wohnſtube gehen, die zugleich die Küche und im Hintergrunde der Stall war. Von dieſer durch einen Gang getrennt lag die Kornkammer, oder vielmehr der Raum, unter welchem das Getreide in einem gut trockenen Keller lag. Dahin gelangt es durch eine Art offenen Schlott, der aus der Kellergrube empor zur Kammer reicht. In einer Ecke derſelben war eine Mühle, zwei urthümliche große

glatte Steine, die äußerlich ungemeißelt, in der Mitte durchlöchert, durch einen perpendikulären hölzernen Pflock ſo verbunden waren, daß ſie ſich, ohne von einander abzugleiten, um die hölzerne Achſe drehen konnten.

Weiber und Kinder gingen ab und zu, jene brachten uns Milch, Brot, Eier. Die Kinder haſchten nach Hühnern, um ſie, unter den Chalef, das Schlachtmeſſer des Herrn Alſanderi, zu liefern.

Die Weiber trugen hölzerne Sandalen, weite Beinkleider, über die ein nur bis an die halbe Wade reichender Rock ging und hochrote Schürzen. Den Kopf bedeckte ein nach rückwärts fallender weißer Schleier, den ſie, zum Nachtheile für unſere Fantaſie, nicht über das Antlitz zogen. Die Bruſt war völlig frei und langgezogen, denn die Mütter ſäugen ihre Kinder, bis ſie zwei Jahre alt ſind, und es wäre ihnen die größte Schmach, ihr Kind einer Amme zu überlaſſen. Was ſagen unſere Salondamen, die ſich an den poetiſchen Schilderungen des Muttergefühles entzücken und ſo ſchön ſprechen zu dieſen barbariſch ungebildeten Weibern? Um die Arme hatten die Frauen ſilberne und meſſingene Spangen, an den Fingern in Silber gefaßte Karneole, in die arabiſche Talismane geſchnitten waren. Keine von ihnen war zu bewegen, einen Ring zu verkaufen.

Zwei Mädchen gingen auf einen Acker, um Gras zu jäten; ſie trugen am Daumen, um das Geſchäft beſſer verrichten zu können, drei Zoll lange, nach oben etwas gebogene, ſpitzige eiſerne Fingerhüte und Sicheln, wie ſie bei uns geformt ſind.

Ibraim hatte wieder unſer Mahl bereitet, und diesmal, weil der Vorrath unſeres Bordeaux zu Ende war, mit braun goldenem Libanonwein beſtellt, und eine Waſſermelone, die drei Schuh im Durchmeſſer hatte, aufgetiſcht. Er ſchnitt ein roſenrotes, mit ſchwarzen Kernen durchſäetes Fleiſch durch und goß den heißen Wein der Berge hinein; dann ſchöpfte er ihn aus dieſer prächtigen, aus Smaragd und Rubin gefüllten Bowle in Gläſer und lud uns zum Trinken ein. Die kühle Melone ohne Wein, meinte er, könne mir wieder Unwohlſein bereiten und Fieber erzeugen.

Plötzlich fiel es von der Decke ganz vertraulich in unſeren Napf hinein, wir begrüßten das ſchöne, heimiſch gewohnte Bild eines Schwalbenneſtes, das ſich in ſo ungezogener Weiſe ankündigte. Im Hintergrunde des lichten Chans ſättigten ſich unſere Thiere, und plötzlich ſtreckte ſich ein Pferdekopf zwiſchen mir und Herrn Alſanderi an unſern Teppich herein. Es war Haſſan, mein gutes, ſicheres, treues Pferd, das aus unſerer Melone Wein zu ſchlürfen begann. Wir wehrten ſeiner begierigen Luſt nicht.

Schon während unſeres Mahles verdunkelte es ſich allmälig; ich ſah nach Wochen wieder einen grauen Himmel. Ibraim verkündete Regen und mahnte zum Aufbruche. Wir ſaßen bald im Sattel, denn in drei Stunden, hieß es, werden wir in Damaskus ſein.

Trotz des umwölkten Himmels hatte die Glut, die unſichtbar auf uns niederdrückte, nicht abgenommen. Die Berge fingen an kahler, die Thäler unfruchtbar zu werden. Wir zogen Stunden lang über eine Hochebene, nur da und dort in einer Einſenkung war ein, mühſam aus dem Geſtein ſich windender Baum ſichtbar, und plötzlich klang aus verklungener Kindheit ein böhmiſches Volkslied in mir empor vom Baume, der einſam im Felde ſteht, und ſo traurig iſt, wenn auch eine Roſe zu ſeinen Füßen blüht.

Hinter uns ertönte jetzt Roßgetrappe, wir hielten und Ibraim rief uns zu, die Waffen bereit zu halten. Zwei Reiter erreichten uns und grüßten friedlich, ſie trugen die Briefe von Beyrut nach Damaskus. Sie vollenden den Weg, den wir drei Tage zogen, in achtzehn Stunden, indem ſie wiederholt die Pferde wechſeln. Wir verſuchten mit ihnen eine Strecke im Trabe zu gehen, doch unſere Pferde blieben bald zurück und wir ſahen die Reiter kurz darauf hinter einem Berge verſchwinden.

In den Bergen fing es zu donnern an, ein mattes Leuchten ging durch den grauen Himmel, und ließ die immer wüſter werdende Landſchaft noch trauriger erſcheinen. In dieſer Einſamkeit und Stille ſchollen die rollenden Laute noch voller und die Berge ſtanden in furchtbarer Erhabenheit. Das Gewitter kam immer näher.

Zur Seite des Weges, den wir gingen, regte es ſich wie fächernde Flügel. Saßen da zwei Geier, die von der Leiche eines Kameeles fraßen, und ſich durch unſere Nähe nicht ſtören ließen in der wohlſchmeckenden Arbeit. Ohne Uebereinkunft brannten wir, Herr Alfanderi, Ibraim und ich, gleichzeitig unſere Piſtolen auf die entſetzliche Gruppe los. Die Kugeln ſauſten und die Thiere ſpannten breite Flügel aus, als ob ſie ſich erheben wollten, und ſetzten ruhig wieder fort, was ihres Berufes war.

In einer Einſenkung der Bergebene ſetzten wir durch einen Strom, an dem eine ſchwarze Ziegenheerde lagerte, und tranken von den friſchen Fluten. Der Donner verrollte und während zwanzig Minuten fielen einzelne ſchwere Tropfen auf uns herab. „Gut, daß meinem edlen Herrn!“ rief Ibraim, „ſein Gaſtfreund einen Beduinenmantel geſchenkt hat, thut ihn um!“

Wir hüllten uns ein, der uns immer tapfer voranſchreitende Chatib that ſich in ein zerriſſenes Tigerfell, das er aus dem Gepäcke wo hervorzog; es hing als ein gelb und braungeſtreifter Talar von ſeinem Rücken herab, und wie zerlumpt es war, gab es der freien und ſchlanken Geſtalt ein ſtattliches Anſehen. Hätte er Bogen und Pfeil getragen, er hätte Ismael ſein können, der, mit ſeiner Mutter verſtoßen, ſtolz in die Wüſte zieht, um die unrühmliche That des Vaters an ſeinen Kindern zu rächen, durch Jahrtauſende.

Damaskus.

Wüſte und Gärten. — Lehmhütte und Palaſt. — Sultan Sa-lah-ed-din. — Ein Tänzer.

Die Felſen und die Berge waren nun völlig baum- und ſtrauchlos, kein Grün, kein Waſſer war ſichtbar, wir befanden uns in einer Wüſte, über der ein grauer Himmel hing. Um ſo größer war unſere Erwartung und Sehnſucht, die Stadt zu erblicken, die im Titel des Sultans als die Paradieſesduftige aufgeführt iſt und die der Profet drei Mal glücklich geprieſen hat, weil die Engel des Herrn über ſie die Flügel gebreitet haben. Gott ſelbſt ſchwört im Koran „bei der Feige und bei der Olive", weil in Damaskus die ſüßeſten Feigen, in Jeruſalem die beſten Oliven gedeihen.

Profane Erdbeſchreiber des Morgenlandes nennen die Stadt das Muttermal auf der Wange der Welt, das Gefieder des Paradieſespfauen, den farbigen Hals der Ringeltaube, das Halsband der Schönheit, die vielſäulige Stadt.

Der Weg führte uns ſeit einer Stunde immer empor, bis wir um eine Bergwand bogen und in einer unabſehbaren Ebene einen lang hingedehnten Wald ſahen, durch deſſen dunkles Grün ſich ein breiter weiß ſchimmernder Streif zog, aus dem ſchlanke Säulen, die Minarete, neben goldglänzenden Kuppeln der Moſcheen ſich erhoben.

Wir hielten die Pferde an und betrachteten das wunder- und märchenverklärte, in der Bibel ſchon genannte Dameſchek.

Ibraim drängte zum Weiterreiten, wenn wir die Stadt, die uns ſo nahe ſchien, noch vor Sonnenuntergang erreichen wollten. Wir überließen uns ganz dem Verſtande unſerer Thiere und blickten fort und fort nach der Stadt hin, die uns noch zwei Mal verſchwand, indem wir zwiſchen kahlen Felſen uns durchwinden mußten. Es war eine Erſcheinung wie das Geſicht in der Wüſte.

Erſt nach einer Stunde gelangten wir die unwirtbaren Felſen herab und befanden uns in unmittelbarer Nähe der fünften Stadt des ungeheuren osmaniſchen Reiches nach Konſtantinopel, Adrianopel, Bruſſa und Kairo. Wir ritten wie in ein ungeheures Dorf, in welchem 200,000 Menſchen wohnen. Auffallend war die ſcharf gezogene Grenze zwiſchen Wüſte und Gartenland, wie die grüne Linie auf einer Landkarte. Als wir ſie überſchritten, befanden ſich die Vorderfüße des Pferdes in duftig üppigem Raſen, während ſeine Hinterfüße noch dem ſandig kahlen Boden ihre Spuren eindrückten.

Wir ritten zwiſchen tauſend Gärten hin, ein unſichtbares Meer von Duft wallte an uns heran und betäubte faſt die Sinne. Die Gärten, viele mit geziegelten Mauern rot eingefaßt, oft mit ſchönen Portalen, andere nur von lebendigen Hecken umgeben, zeigten Feigen-, Oliven-, Pomeranzen-, Mandel- und Granatenbäume, Palmen und Zipreſſen. Alle Gärten wuchſen, nach unſeren Begriffen von Gartenanlagen, wild, keine ſimmetriſche Ordnung, keine kunſtreichen Pflanzungen. Alles ſchien wie vom Zufall geſäet zu ſein und ſah aus, wie die Baumgärten in deutſchen Dörfern; nur ſah man keine Zwetſchken- und Birnbäume, keine Brenneſſel- oder Stachelbeeren. Aus dem üppigen Raſen, der den Boden dieſer Gärten, die durch keine ſandigen Stege durchbrochen ſind, deckt, wuchſen die glühendſten Blumen hervor und jene berühmten Roſen, die auf ſechs bis ſieben Schuh hohen ſchlanken Bäumchen, rote Flammen ſchienen, die ſtatt Wärme erquickendſten Duft verbreiteten. Oft bogen ſich die mächtigen Zweige von Bananen aus den Gärten zu denen, die jenſeit unſeres Reitſteges lagen, hinüber und

bildeten lange hohe Laubenhallen, unter denen wir wie Sieger einzogen. Brunnen und geleitete Waſſer rauſchten und nur ſelten tauchte eine Menſchengeſtalt in ihnen auf.

Wir ſaßen in der ungeheuern Glut des Tages ſchon elf Stunden im Sattel und ſo „paradiesduftend“ der Ritt jetzt auch wirklich war, wir ſehnten uns nach Raſt.

Ibraim hatte in dem wundervollen Frühlingslabirinthe des Weges verfehlt und brachte uns nach einer Stunde erſt in die Stadt, wo wir den von Menſchen wimmelnden Bazar durchſchneiden mußten und endlich, ſchon im Dunkel des Abends vor einem Hauſe hielten, das einem ſchmutzigen Lehmhaufen mehr ähnlich ſah, als einer Herberge.

Wir gingen durch einen ſchmalen, dunklen Gang und befanden uns in einem — märchenhaften Palaſte. In der Mitte des mit weißen Marmor getäfelten Bodens eines viereckigen, großen Raumes plätſcherte ein Springbrunnen, von blühenden Orangenbäumen umgeben. In den Zweigen hingen bunte Lampen, wie brennende Edelſteine aller Farben. Hohe luftige Spitzbogenhallen dämmerten nur von Laternen aus Milchglas.

Ein greiſer Diener führte mich in eine dieſer offenen, rings mit breiten Divanen umgebenen Hallen; ihm folgte ein zweiter mit einem ſilbernen Waſchbecken, ein dritter bald mit eisgekühlter Limonade, ein vierter mit Kaffee und Tſchibuk.

Ich kam mir vor wie ein Prinz in tauſend und einer Nacht.

Dieſes Hotel iſt das einzige in Damaskus und erſt ſeit weniger Jahren von einem griechiſchen Chriſten unternommen.

Ich war bis zum Sterben ermattet und ſehnte mich nach einem Lager. Da alle Stuben von Gäſten beſetzt waren, ließ mir der Wirt in einer der offenen Hallen eine vortreffliche Lagerſtätte bereiten, auf die ich niederſank.

Dieſe Halle hatte einen kleinen Springbrunnen, über dem eine Kugel aus Rubinglas hing und rote Schatten auf dem hohen bunt bemalten Holzgebälke der Halle ſpielen ließ, während ein Regen feine Tropfen auf das abſchüſſige Dach fallen ließ. Es war eine eigenthümliche Muſik, welche die Waſſer rauſchen, klopfen

und rinnen ließen. Die Aufregung des langen Rittes, die fantaſtiſch neuen Szenen und Geſtalten der letzten Tage, es wogte alles bunt und wirr durch einander — —

Silberne Hörner und Pauken ertönten, ein langer Zug Krieger mit blanken ſeltſamen Waffen ſchritt feierlich vorüber, ihnen folgten tauſend Sklaven in alle Farben des brennenden Morgenlandes gekleidet. Prachtvoll geſchirrte Pferde, Kameele, Fahnen, grüne und rote — es wollte nicht enden und hielt vor einer offenen Halle, die rot beleuchtet war. An einem Brunnen lag ein bleicher Menſch, Fürſten und Sklaven, Krieger und Prieſter ſtanden ſchweigend um ihn her. Eine Krone funkelte zu ſeinen Häupten. Er langte nach einem weiten weißen Gewande und winkte einem rieſig hohen Manne, der eine Lanze führte, und hieß ihn das weiße Linnen an dieſelbe befeſtigen und dann ſprach er: „Dies iſt mein Todtenhemd, zieht alle, die ihr verſammelt ſeid, durch die Straßen von Damaskus. Laſſet die Hörner und die Pauken ertönen, und immer, wenn ſich zahlreiches Volk verſammelt hat, laſſet ausrufen, daß es alle hören: Der Sultan Salah-ed-din liegt im Sterben und von ſeiner Macht, von all' ſeinem Reichthum iſt fortan nichts mehr ſein, als dies Leichentuch —“

Klingende Glöckchen und Pauken erklangen und ihr Schallen hinderte mich zu hören, was er noch ſprach — ich ſchlug die Augen auf.

Die Rubinlampe war erloſchen, der Springbrunnen im Hofe plätſcherte und um ihn herum erheiterte ein egyptiſcher Tänzer die ganze bunte Bevölkerung des Hotels.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel. Ibraim verſuchte mich mehrmals zu wecken, doch der Schlaf, erzählte er mir, lag „ſchwer wie der Jebel Leban“ auf meinem Herzen.

Beſuche.

Conſul Pfäffinger. — Lady Dickby, ein Beduinenweib. — Oberſt Geßler. — Ein rächender Gatte. — Ein Tiger.

Nachdem ich die wonnevolle Qual eines türkiſchen Bades in Damaskus, das ein ſchöner marmorner Kuppelbau iſt, durchgekoſtet hatte, begab ich mich in das kaiſerlich öſterreichiſche Conſulatsgebäude.

Herr Pfäffinger empfing mich in freundlichſter Weiſe und war in jeder Art bemüht, mir den leider nur ſehr kurzen Aufenthalt in Damaskus ſo angenehm, als intereſſant zu machen.

Wir ſaßen entweder in der offenen Veranda, blühenden, ſtark duftenden Bäumen und Blumen gegenüber, oder gingen in dem ſchönen Raume, in welchem aus dem Nachbarhauſe eine Palme ihre langen Blätter herüberſenkte, auf und nieder. Herr Pfäffinger iſt ein ſtiller, ſcharfer Beobachter und feſſelte mich durch hundert Mittheilungen, die einzeln ausgeſprochen, nur kleine Moſaikſteine ſchienen, dann aber plötzlich ein ganzes Bild der orientaliſchen Zuſtände und Verhältniſſe gaben. Aber auch der Heimat wurde gedacht und es funkelte eine wiedergefundene Krone, deren erſter Schimmer in Damaskus auftauchte, durch die höchſt anziehenden Schilderungen und Erinnerungen. Ein anweſender Araber brachte zufällig das Geſpräch auf eine originelle Dame, die vor einigen Jahren viel Aufſehen erregte und jetzt in Damaskus lebt. Lady Malborough, durch ihr Liebesabenteuer mit einem öſterreichiſchen Diplomaten kompromittirt, ging nach manchem anderen noch, nach

Deutſchland, Italien, Griechenland, wo ſie mit dem Grafen Theodaki vermählt, ſich wieder ſcheiden ließ und in den Orient ging. In der Nähe des Euphrat von Beduinen geplündert, verliebte ſie ſich in deren Schech und Lady Dickby, wie ſie wieder hieß, heiratete ihn. Ihr Gatte, der Aniſibeduine Midſchuel ließ Weib und Kinder an den Ufern des Euphrat und der jüngere Mann zog mit der alternden Gattin, die jetzt etwa 55 Jahre zählt, nach Damaskus. Die blonde Beduinengattin, die ein jährliches Einkommen von wenigſtens 15,000 Thalern hat, kaufte ein ſchönes Haus und einen Garten in einer Vorſtadt von Damaskus, wo ſie ſich mit allem europäiſchen Comfort umgiebt, eine reiche Dienerſchaft, ſchöne Pferde hält, reitet, jagt, lieſt, während ihr Gatte, der übrigens ſeit dieſer Heirat bei ſeinen Stammgenoſſen wenig Achtung genießt, zuweilen, um ein Privateinkommen zu haben, Reiſende nach Palmyra bringt. Die Frau des Schechs hat ſeine Sprache gelernt und lebt glücklich mit dem Wüſtenſohne.

Bei Herrn Pfäffinger lernte ich auch einen von jenen preußiſchen Offizieren kennen, die von der türkiſchen Regierung eingeladen worden waren, um namentlich türkiſche Artillerie einzuſchulen, die eben während des ruſſiſch-türkiſchen Krieges ſich als talentvolle Schülerin trefflicher Meiſter bewährt hat.

Herr Oberſt Geßler, oder wie er im türkiſchen Heere heißt: Dilamir Bei, iſt eine impoſante ritterliche Erſcheinung, die durch ein herzliches Weſen und friſchen Ausdruck unwillkürlich anzieht. Ich war ihm durch Rami Bei in Konſtantinopel auf das freundlichſte empfohlen; doch hätte es dieſer Empfehlung nicht bedurft. Oberſt Geßler fühlt ſich glücklich, wenn ein Deutſcher kommt, wenn er von der unvergeßlichen Heimat und von den Wundern des Orients reden kann. Mit liebenswürdigſter Zudringlichkeit wollte er, daß ich bei ihm wohne; da aber mein Aufenthalt nur kurz war, ſo mußte ich mich darauf beſchränken, ihn in ſeinem Hauſe, das er mit zwei Dienern und einer abyſſiniſchen Sklavin bewohnt, zu beſuchen.

Ich hörte bei ihm von einem ſeltſamen Erlebniß ſprechen und ſollte ſelbſt eines haben.

Wir ſaßen in einer kühlen Halle, Herr Geßler zeigte mir eine zwar kleine, aber ſehr koſtbare Sammlung von Münzen und geſchnittenen Steinen, die er namentlich in Anatolien geſammelt hat. Die Diener brachten uns Kaffee und Tſchibuk. Oberſt Geßler erzählte mir ein Ereigniß, das ſich vor einigen Tagen in ſeiner Nachbarſchaft zugetragen hatte. Ein Türke nahm eine junge Frau, und bald, nachdem ſich die Hochzeitgäſte in ſpäter Nacht entfernt hatten, hörte man einen Schuß, der die ganze Nachbarſchaft aufweckte und in das Haus führte. Der junge Ehemann zeigte auf die Leiche ſeiner Frau. Er hatte nur einfach, weil er ſich betrogen fand, ſein türkiſches Herrenrecht geübt.

Während ich aufmerkſam zuhörte, hielt ich auf niedrig breitem Divane ſitzend, die Kaffeetaſſe in der Rechten auf mein Knie geſtellt und fühlte es plötzlich meine Hand ſcharf ſtreifen und ſah aus meiner kleinen Taſſe einen — Tiger ſchlürfen.

Entſetzt emporſpringend, floß der Kaffee über mein Kleid und das koſtbare porzellane Täßchen lag zerſchmettert auf dem Boden. Der Tiger, der wie eine Katze, unhörbar weichen Trittes an mich herangekommen war, wollte gemütlich liebenswürdig mit mir aus einer Taſſe Kaffee trinken.

Oberſt Geßler fing zu lachen an, was mich raſcher beruhigte als ſeine Worte und die Verſicherung, daß das prächtige, ſchlank gelenkige Thier zahmer wie ein Haushund in Europa ſei. Nur zur Zeit, wenn ihm Fleiſch gereicht wird, ſei nicht mit dem Tiger zu ſcherzen, der auch eine eigenthümliche Unruhe zeige, wenn er Weiber, oder Neger ſähe.

Als ich mich wieder beruhigt hatte, und auf dem Divan ſaß, fing Herr Geßler, wie mit einem Hunde mit dem Tiger zu ſpielen an. Ihm erfüllte ſich, was der vom Schickſal ſo ſchwer verfinſterte Dichter ſich wünſcht:

„O wär' ein ſolcher Tiger mein Genoſſe!"

Ich nahm aber aus Damaskus die gewiß originelle Erinnerung mit: mit einem Tiger ſchwarzen Kaffee aus einer Taſſe getrunken zu haben.

Ein Feſt.

Die Frauen. — Trachten und Schminke. — Edelſteine. — Muſik. — Tanz. — Arabiſche Küche. — Toaſte. — Süße Rache.

Wer durch die engen, winkeligen, ſchmutzigen Straßen von Damaskus geht, zwiſchen vernachläſſigten Häuſern, die mit hölzernen Fenſtergittern, niederen Thüren verſehen ſind, er würde nicht ahnen, daß er ſich in einer reichen, die Fantaſie jedes Orientalen immer lockenden Stadt befinde. In einer Stadt, welche eine der älteſten der Erde iſt und ſomit Zeit genug hatte, um ſich zu bauen und zu geſtalten.

Wie alles Glück des Orientalen in ſeinem Hauſe verborgen und kein Gemeinſinn in ihm geweckt iſt, ſo hat er hier auch in ſelbſtſüchtiger Weiſe alle Pracht und jeden Reichthum auf das Innere verſchwendet und den Genuß daran aller Außenwelt abgeſperrt.

Als ich mich dem Paſcha von Damaskus, dem ich empfohlen war, vorſtellte, fragte er mich, wie mir Damaskus gefalle?

„Wie ein häßliches Weib, das ein ſchönes Herz beſitzt.“

Er lachte und meinte: „Nicht wahr, es iſt ein Paradies? aber in einem Paradieſe darf man an ein häßliches Weib gar nicht denken.“

Meiſt tritt man durch einen ſehr ſchmalen niederigen, oft dunkelwinkeligen Gang in ein Haus. Es iſt ein Zugang, etwa

wie zu einem Stalle, oder im beſten Falle zu einer Hütte der Armut. Hat man aber das Ende eines ſolchen Zugangs erreicht, ſo thut ſich mit Einemmale ein zaubervoller Raum auf. Springbrunnen, um welche Orangen- und Mandelbäume gepflanzt ſind, verbreiten Kühle, Duft und Glanz. Zuweilen überſchattet eine Palme den Raum und Blumen aller Art funkeln und feſſeln das Auge und erfüllen das Herz mit ſüßer Befriedigung. Zuweilen iſt dieſer ganze Raum in einen ſchattigen Garten umgewandelt, in welchem die rauſchenden Brunnen ſpringen und Nachtigallen ihr Lied ertönen laſſen. Der luftig freie, mit bunten Flieſen moſaikartig gepflaſterte Raum, auf den ein tief blauer Himmel ſich niederſenkt, iſt meiſt an drei Seiten von offenen, in einen ſpitzen Bogen zulaufenden hohen Hallen umgeben, deren Wände entlang Divane ſich hinziehen. Aus dieſen Hallen zur Linken und Rechten tritt man in hohe Säle, in Prunkzimmer, die mit bunten Marmorarten, mit Gold, mit Perlmutter verziert ſind. Landſchaftliche Gemälde, in denen meiſt Paläſte und Minarete ſich unperſpectiviſch darſtellen, unterbrechen zuweilen den Marmor, oder reichvergoldete Thürme, hinter denen ſich in Schränken koſtbare Geräte aus Silber, Gold, Porzellan und Kriſtall befinden.

In einem ſo prächtigen Hauſe verlebte ich viele Stunden beim gelehrten Orientaliſten Herrn Wetzſtein, der als königlich preußiſcher Conſul ſeit Jahren in Damaskus lebt und ein fleißiger Sammler von literariſchen und archäologiſchen Schätzen iſt. Seine junge, orientaliſche Gattin, voll geiſtig bewegter Lebhaftigkeit trat mir mit ihrem reizend ſchönen Kinde auf dem Arme entgegen und erſuchte mich in ihr Gedenkbuch einige Worte zu ſchreiben. Der Anblick der ſchönen Gruppe gab mir folgende Verſe ein.

Die Roſen von Damaskus ſind
Beſungen und berühmt in allen Landen;
Noch kamen Ros' und Knospe nicht abhanden:
Ich ſah die Mutter und ihr Kind.

Doch wir ſind heute zu einem Feſte geladen, und begeben uns in das Haus des Herrn Rafael Stambuli, des reichſten Ju-

den in Damaskus. Das Feſt wird zu Ehren des eben aus Jeruſalem kommenden Freiherrn Alfons von Rothſchild gegeben.

In einer offenen Bogenhalle, wie wir ſie geſchildert haben, einem baum- und blumenüberſchatteten Waſſerſpiegel in marmorner Einfaſſung gegenüber, verſammelten ſich die Gäſte. Wir Europäer waren um vier Uhr, zur feſtgeſetzten Stunde, gekommen und zum Sitzen eingeladen, es wurden uns ſogleich Kaffee, in Eis gekühlte Limonade und Tſchibuk mit wolkig ſchönen, honiggelben und von Edelſteinen eingefaßten Bernſteinſpitzen gereicht.

Echt orientaliſch, weder Zeit noch Stunde achtend, kamen allmälig die Gäſte, Herren und Frauen, die letzteren Alle in weiten, weißen Mänteln, und tief verſchleiert. Braune Sklavinnen, die ihnen folgten, nahmen ihnen Mäntel und Schleier ab, aus denen ſie wie bunte Schmetterlinge aus weißen Blüten ſich hervorhoben.

Wenn eine der Damen kam, nahm ſie neben uns auf dem Divan Platz, und führte den, ihr ſogleich dargereichten, in Silber endenden roten Schlauch des Nargiles an den Mund. Die ganze Geſellſchaft erhob ſich, ſo oft eine kam, bis an zwanzig Frauen verſammelt waren.

Es war ein ſeltſamer, fremdneuer Anblick. Die Frauen waren alle in ſchwere damaſtene blumige Seidenſtoffe, von grüner, gelber, roter und blauer Farbe gekleidet. Dieſe Röcke hervor und um die Lenden mit einem buntfarbigen Gürtel feſtgehalten, ſchimmerte das meiſt rot und weiß ſeidene weite Beinkleid, die gelben oder roten, reich mit Gold geſtickten Pantoffel. Der Oberleib war mit einem ebenfalls ſeidenen, weißen Weſtchen, mit Gold oder Silber geſtickt, bekleidet, das vorne offen, die Bruſt auch der Matrone ſehen ließ. Darüber trugen ſie einfarbige ſeidene Jacken von allen Farben des Regenbogens mit weiten, geſchlitzten Aermeln und reicher Goldſtickerei. Roſenſträuße von geſponnenem Golde glänzten als Epaulettes darauf. Das Koſtbarſte aber war der rote Feß mit goldener Quaſte, von Perlen- und Diamantenſchnüren, von Rubinroſen und ſmaragdenen Blättern völlig überhängt.

Die Frauen im Oriente tragen ihren Schmuck immerfort, ſie ziehen es vor, täglich in ſeinem Glanze vor ihrem Gatten zu erſcheinen, ſtatt wie im Abendlande, nur zuweilen auf Bällen, oder im Salon vor den Augen der Gatten — anderer Frauen.

Welche Schönheit glänzt uns von dieſem Frauenkreiſe entgegen?

Alle ſind geſchminkt, Lippen und Wangen und Augen; die letzteren in den Winkeln und an den Rändern der Augenlider hin, ſo daß die Augen einen eigenthümlichen Emailglanz zeigen, und die dunkelſten ſelbſt, wie alle im Oriente, fremdartig verklärt erſcheinen. Der ſchönſte Schmuck der Augen, die Brauen, iſt glatt wegraſſirt; dafür iſt über jedem Auge ein ſchwarzer halber Bogen, hoch in die Stirne und an der Naſe verbunden, künſtlich aufgemalt. Die Frauen entbehren ſomit einer Schönheit, die ſeltſam genug von orientaliſchen Dichtern, mehr denn von den abendländiſchen beſungen wird, und erſetzen ſie geſchmacklos durch dieſe wunderliche Brauenmalerei, die bei Allen nach einer beſtimmten Zeichnung gleichförmig iſt, und dem Geſichte der Frauen einen monotonen, faſt komiſchen, larvenhaften Ausdruck giebt. Da überdies durch die Augen-, die Wangen- und Lippenſchminke jede natürlich unterſcheidende Färbung des Teints wegfällt; ſo ſehen ſich Alle mehr oder weniger ähnlich.

Die Frauen ſaßen Alle gekreuzter Beine, bliesen blaue Rauchwolken empor, während die Waſſer der kriſtallenen Nargiles, die vor einer jeden ſtanden, gurgelten, und in ſie hineingethane kleine Roſenblätter bei jedem Zuge es, wie einen roten Schneefall wirbeln ließen. Da keine der Frauen ſprach und gedankenlos vor ſich hin blickten; ſo machten ſie den Eindruck von Menſchen, die mit offenen Augen ſchlafen, und die gurgelnden Nargiles konnten immerhin für ein unangenehmes Schnarchen gelten. Nur die Haltung war eine wahrhaft maleriſche; indem ſie in die Polſter des Divans gelehnt, den Oberleib bald in eine liegende, oder zur Seite geneigte Lage brachten, oder die Arme aufſtemmten, und das Haupt in die flache Hand legten, deren innere Fläche und die Nägel bei Mancher mit Henna gelb gefärbt war.

Braune Sklavinnen, weiße Dienerinnen und Diener gingen ab und zu, um bald Kaffee, bald die Pfeife zu reichen.

Die weiblichen Diener trugen hölzerne, einen halben Schuh hohe Sandalen, so daß sie schon aus der Ferne durch ihr klipp klapp sich ankündigten, und dieselben jedesmal, ehe sie zu uns auf den Teppich traten, ablegten. Diese Sandalen, durch einen Riemen über den Rist festgehalten, zwingen die Person, die sich derselben bedient, den Oberleib steif und nach rückwärts geneigt zu halten, während die Füße sich vorschieben müssen, um die Sandalen nicht zu verlieren. Die Fußbekleidung, die wir durch Ueberschuhe rein erhalten, ist in den offenen, freien Räumen der orientalischen Häuser, zur Zeit wenn es regnet, sehr nötig, um nicht die oft kostbaren Teppiche zu verderben.

Um das Wasserbecken haben sich jetzt vier Musikanten gelagert; Zimbal und Trommel, Klarinette und Tamburin beginnen ein wunderliches Quartett, ein Chaos von Musik, das sich zuweilen zur böhmischen Polka und Kalamaika auflöste. Mir war, als ich diese aus meiner Heimat herüberklingenden Töne in dieser Umgebung hörte, als sähe ich weißmehlige Erdäpfel zwischen goldenen Datteln liegen.

Die Musikanten besaßen diese Tänze, aus dem Lande der zauberkundigen Herzogin Libussa und der wilden Hussiten, als Erbstück von der Frau des englischen Consuls Wood, die sie ihnen am Klavier vorspielte.

Wenn ein Musikstück vorüber war, fingen die Männer zu singen an, jenen wunderlichen arabischen Gesang, den man in Synagogen des Abendlandes, als polnisch geschnörkelt und genäselt, oft verspotten hört.

Ich fragte meinen Nachbar, was die sängen?

Er antwortete mir: „Wir hören diese Lieder von Jugend auf, sie sind uns so gleichgültig, daß wir nie nach den Worten fragen."

Höre ihnen zu, und sage mir dann, was sie singen.

„Ich höre, daß sie arabisch singen, ich kann aber die Worte nicht unterscheiden."

Nach etwa zwei Stunden, gegen ſechs Uhr Abends, munterte uns der Hausherr mit Händeklatſchen auf, ihm zur Tafel zu folgen. Baron Rothſchild reichte, europäiſch galant, ſeiner Nachbarin den Arm, ich folgte ſeinem Beiſpiele, und führte ebenfalls meine Nachbarin zu Tiſche. Dies Thun erregte eine eigenthümliche Senſazion, die Männer ſahen ſich gegenſeitig an, und lächelten und die Frauen ſchienen über eine Kühnheit zu ſtaunen, die, wie man uns ſpäter aus ihren Bemerkungen mittheilte, nicht ohne Eiferſucht auf etwas blieb, was ihnen doch als auszeichnende Bevorzugung ihrer Schweſtern, vorkam.

Wir traten in eine zweite Bogenhalle, wo eine reich mit Silber geſchmückte und in glänzender Beleuchtung ſtehende Tafel gedeckt war.

Ich beklage, die völlig fremdartig zubereiteten und ſeltſam ſchmeckenden Speiſen nicht ſchildern zu können. Die arabiſche Küche hat eben ihr Kunſtgeſetz, wie die franzöſiſche, oder jede andere. Es iſt ein Verluſt von wahrhaft kulturhiſtoriſcher Bedeutung, daß der kulinariſch feinſt gebildete Herr von Rumohr nicht auch eine Reiſe in den Orient unternommen hat. Welche Entdeckungen hätte dieſer Küchen-Colombo, dieſer mit den feinſt kritiſchen Zungenwärzchen begabte Apoſtel aller Feinſchmecker uns machen können! Das mit Monumenten ſo dankbare Deutſchland, wo hat es das ſeine errichtet?

Es verdient erwähnt zu werden, daß wir auf vierbeinigen Stühlen ſaßen und mit — Meſſer und Gabel ſpeiſten. Es muß dies als ein Grad vorgeſchrittener Bildung und einer von Europa hereinbrechenden Verderbniß, die das naive Eſſen mit den Fingern immer mehr verdrängt, beſonders bemerkt werden. Die Toaſte wurden in einer eigenthümlichen Art ausgerufen und mit einem noch originelleren Lärm begleitet. Der Herr des Hauſes rief z. B., Evviva Signore Barone Rothschild e tutta la sua famiglia. Die Männer ſchrieen nun alle im Chore dieſen Ruf nach, den die Frauen mit Meſſern und Gabeln, deren Stiele ſie auf den Tiſch, wie Schlegel auf einer Trommel mächtig wirbeln ließen. Der ſo

Angeſchriecene und Ausgetrommelte hatte die Verpflichtung aufzuſtehen und zu danken. Es wurde wie ein Hereinbrechen einer andern, kühnern Welt betrachtet, als ich den auf mich ausgebrachten Toaſt durch einen andern erwiderte, den der geiſtvolle Kanzler des öſterreichiſchen Conſulats mir ins Spaniolitſche, welchen verdorbenen Jargon allein die Frauen in Damaskus ſprechen, überſetzte.

„Ich habe ſeit meiner Jugend von den Roſen von Damaskus gehört, ſie ſind im Abendlande berühmt und durch das Paradies duftende Roſenöl gekannt. Aber hier angelangt, über weite Länder und Meere haben ſie allen Glanz für mich verloren, ſeit ich die Frauen von Damaskus ſah und ein herrlicher Kranz von ihnen mich umgiebt. Ich werde in meine Heimat zurückgekehrt, fortan nur von den Frauenroſen von Damaskus erzählen!“

Es herrſchte eine tiefe Stille, wie auf der See, ehe der Sturm losbricht. Die Frauen klopften nach einer Sekunde ſo heftig mit den Stielen der Meſſer und Gabeln auf den Tiſch, daß da und dort manche klirrend abbrachen. Als ſich dieſer Sturm legte, gaben ſie gegenſeitig mit jenem leichten Schnalzen der Zunge, mit dem auch Italiener und Juden in Europa ihre Verwunderung ausdrücken, ihr Erſtaunen zu erkennen. Dabei wiegten ſie ihr Haupt verwundert hin und her, daß es in der Halle wie hunderttauſend Blitze von ihrem Kopfſchmucke zuckte: rote, grüne, weiße, gelbe Funken und Stralen der Edelſteine.

Als ich gegen einen Herrn über den außerordentlichen Reichthum an Diamanten und ihre Größe mein Erſtaunen äußerte, vertraute er mir, daß nicht alle Eigenthum der Damen ſind. Die Juden von Damaskus, die reichſten unter ihnen leihen auf Pfänder, meiſt auf Schmuck und ihre Frauen finden es, ſo lange er nicht eingelöſt wird, ganz natürlich, ſich mit den verſetzten Edelſteinen zu ſchmücken.

Nach zwei Stunden wurde die Tafel aufgehoben. Wir traten in den freien Raum hinaus und wurden durch eine eigenthümliche Beleuchtung deſſelben überraſcht. In jedem europäiſchen

Garten würden uns die an Schnüren hängenden Glaslampen wenig Eindruck gemacht haben. Hier aber, wo ſie Orangen und rote Mandelblüten beleuchteten, auf Palmenblätter ihre Schimmer warfen und die in bunteſten Farben und Trachten einherwandelnden Menſchen verklärten, ſchienen ſie aus Rubin, Smaragd und Topas geſchliffene Zauberlampen aus den Märchen der tauſend und einen Nacht. Auf dem Baſſin ſelbſt ſchwammen in Lampen, die aus Kork geformt waren, Lichter, welche von Kindern, als kleine Lichtkähne hin und her getrieben wurden. Ueber all der Szene ſchwebte der klarſte Vollmond.

Wir wurden wieder in die Halle eingeladen, in der man die Gäſte empfangen hatte; ſie erhielt nur das Licht von Außen her und es war ein magiſches Dämmern in ihr. Die ganze Geſellſchaft ſaß wieder, wie wir ſie ſchon geſchildert haben, rauchend und Kaffee trinkend.

Die Frauen fingen, um die Gäſte zu ehren, zu tanzen an. Es erhoben ſich zwei aus dem Kreiſe, näherten ſich uns und die Rechte an Stirne, Herz und Lippen legend, berührten ſie, die wir, um den Gruß zu erwidern, aufſtehen mußten, mit den Fingern flach und leiſe unſere dargebotene Rechte. Wir ſetzten uns wieder, um die beiden Frauen, die die lärmende Muſik des uns bereits bekannten Quartetts mit eigenthümlichen Bewegungen und mit dem hölzernen Geklapper von Kaſtagneten begleiteten, tanzen zu ſehen.

Jede der Frauen bewegte ſich ſelbſtſtändig, ohne auf die andere Tänzerin Rückſicht zu nehmen. Sie legten abwechſelnd die linke und die rechte Hand an die Stirne, etwa ſo wie bei uns ein Offizier ſalutirt, und gingen in einer Art Cotillonſchritt im Kreiſe herum. Zuweilen ſchritten ſie vor und wieder zurück, um ſich, wenn das Tempo der Muſik raſcher wurde, um ſich ſelbſt zu drehen. Selten ſtemmte eine Tänzerin, als höchſte Entwickelung einer graziöſen Haltung, die Hand ſtolz in die Hüften, wobei ſie den Kopf nach rückwärts bog. Meiſt wenn die Hände nicht eckig ausgeſtreckt mit den Kaſtagnetten klapperten, legten ſie dieſelben mit dem Rücken auf die Lenden. In den Zügen war keinerlei

Erregung, kein Temperament zu bemerken; der Tanz machte den Eindruck von prächtig geſchmückten Figuren, die mechaniſch bewegt werden. Ich mußte zuweilen nach oben ſehen, ob ich nicht die Hände eines Marionettenſpielers entdecke, der die fantaſtiſchen Geſtalten an Schnüren lenkt.

Der Tanz dauerte etwa zehn Minuten, die Tänzerinnen grüßten uns wieder, wie vor dem Beginne des Tanzes, die Männer klatſchten ſehr lebhaften Beifall und ein zweites, drittes Paar begann, bis alle Frauen uns in eine narkotiſche Langeweile verſetzt hatten.

Keine von den Frauen war über vierzig Jahre alt; die jüngſte aus der reichen und durch ihre Schickſale berühmt gewordenen Familie der Farchi zählte zwölf Jahre und war vor vier Wochen einem achtzehnjährigen Jünglinge vermählt worden. Es war ein ideal ſchönes Kind, mit jenen rund großen, von langen Wimpern überſchatteten ſchwarzen Augen, denen die Dichter alle Zauber der Erde zumuthen. Dieſe und jene Frau im Palaſte des Beliſar zu Konſtantinopel ſind die ſchönſten, die ich im Morgenlande geſehen habe. Wie raſch wird dieſe ſchöne knospenhafte Menſchenblüte verwelken, weil ſie die traurige Sitte des Orients pflückt, noch ehe ſie eine volle, aufgeblühte Roſe iſt. Alle anweſenden Frauen mochten in ihrer Jugend, wenn nicht ſchön, doch anmutig geweſen ſein; jetzt wiewohl noch nicht alt, ſahen ſie gealtert, welk und vom vielen trägen Sitzen dick und unförmlich aus.

Endlich hatte der Tanz ein Ende und wir wurden wieder in die Speiſehalle eingeladen, es war gegen Mitternacht.

Wieder war die Tafel glänzend und friſch gedeckt, diesmal aber nur mit Süßigkeiten, Bäckereien von ſeltſamſten Formen, eingemachte Früchte von ungeahntem Geſchmacke, friſches Obſt, darunter die berühmten Aprikoſen, die eingemacht unter dem Namen Miſchmiſch bekannt ſind. In Zucker eingeſottene Roſen- und Lilienblätter, jene Roſenöl durchduftete weiche Zuckerpaſte, welche die Orientalen Himmelsbiſſen nennen, und die, durch einen glücklichen Zufall erhaltene, Ambroſia der ſeligen Götter zu ſein ſcheint. All das glänzte und duftete aus ſilbernen und kriſtallenen Schalen.

Waſſer, in Schnee vom Libanon gekühlt, ſtand in hohen ſilbernen Kannen auf dem Tiſche und wurde in Kriſtallſchalen herumgereicht. Der Herr des Hauſes bediente, wie ſchon bei der Tafel, ſelbſt und befehligte eine Schaar von Dienern und Sklaven aller Farben, die in muſterhafter Weiſe die Befehle ausführten.

An mir aber ſollte ſich noch heute mein Toaſt auf die Frauenroſen von Damaskus rächen. Auf ein gegebenes Zeichen ſtanden alle Frauen auf, jede ſpießte mit einer Gabel irgend eine Süßigkeit auf und im feierlichen Zuge mit den, wie Szepter emporgehaltenen Gabeln, heranſchreitend, reichte mir eine nach der andern die Gabel mit der Süßigkeit. Ich durfte, ohne eine ſolche außerordentliche Artigkeit zu verletzen, keine Gabel wieder fort legen, ohne die aufgeſpießte Süßigkeit genoſſen zu haben. Mein Geſchmackſinn war nahe daran wahnſinnig zu werden und ich fürchtete, daß mein Magen, das an ihm verübte Verbrechen nicht überſtehen werde.

Die Frauen begleiteten die ſüße Spende bald mit einem: „Möge es Dir wohlergehen Herr!“ oder: „Gott ſegne Dir den Biſſen!“ Frau Farchi, als die jüngſte, kam zuletzt mit einem Roſenblatte, es flatterte an der ſilbernen Gabel, wie eine Purpurfahne auf einem weißen Minarete. Sie ſagte mir, ſchüchtern wie ſie ſchien, nichts; ich nahm zögernd, bis die andern Frauen vorgeſchritten waren, die Gabel und ſagte ihr: „Du biſt die Roſe und Deine Schweſter hier nur die Dornen.“ Sie ſah mich aus den großen Augen ſchweigend an und ich konnte merken, daß ſie den Sinn kaum verſtanden hatte.

Nach einer Stunde reichten Diener einem jeden Gaſte ein ſilbernes Waſchbecken, und ein mit Gold und Silber geſticktes Handtuch aus weichſtem Wollſtoffe.

Wir begaben uns wieder in die Verſammlungshalle, rauchten Tſchibuk und tranken Kaffee, bis es gegen Morgen war und die Gäſte ſich, müde allmälig zu entfernen anfingen.

Als ich in einer Straße an einer Moſchee vorüberging, ſang der Muezim eben das Morgengebet von einem Minarete herab.

Abd-el-kadr.

Unterhaltung durch den Dolmetſch. — Politiſche Neugierde. — Improviſazion. — Ein Dintenfaß-Geſchenk. — Zahnoperazion. — Ein Blutvergießen.

Der kaiſerliche Conſul Herr Pfäffinger hatte die Güte, mich bei Abd-el-kadr, der, ſeit Bruſſa durch ein Erdbeben heimgeſucht wurde, in Damaskus lebt, anſagen zu laſſen. Der Emir beſtimmte die Mittagſtunde des 15. Mai, in der er mich empfangen wollte. Ich begab mich dann zur beſtimmten Zeit in Begleitung des Conſulardolmetſchers dahin. Die bewaffneten Diener des Conſuls mit ihren hohen, ſilberbeſchlagenen Stöcken ſchritten uns voran.

Wir kamen durch hundert kleine, ſchmale, in fortwährenden Windungen ſich bauende Gäßchen vor einem unanſehnlichen Hauſe, wie ſie äußerlich alle in Damaskus ſind, an und traten in einen kleinen ſchmutzigen Hof. Im Hintergrunde befand ſich eine Art ausgemauerter Grotte; in dieſer ſaß der Emir, um ſich vor der Sonnenglut zu ſchützen, mit drei anderen Männern. Dieſe, weiß beturbant und in leichte, weißwollene Mäntel gehüllt; der Emir trug einen ſolchen von ſteingrüner Farbe, ſein Haupt war mit einem weiß und gelbgeſtreiften Tuche umwunden.

Er ſtand, als wir uns ihm näherten, auf und winkte uns, ihm zu folgen. Er ſtieg eine ſchmale, hölzerne Treppe barfuß, wie er war, uns voraus und ſprach während des Emporſteigens noch mit den Männern in der Grotte.

Von der Treppe fort führte uns eine unangestrichene Thüre von weichem Holze in eine kleine Stube, die nur durch ein Fenster, das in den eben verlassenen Hofraum führt, Licht erhielt. Zwei Divane, mit gelbrot gestreiftem Wollstoffe überzogen, ein großes, vasenartig geformtes Kohlenbecken aus Kupfer waren die ganze Einrichtung der Stube, die den unangenehmen Eindruck der Aermlichkeit machte.

Abd-el-kadr setzte sich gekreuzter Beine auf den Divan und winkte mich zu seiner Linken; der Dolmetsch setzte sich uns gegenüber.

Der Emir soll geläufig französisch sprechen, doch bediente er sich der arabischen Sprache, weil er mich, wie man mir sagte, feierlicher empfangen wollte. Die Art durch einen Dolmetsch zu sprechen ist, wenn sie auch das Gespräch unmäßig dehnt, nicht so unangenehm. Sie stört den Moslem nicht in seiner Ruhe; er hat Zeit, den Eindruck dessen, was er gesagt hat, in den Gesichtszügen seines Gastes zu beobachten und namentlich bei wichtigen, diplomatischen Gesprächen die Gedanken zu ordnen und zu prüfen. Das nicht direkt gesprochene Wort endlich ist nicht so verletzend und kann, wenn es eine unerwartet unangenehme Wirkung hervorruft, leicht zurückgenommen werden, wobei der Mißverstand des Dolmetsches als bester Vorwand dient. Der Dolmetsch stört übrigens wenig, er wird als eine Maschine betrachtet. Die Sprechenden sehen nicht ihn, sondern sich gegenseitig an und der Sprechende hört der Uebersetzung aufmerksam zu, als ob er sie verstünde.

Ein Diener reichte mir, indem er stumm grüßend Stirne, Mund und Herz berührte, in einem silbernen Gefäße, etwa wie eine große Theetasse geformt, Limonade; doch weder Kaffee noch Tschibuk.

Der Emir redete mich, nachdem ich getrunken hatte, an:

„War Deine Reise glücklich? Bist Du gesund?“

Ich bejahte die Frage und fragte um die Gesundheit des Emirs.

„Ich bin wohl und meine Gesundheit erhöht sich durch die Freude, die Du mir durch Deinen Besuch bereitest.“

Ich bin zu Dir gekommen, weil Dein Ruhm groß iſt in der Welt; aber nicht als Krieger allein, ſondern auch als Beherrſcher des Wortes und der begeiſternden Rede.

„Sage mir, welche ſind die Hauptpunkte des jetzt geſchloſſenen Friedensvertrages?“

Ich theilte ihm mit, was mir davon durch die Zeitungen bekannt geworden war.

„In dieſer Weiſe bleibt Rußland noch immer ſtark und wird nicht aufhören gefährlich zu ſein. Welche Punkte des Friedenstraktates ſind noch bekannt?“

Sie ſind es nur Gott und Denjenigen, die ſie niedergeſchrieben haben.

„Wird der Friede dauernd ſein? Was glaubt man darüber in Deiner Heimat?“

Jeder Friede heißt ein ewiger Friede. Du weißt das, Herr! Aber wir lachen im Abendlande zu dem Ausdrucke. Der Padiſcha hat zu erfüllen verſprochen, was ſeine Verbündeten ihm diktirten, mit dem ihm gegönnten Anſchein eines freien Willens. Wir glauben nicht, daß der weiche, thatenloſe, frühalte Fürſt durchführen kann, was die Aufgabe eines eiſernen, wirklich in ſich ſelbſt geborenen Willens wäre. Sollte er es doch verſuchen Einrichtungen zu treffen, die gegen das Gebot des Islams, gegen die Grundüberzeugung ſeiner Macht ſind, ſo fürchtet man den Ausbruch einer Revoluzion. So hörte ich in Konſtantinopel ſprechen.

„Dann können ja die Weſtmächte die Türkei in Belagerungsſtand erklären und drin bleiben, bis der kranke Mann geſtorben iſt. Frankreich belagert gerne.“

Der Emir, der bis dahin vollkommene Ruhe beibehielt, begleitete jetzt ſeine Worte mit einem leidenſchaftlich heiſern, ſich kurz abſtoßenden Lachen.

Zwei greiſe Männer, barfuß, in weißbraun geſtreiften Mänteln, mit weißen Turbanen das Haupt umwunden, traten jetzt raſch ein und ſetzten laut einen zwiſchen ihnen ſich entſponnenen Zank fort. Der Emir hob ſeine Rechte empor und ſchien durch den vorgeſtreckten Zeigefinger Ruhe zu gebieten, denn Beide

ſchwiegen augenblicklich und nahten demütig, ihm den Saum ſeines Kleides zu küſſen. Er hieß Einen, dann den Andern ſprechen, was nicht ohne große Leidenſchaft geſchah; es handelte ſich um den Beſitz eines Pferdes, den ſich die Greiſe ſtreitig machten. Der Emir ſprach ein kurzes, entſcheidendes Wort und die Beiden küßten wieder ſein Kleid und gingen.

Ich hatte während dieſer Szene Zeit, den Emir näher zu betrachten.

Abd-el-kadr iſt nicht groß, ſeine Geſtalt ſchmächtig, von gewandter, edler Bewegung. Der Kopf iſt ausnehmend fein geſchnitten. Von einer hohen Stirne ſenkt ſich eine kurze, gerade Naſe griechiſch ſchroff ab, der Mund iſt klein, von einem am Kinn ſpitz zulaufenden Vollbarte umgeben, der in ſeiner Schwärze weiße Schimmer zeigt. Die Augen ſind grau und blitzen zuweilen unter den ſchönen und fein geſchwungenen Brauen. Der Emir machte mir den Eindruck eines Mannes, der noch nicht das fünfzigſte Jahr erreicht hat.

Er richtete wieder das Wort an mich:

„Ich höre, Du biſt ein Dichter Deines Landes. Welches Klima hat es?“

Bei uns gedeihen keine Datteln und keine Zitronen.

„Wie in Frankreich alſo?“

Mein Vaterland liegt viele Monate unter Schnee; doch iſt es geſegnet mit Allem, was die Menſchen brauchen und was ſie beglückt.

„Wenn Du ein Ghaſel dichteſt, mußt Du Dich in dem kalten Lande erſt künſtlich erwärmen?“

Als ich dies verneinen ließ und der Emir nicht ganz gläubig ſchien, ließ ich ihm durch den Dolmetſch ſagen, daß ich bereit ſei, ihn von meinen Worten zu überzeugen, wenn er die Güte haben wollte, mir Papier und Dinte reichen zu laſſen. Der Emir befahl Beides zu bringen.

„Damit du, Herr! wiſſeſt, daß ich, um Dich zu täuſchen, was Gott mir fern halte! kein bereits fertiges Gedicht nieder-

ſchreiben werde, ſo ſage Du, über welchen Gegenſtand oder an welche Perſon ich Verſe niederſchreiben ſoll?“

Der Emir erwiderte, entſchieden mehr naiv als eitel: „Beſinge mich!“

Ein Diener brachte eines von den langgeſtielten ſilbernen Dintenfäſſern, deren ſich die Orientalen nicht ohne Oſtentazion, daß ſie ſchreiben können, bedienen und in dem Gürtel tragen. Der Diener zog aus dem hohlen Stile eine Schilfrohrfeder hervor, reichte mir ſie und kniete, das Dintenfaß haltend, vor mir nieder.

Ich wußte, daß ich hyperboliſch und ghaſelenhaft gleichtönend ſchreiben mußte, um wenigſtens durch den Reimklang zu erſetzen, was dem fremden Ohre vom Inhalte doch unverſtändlich blieb. Ich warf folgende Zeilen hin:

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Wer ihren Traum zu deuten wüßte!

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Du warſt der Stern, der ihr den Traum verſüßte.

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Dein Pferd die Wolke, die ſie grüßte.

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Dein Schwert der Blitz, der den Saum ihr küßte.

Wenn Durſt dich quälte in der Wüſte,
Die Löwin gab die Milch dir ihrer Brüſte.

Oaſen grünten in der Wüſte;
Sie zu beherrſchen war dir ein Gelüſte.

Wenn alles lag von Nacht umdunkelt,
Dein Blick hat Freiheit drin gefunkelt.

Ich grüße dich, Held, Fürſt und Richter,
Pilgernd vom Abendland, ein Dichter.

Ich überſetzte dem Dolmetſch Zeile für Zeile ins Italieniſche und dieſer ſofort ins Arabiſche. Weiß Gott, welche Gedanken Abd-el-kadr zu hören bekam!

„Du biſt ein weiſer Dichter! Laſſe mich jetzt den Klang Deiner Sprache hören.“

Ich las das Gedicht mit einigem Pathos und mit beſonderer Betonung des ſich wiederholenden Reimes vor, um durch den rhythmiſchen Geſang gleichſam, den unverſtandenen Inhalt zu erſetzen.

„Begünſtige,“ ließ mir der Emir ſagen, „Deinen Diener noch einmal mit den Wohllauten Deines Mundes.“

Ich las das Gedicht noch einmal. Dann langte er nach dem Papierblatte, auf dem ich es niedergeſchrieben hatte und betrachtete es aufmerkſam, als ob er leſen wollte.

„Die Schrift Deines Vaterlandes iſt eine eng zuſammengebundene, wenn der Buchſtabe nicht frei und allein ſteht, kann er nicht ſchön wachſen.“

Auch der Menſch nicht, Herr!

„Ich ſollte Dir Dein Gedicht erwidern, ſo will es die Sitte; aber die Hitze des Tages iſt groß, ich faſte und fühle mich matt. Laſſe Dir als ein Gegengeſchenk das Gefäß gefallen, aus dem Du Deine Gedanken *getunkt* haſt.“

Das Geſpräch nahm nun eine andere Wendung und führte eine für mich echt komiſche Situazion herbei. Der Emir ſprach:

„Du biſt nicht allein ein Dichter, auch, wie unter den Arabern häufig, ein Arzt. Mir brach ein Zahn ab, die Wurzel ſchmerzt, willſt Du mich von ihr befreien?“

Ich hatte Mühe ein Lachen zu unterdrücken, doch ließ ich dem Emir ſagen, er möchte mich den Zahn ſehen laſſen. Er ſtand auf und begab ſich auf ein kleines, verſchliſſenes, europäiſch geformtes Sopha beim Fenſter. Er legte ſich auf daſſelbe und öffnete den Mund. Seine Zähne ſind klein, ſtreng aneinandergeſchloſſen und weiß, nur der Schneidezahn des linken Oberkiefers war weggebrochen; die Wurzel ausgehöhlt. Ich rieth ihm den Zahn plombiren zu laſſen.

„Thue das, Effendi!“

Ich erklärte ihm, die nötigen Inſtrumente nicht mitzuhaben,

auch ſei es im Abendlande nicht allgemein, daß ein Arzt auch Zahnoperazionen mache, und ich ſei durchaus nicht geübt in dergleichen; doch könnte ich ihm den Zahn mit Wachs verkitten, um den Luftzug fernzuhalten und dem arabiſchen Arzte, den ich beim preußiſchen Conſul kennen gelernt habe, die Methode des Plombirens erklären.

„Thue, was Dir gut dünkt für mich; meine Schmerzen ſind groß.“

Ich ließ durch einen Diener etwas Wachs bringen und füllte mit demſelben die Höhlung aus; das auffallend tiefrote Zahnfleiſch fing raſch zu bluten an, und es dürften wenige Menſchen außer mir auf der Welt ſein, die ſich rühmen können, Abd-el-kadr bluten gemacht zu haben.

Ich erſuchte den Emir, etwas Waſſer und Eſſig zu nehmen.

„Ich faſte!“

Als ich ihm erklärte, daß es nur zum Ausſpülen des Mundes dienen ſolle, ließ er Beides bringen und ſing, wie er ſchon während des Geſpräches einige Male gethan hatte, leiſe murmelnd zu beten an. Dann erſuchte er mich, ſeinen Fuß zu ſehen, der, wie ſeine Hände, arabiſch klein und hochriſtig geformt iſt. Die Wade, ſtark behaart und plaſtiſch, zeigte einige rötlichbraune, kreisrunde Flecke. Ich rieth ihm Dampfbäder und verſprach ihm, den mir als gelehrt geprieſenen arabiſchen Arzt des Herrn Wetzſtein zu ſenden.

Der Beſuch dauerte über eine Stunde; als ich mich zum Fortgehen anſchickte, bat ich ihn, mir ſeinen Namen in mein Tagebuch zu ſchreiben; er ſchrieb ihn und das Datum ſehr zierlich arabiſch auf ein einzelnes Blatt, welches jetzt den ſtolzen Beſitz eines Autografofagen in Wien ausmacht.

Der Emir ſtand auf, reichte mir die Hand und ſagte: „Ich danke Dir für die Ehre Deines Beſuches. Gott begleite und ſegne Dich!“

Der Emir war eben damit beſchäftigt, ein Haus in Damaskus zu kaufen, das früher eine Medereſſe war und jetzt ein Schänkhaus iſt, um in demſelben ſeinen zahlreichen Verehrern Vor-

träge über die moslemitische Offenbarungslehre zu halten. Er hat einen großen Anhang im Morgenlande, den er sich durch den Ruhm seiner Tapferkeit, wie durch seine oft prosetische Beredtsamkeit erworben hat. Seine Rolle ist nicht zu Ende gespielt und wie überhaupt der Ausdruck seines Kopfes, die Vorsicht seiner Aeußerungen Schlauheit bekundet; so scheint er mit dem feinsten Gehör in die noch so fernen Weltereignisse hineinzuhorchen und in sich entschlossen zu sein, wenn ein ihm glücklich scheinender Moment kommen sollte.

Vorläufig hatte Frankreich einige hunderttausend Francs Schulden für ihn bezahlt, die er unter Anderm für den Ankauf schöner Frauen machte, deren er, nebst vielen Sklavinnen, vier besitzt.

Die Juden.

Kanzler Elias. — Synagogen. — Ein todtes Kind. — Schulen und Bibliotheken. — Soziale Zustände. — Leichenbrandschatzung. — Baron Rothschild. — Gespräch mit Rabbinen.

Ueber die Juden zu Damaskus verdanke ich Nachrichten dem Herrn Juffuf Elias, einem Corfioten, der durch seine Studien und viele Sprachkenntnisse der englischen Gesandtschaft in Beyrut wichtige Dienste leistete und später, als Kaufmann nach Bagdad ging. Nachdem er in seinen Unternehmungen nicht glücklich war, kehrte er im Jahre 1839 nach Syrien zurück und ist seit dieser Zeit Agent des österreichischen L'loyd und Kanzler des kaiserlich österreichischen Consuls in Damaskus, dessen Verweser er zu verschiedenen Zeiten gewesen ist. Er spricht und schreibt hebräisch, arabisch, spanisch, italienisch, französisch, englisch und griechisch gleich gewandt und hat sich in den letzteren Jahren auch die deutsche Sprache eigen gemacht.

In seinem Arbeitsaale, wo sich eine kleine, all diesen Sprachen angehörende Bibliothek befindet, theilte er mir, bei Nargile und Mokka, Folgendes freundlich mit:

Die jüdische Gemeinde in Damaskus zählt fünftausend Seelen, darunter tausend von der Regierung besteuerte Männer. Unter diesen befinden sich nur acht bis zehn Aschkenasim, die mit sepharedischen Frauen verheiratet sind. Der größere Theil der Juden in Damaskus, die Nichtrajas, sind österreichische Unterthanen und zwar

zwanzig und zehn Toskaner, zehn Franzoſen, eigentlich Algierer, ſechs Preußen, fünfzehn Perſer.

Die Türken ſind hier feindlicher gegen die Chriſten als gegen die Juden, oder vielmehr dieſe ſind weniger gehaßt als jene, weil ſie nicht nach politiſchem Einfluß, oder Uebergewicht ſtreben.

Die karaïtiſche Gemeinde iſt ausgeſtorben; vor etwa fünfzig Jahren wurde ihre verlaſſene Synagoge an katholiſche Chriſten verkauft, die ſie in eine Kirche umbauten, die noch jetzt beſteht. Der alte Leichenhof der Karaïten zeigt ſehr alte Grabſteine, die mehr oder weniger ſchon verſinken.

Die Gemeinde hat acht Synagogen; ihre Namen ſind folgende:

„Dei Franchi", zur Zeit der Vertreibung der Juden aus Spanien von den Verbannten erbaut. Sie iſt die größte und angeſehenſte; in ihr wird dreimal im Jahre, am Sabbat Sachor, am Sabbat Hagadol und am Sabbat Teſchuba gepredigt.

„Menaſch", in dieſer Synagoge ſoll der berühmte Kabbaliſt Chajim Vital gebetet haben, deſſen Grab in Damaskus ſich auf dem Gottesacker befindet. Die Juden wallfahrten zu demſelben und legen die Schuhe ab, wenn ſie ſich ihm nähern, um ein Gebet zu verrichten.

„Raki", wie die vorgenannte Synagoge vielleicht nach dem Gründer genannt, wurde von der Familie Farchi beſucht und iſt jetzt, nach langem Verfall, wieder neu hergeſtellt; ſie ruht auf hölzernen, blauſilbern bemalten Säulen, zwiſchen denen die Wände, als bunt orientaliſche Teppiche gemalt, ſich hinziehen.

Die Synagoge „Del Paſcha" beſitzt eine uralte Bibel, die nicht gerollt werden kann, ſondern, auf einzelnen Blättern geſchrieben, als Buch gebunden iſt, wie gewöhnlich die Bibeln der Karaïten.

„Chlef"; der Urſprung des Namens dieſes Bethauſes iſt unbekannt; angenehm fallen die bunten, gläſernen Fenſterſcheiben auf.

„Medraſch", die kleinſte der Synagogen, wird von den Rabbinen mit Vorliebe beſucht, weil ſie eine, übrigens nicht ſehr große Bibliothek beſitzt.

„Dſchobar" heißt die Synagoge, die eine kleine Stunde von der Stadt entfernt iſt und zu der die Juden Syriens und Pa-

Läſtina's wallfahrten. Hier in einer Höhle ſoll ſich der Profet Elias verborgen gehalten haben. Der Bau reicht bis in die Zeit des Profeten Eliſa hinauf und ſoll vom Rabbi Eliſa ben Arach, nach längerem Verfall wieder hergeſtellt worden ſein.

Ich ritt hinaus und fand ein weitläufiges Gebäude, das der Gemeinde gehört, in welchem ſie Pilger und arme Reiſende beherbergt. Im Hofraume des Hauſes befindet ſich eine mäßig große Synagoge in ziemlich verwahrloſtem Zuſtande. Das Dach fugt nicht mehr und es war ein luſtiges Flattern und Zwitſchern von Sperlingen in der Synagoge, deren Wände kahl und ärmlich ſind. In der Mitte, da, wo ſonſt der Almemer iſt, von Holz eingegittert, iſt die Stelle bezeichnet, unter welcher ſich, wie mir der Wächter des Hauſes erklärte, das Grab des Begleiters von Elia dem Profeten befinden ſoll. Er hieß mich die Schuhe ablegen und zündete kleine Wachskerzen an, um mich in die Grabhöhle ſelbſt zu begleiten. Wir kletterten mühſam dunkle, ſehr enge Stufen hinab und befanden uns in einem kleinen Raume, in welchem zwei zerbrochene Säulenreſte aus Marmor lehnen, vielleicht die Ueberreſte eines Sarkofages. Von einem Steine, auf welchem der Profet Haſael ſalbte, wußte man nichts; aber von vielen Wundern, die in dieſer Synagoge ſich ereignet haben ſollen. Wir ſaßen wieder zu Pferde und ritten zwiſchen duftigen Gärten, an rieſigen Bäumen und an vielen Brunnen vorüber, ſodaß es ein friſches Rauſchen überall gab. An einem türkiſchen Leichenhofe vorüberkommend, befanden ſich, was ich ſonſt nirgend im Oriente ſah, Monumente aus getrocknetem Lehm auf einzelnen Gräbern. Giebt es eine einfachere Illuſtrazion zu dem zerknirſchend demütigenden Gedanken: „Staub biſt du und zum Staube kehreſt du zurück.“

Durch den ungeheuren Schneefall dieſes Winters, der an Häuſern, Olivenbäumen und Gärten einen Schaden von 70 bis 80 Millionen Piaſtern angerichtet hat, wurde dieſer Friedhof völlig zerſtört. Leichen und Gerippe lagen hervorgewühlt, und die Regierung, ſtatt raſch an die Wiederbeerdigung zu denken, gab den Befehl, die Hunde, die die Leichen zu freſſen anfingen, zu erſchießen.

Mein Führer ſagte mir, daß auf dem jüdiſchen Leichenhofe die Grabſteine aus der älteren Zeit ohne alle Inſchrift ſind und, wie bei den Karthäuſern, weder den Namen des Todten nennen, noch etwas von ſeinem Leben zu ſagen wiſſen. Wie elend nehmen ſich dagegen die immer prunkender werdenden Grabſchriften auf den Friedhöfen des Abendlandes aus, die trotz der vielen Worte, die ſie zur Schau tragen, ſelten poetiſch und noch ſeltener von einem hiſtoriſchen Lapidarſtile getragen ſind. Ein künftiges Jahrhundert wird ſtaunen, was das unſere reich war an Weiſen, an Gelehrten, an Glaubenshelden, an Wohlthätern der Menſchheit!

Unweit dem jüdiſchen Friedhofe treibt ſich ſeit Jahren ein berüchtigter Mann Namens Kaurdſchi herum, der die Gemeinde, wenn ſie mit einer Leiche kommt, geradezu brandſchatzt und je nach dem Anſehen der Familie, welcher die Leiche angehört, 10, 20, 50, 100 bis 200 Piaſter abnimmt. Alle Reklamazionen haben bisher nichts genützt und es mag dieſer Zug eines der vielen Beiſpiele geben, wie im türkiſchen Reiche regiert wird.

Dem Kabbaliſten Chajim Vital, von deſſen Grabe auf dieſem Friedhofe wir bereits geſprochen haben, wird nacherzählt, daß er von jedem Grabe wußte, wer in ihm begraben liege; der Todte mußte, wenn er, über das Grab ſich beugend, zu ihm hinunterſprach, ſein Alter, das er im Leben erreichte und ſeine Thaten verkünden.

Wenn ein Gewaltiger in unſere Gräber, zu deren Schmuck ganze Marmorgebirge geplündert werden, hinunterfragen würde, welche Antworten, weil der Mund der Todten nur Wahrheiten verkünden darf, würde man hören, wie ſchmachvoll lügenhaft erſchiene oft die prunkende Legende!

Da von den vier Tagen, die ich in Damaskus verlebte, einer ein Samſtag war, ſo beſuchte ich alle Synagogen, deren ſchönſte die Dei Franchi iſt. Hoch und luftig mit drei Bogen, die auf zwei ſteinernen Säulen ruhen, ſind die Wände blau gemalt, in eingerahmten Feldern barbariſche, perſpektivloſe Landſchaften, Minarete, mit Stern und Mond geſchmückt, chineſiſche Thürme, geſchmackloſe Blumenvaſen und dergleichen. Als die Thorarolle aus der Lade genommen und aufgerollt der Gemeinde gezeigt wurde,

erhoben sich in dem ungedeckten Vorhofe der Synagoge an zweihundert Frauen in weißen, weiten Linnenmänteln, die auch ihr Haupt bedeckten. Sie drängten an die offene Pforte der Synagoge heran, ihre Arme inbrünstig ausbreitend gegen die Thora. Keine von ihnen hat ein Gebetbuch, denn sie sind nicht des Lesens kundig und die geschilderte Bewegung und Pantomime ist der einzige Antheil, den sie am Gottesdienste nehmen. Ich wurde vor die Thora gerufen, aus welcher mir vom Vorbeter Herrn Dueg, welcher der beste jetzt lebende Dichter in Palästina ist, vorgelesen wurde.

Als der Gottesdienst zu Ende war, wurde ich der Zeuge einer erschütternden Szene. Ein Kind wurde in feierlichem Aufzuge zur Synagoge gebracht, um am achten Tage die blutige Bundesweihe zu empfangen. Alles drängte heran und mir wurde, als dem Gaste, Platz gemacht, damit ich das Kind besser sehen könne. Dem Kinde war ein reiches, goldgesticktes Kleidchen und ein solches Häubchen, das mit Blumen geschmückt war, angethan. Es ruhte auf einem ganz mit Palmenblättern und mit Blumen bedeckten niedrigen Tischchen.

Es war seine Bahre!

Als die Operazion vorgenommen werden sollte, nahm der mit ihr betraute Mann Anstand, denn das Kind kam ihm sehr bleich und regungslos vor. Man rief nach einem Arzte, der sich in der Synagoge befand; er trat heran, tastete, wie im Oriente meist der ärztliche Brauch ist, an beiden Händchen des Kindes den Puls, dann schob er ihm seinen kleinen Finger in den Mund und in orientalischer Ruhe sprach er noch immer kein Wort, während die Menge lautlos auf seinen Ausspruch harrte.

Ich bemerkte leise meinem Nachbar: „Nehmt das Kind fort und sorgt, daß es begraben werde."

Er sagte meine Worte weiter und die eben noch herrschende Stille verwandelte sich in ein von den Frauen erhobenes, Entsetzen erregendes Wehklagen. Es war ein wortloses Schmerzensschreien bis eine ausrief: „Die unglückselige Mutter!" und nun schrieen alle, ein weinender Chor, die Worte nach. Die Frauen

rangen die Hände; mancher war der weiße,' weite Schleier entfallen und ſie ſtand in koſtbaren Gewändern da und kaſteiete ſich an Bruſt und Wangen, während manche die Stirne an die Steine der Synagoge ſchlug. Ueber die wildſchmerzlich bewegten Gruppen warf ein blühender Granatbaum ſeine Schatten und durch deſſen Zweige ſchimmerte, zu tauſend Diamanten zerſplittert, die Sonne vom tiefblauen Himmel. —

Wir gingen, die Synagoge verlaſſend, an einem Hauſe vorüber, welches als dasjenige gezeigt wird, in welchem der Kabbaliſt Vital wohnte. Dieſem Hauſe gegenüber befindet ſich ein anderes uraltes, über deſſen Pforte auf einer ſteinernen Tafel der Name Gottes eingegraben iſt. Es war einſt das Eigenthum des berühmteſten ſepharediſchen Dichters Rabbi Israel Nadſchar, der vor hundert Jahren blühte. Sein Divan befindet ſich nur in wenigen Abſchriften. Herr Elias gerieth in begeiſterte Stimmung, als er von ihm ſprach und fing einzelne Verſe zu ſingen an. „Die jetzt Lebenden ſind nur Monde, die von ihm Licht empfangen und er iſt eine Nebenſonne des Don Jehuda Halewi. —

Die Gemeinde hat zwei Lehranſtalten, an denen fünfzehn Lehrer in verſchiedenen Abtheilungen unterrichten. In zweien wird Talmud, aber wenig gründlich, gelehrt. Bemerkt muß es werden, daß mitunter Juden und Mohammedaner ihre Kinder auch zu den franzöſiſchen Lazzariſten in die Schule ſchicken, um ſie in Sprachen, oder ſonſt Wiſſenswürdigem unterrichten zu laſſen. Die Rabbinen wenden gegen dieſen Schulbeſuch nichts ein.

Als geiſtliche Leiter fungiren der Chacham Aron und der Chacham Jakob Perez; der Letztere iſt von der kaiſerlich türkiſchen Regierung als Würdenträger anerkannt. Beide ſtehen an der Spitze des Besdins, welches abwechſelnd von zehn Chachamim gebildet wird. Sie alle ſind Schüler des ſehr tief gelehrten, im höchſten Anſehen ſtehenden Rabbi Chajim Romano,' der, ſeitdem er dieſe Männer herangebildet hat, in ſtrenger Zurückgezogenheit lebt.

Eine Bibliothek beſitzt die Gemeinde nicht, auch keine Handſchriften; doch befinden ſich im Hauſe Farchi an ſiebenhundert und in dem einer Wittwe Farchi an achthundert gedruckte ältere Werke, während die Familie Stambuli beiläufig ebenſo viele moderne Druckwerke beſitzt. In dem Saale, wo ſie aufgeſtellt ſind, verſammeln ſich täglich alle Rabbinen von Damaskus, um zu ſtudiren und gelehrte Beſprechungen zu halten. Ein frommer Jude von Bagdad, Herr Jakob Zemach, der vor einigen Jahren ſtarb, vermachte ein Kapital, das jährlich 6000 Piaſter Zinſen trägt, welche den Rabbinen von Damaskus, unter der obigen Bedingung, zu Gute kommen.

Die Gemeinde hat keinen Vorſteher; die reichen Familienhäupter leiten die Geſchäfte in Verbindung mit dem von der Regierung anerkannten Chacham Baſchi. Zu den Reichſten zählen in erſter Linie die Familien Stambuli, Lisbona, Schemaja, Arari, Farchi und Picciotto. Man hält dafür, daß ſie 20 bis 25 Millionen Piaſter beſitzen. Nur die Hälfte der männlichen Gemeindeglieder kann Steuern bezahlen. Während die Synagogen durch freiwillig in ihnen geſpendete Gaben ſich erhalten, werden jährlich 30 bis 40,000 Piaſter geſammelt, um den Armen zum Oſterfeſte ungeſäuertes Brot und Reis verabreichen zu können. Für Kranke iſt, wenn ſich nicht einzelne Wohlthäter finden, von der Gemeinde nicht vorgeſorgt.

Den Juden iſt geſtattet zu wohnen, wo es ihnen in der Stadt gefällt; doch ziehen ſie es vor, ſich auf nachbarlich gelegene Straßen zu beſchränken, wegen der Nähe der Synagogen und der Lehranſtalten für die Kinder. Sie ſelbſt beſitzen zweihundert Häuſer.

Die Juden werden als gute Handwerker geſchätzt. Sie ſind ſehr geſchickte Woll- und Seidenſtoffweber, fünfzig bis ſechzig an Zahl und an ſiebzig Färber; Klempner zehn, Uhrmacher drei, Schuſter zwei, Schneider ſechs. Sonſt ernähren ſie ſich, eine beträchtliche Anzahl, als Senſale, Hauſirer, Laſtträger. Die Reichen ſind die Banquiers der Paſchas und der Effendis, denen ſie gegen das Doppelte der landesüblichen Zinſen, zu 24 Prozent, Geld leihen.

Ebenſo ſtrecken ſie ganzen Dörfern, wenn die Zeit der Steuereintreibung iſt, Geld bis nach der Ernte vor und werden Schubaſchi, was dem Begriffe eines Finanzintendanten nahe kommt, genannt.

Ein einziger Jude bebaut ihm eigene Grundſtücke und ernähret anſtändig ſich und ſeine Familie vom Ertrage des Feldes.

Die Aerzte unter den Juden ſtehen mit den arabiſchen auf gleich niedriger Stufe, indem ſie nur wenige allgemeine Begriffe und, wie Quackſalber, ſtets ein Heer von unverſtandenen Mitteln beſitzen. Ich lernte einen derſelben kennen; ſie ſtudiren den Galenus und fangen an die Anhänger der neuen Schule in Alexandrien zu werden, die aus Wien und Paris ihre Wurzeln ſchlägt. Die Werke der franzöſiſchen Aerzte werden größtentheils ins Arabiſche überſetzt.

Die geiſtigen und ſittlichen Zuſtände der Juden in Damaskus unterſcheiden ſich nicht von denen der übrigen im Oriente. Die Miſſionsgeſellſchaft hat bis jetzt vergebens ihre goldenen Netze in Damaskus ausgeworfen; doch kommt es vor, daß ein oder zwei Juden Mohammedaner werden, um — Geſchenke zu bekommen; ſie kehren meiſt nach einigen Monaten wieder zum Judenthume zurück. Im Jahre 1855 trat ein junger Menſch aus der Familie der Farchi, aus Liebe zu einem türkiſchen Mädchen, zum Islam über. Die Verſchwendungſucht ſeiner Frau brachte ihn faſt um ſein ganzes Vermögen. Er ſoll zur Zeit meiner Anweſenheit den entſchiedenen Entſchluß geäußert haben, wieder Jude werden zu wollen, das heißt nach jüdiſcher Anſchauung Jude zu bleiben, denn kein Jude hört nach der Taufe auf ein ſolcher zu ſein. —

Ich wohnte in dem Gaſthofe „Palmyra“ eines Griechen, Germanos, dem einzigen, der ſeit wenigen Jahren in Damaskus beſteht, und war der Nachbar des Freiherrn Alphons von Rothſchild, der eben aus Jeruſalem kam und die Reiſe über Baalbek nach Beyrut und Egypten fortzuſetzen gedachte. Ich hatte Empfehlungſchreiben an ihn und ſtellte mich ihm in einem ſchönen

Saale, durch deſſen Fenſter duftende Orangenblütenzweige ihre Arme hereinſtreckten, vor.

Herr von Rothſchild ſaß in einem Kreiſe von fünfzehn Chachamim, die ihm eben ihre Aufwartung machten und unterhielt ſich mit ihnen über ihre Verhältniſſe.

Nachdem Gefrorenes, Kaffee und Tſchibuk gereicht waren, hörte ich ein Geſpräch, das Baron Rothſchild anknüpfte und deſſen Inhalt ſo traurig war:

„Warum gründet Ihr keine Schule, um Eure Kinder auch in weltlichen Gegenſtänden, die ihr Fortkommen fördern könnten, unterrichten zu laſſen?“

Es fehlen uns die Mittel, da wir ſo viel für die Armen verwenden müſſen.

„Ihr habt ſo viele Arme, eben weil Ihr Euere Kinder nicht unterrichten, vor Allem ſie nicht genug Handwerke erlernen laſſet.“

Unſere Kinder ſind zu ſchwach.

„Warum legt Ihr keine Fabriken an?“

Wir bekommen ja Alles aus Europa fertig.

„Das iſt ſchlimm, weil ihr Geld fortſchicken und die Waaren theuer bezahlen müſſet.“

Warum ſorgt die Regierung nicht für ihre Unterthanen? Selbſt wenn wir es für uns ſelbſt thun und Fabriken anlegen wollten, bekämen wir keinen Ferman.

„Jetzt aber, wo der Hat Humajûm alle Glaubensgenoſſenſchaften gleichſtellt.“

Jetzt wird es vielleicht möglich ſein.

„Warum treibt Ihr nicht Ackerbau?“

Darf ein Jude am Sabbat arbeiten?

„Wer hat in alt geſegneter Zeit im gelobten Lande unſerer Väter gearbeitet?“

Gewiß Niemand aus der heiligen Stadt, das that das Am hoorez, das unwiſſende Landvolk.

Herr von Rothſchild brach das Geſpräch ab und ſagte mir: „Sie werden ähnlichen Geſinnungen und beſchränkten Anſichten auch in Jeruſalem begegnen. Es ſind traurige Zuſtände, die um

ſo ſchmerzlicher auf uns, die wir Kultur und Aufklärung wollen, wirken, als kaum abzuſehen iſt, wie geholfen werden kann? Ich verſammelte in Jeruſalem die Rabbinen und Notablen um mich und fragte ſie um ihre Gedanken. Sie ſtellten mir nur die Not dar, die täglich befriedigt ſein will. Aber die Rabbinen bereichern ſich, während die Armen in wirklichem Elende ſchmachten. Die durch Herrn Albert Cohn gegründete Mädchenſchule werden wir auflöſen, weil man den Eltern dafür zahlen muß, daß ſie ihre Kinder dahin ſchicken, um etwas zu lernen. Die Leihbank hörte bereits auf, weil die Leute das Darlehn als ein Eigenthum betrachteten und gegen wucheriſche Zinſen weiter liehen. Nur das Hospital gedeiht und zwar vortrefflich, und noch ein Inſtitut, die Gewerbeſchule. Ich empfehle Ihnen, beiden Ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken."

Rückſichtlich des Hospitals hatte, wie wir ſpäter hören werden, Baron Rothſchild wirklich recht; er wußte aber nicht, daß man in der Gewerbeſchule während ſeiner Anweſenheit in Jeruſalem Arbeiten ausſtellte, die von den Lehrern der Zöglinge gearbeitet, oder vom Bazar hergeborgt waren.

„Es geſchieht unendlich viel", fuhr Herr von Rothſchild fort, „für Jeruſalem, aber vereinzelt. Diejenigen, die es wirklich gut meinen, ſollten zuſammenhalten und ein gemeinſchaftliches Ziel verfolgen. Mein ehrenwerter Freund, Sir Moſes Monteſiore ſelbſt, was hat er für Jeruſalem gethan? Er hat unendlich großmütig Geld und Geld, hundertmal mehr als ein Fürſt, wenn er zur Krönung zieht, ausgeworfen. Sie werden aber keine bleibende Schöpfung von ihm finden. Wenn er einmal geſtorben iſt, wird man, wie von einer Segen herabgießenden Wolke, wenn ſie vorübergezogen iſt, nicht mehr ſprechen. Vielleicht können Sie, wenn Sie die große Wohlthat des Hospitals erkennen, daſſelbe vergrößern."

Meine Aufgabe iſt eine von der Stifterin genau beſtimmte und ihr, von der Regierung als ſolcher, der Schutz zugeſagt.

„Da können Sie freilich nichts daran ändern. Aber ehe Sie an die Löſung Ihrer Aufgabe gehen, ſtudiren Sie den Schauplatz und prüfen Sie die Perſonen genau. Vorerſt muß man allerdings

in Jeruſalem dafür ſorgen, daß die Leute nicht verhungern, und da ſchien mir eine Korn-Leihanſtalt praktiſch. Das Getreide iſt von den Fellachim billig zu haben; man müßte es aufſpeichern und zur Zeit der Not den Armen um billigen Preis leihen.“

Der Gedanke iſt patriarchaliſch joſefiniſch!

„Nicht ſo ganz. Der Conſul, der aus Europa Unterſtützungsgelder empfängt, müßte dann die Beträge für das geliehene Korn in Empfang nehmen um zu rechter Zeit den Speicher wieder füllen zu können.“

Neue Beſuche unterbrachen unſer Geſpräch. Ich hatte ſpäter noch die angenehme Gelegenheit, den in ſeiner Erſcheinung eleganten, engliſch blonden Mann wiederholt zu ſprechen und ſeine immer wohlmeinenden, klaren, praktiſchen Gedanken zu hören, die ernſter und älter waren, als Derjenige, der ſie ſprach.

Geſang und Kabbala.

Drei Dichter. — Ein Divan. — Vital. — Ein Wunder.

Ich war am Sabbat zu Herrn Angelo Schemaja mit Herrn Alſanderi zu Tiſch geladen.

Wir ſpeiſten am Marmorbaſſin des ſchönen Hofes unter blühenden Bäumen. Herr Schemaja liebt Geſang und iſt ein Mäzen aller Sänger, die ſich am Sabbat bei ihm verſammeln und religiöſe und weltliche Lieder, hebräiſch, arabiſch und ſpaniolisch ſingen. Die Kapelle war diesmal, mir zu Ehren, verſtärkt und ich unterließ es nicht, die Kraft und Schönheit der Stimmen zu bewundern. Die erſtere war allerdings groß, denn ſie ermüdete nicht, drei Stunden lang heftig zu ſchreien.

Dieſer Geſang, wie der arabiſche überhaupt, kann ein an Rhythmus gewöhntes Ohr zur Verzweiflung bringen. Gewöhnlich beginnt er mit einem erſchreckenden Aufſchrei, der tremolirend, ſo lange der Athem es zuläßt, ſich auf gleicher Höhe zu erhalten ſucht. Plötzlich bricht der Ton ab, um, wie einem Echo Zeit zu laſſen, den Geſang zu wiederholen. So neu dem europäiſchen Hörer dieſe Weiſe iſt, ermüdet ſie doch jede Geduld, denn ſie wiederholt ſich fort und fort, Stunden lang. Die Melodien ſind nicht ſelten anmutig, meiſt klagend, und befriedigen den arabiſchen Kunſtkenner nur dann, wenn ſie, wie ſeine Sprache ſelbſt, durch die Naſe gedämpft vorgetragen werden.

Manche Melodie, mehr aber noch die Art, wie sie vorgetragen wurde, erinnerte mich an jenen wunderlichen Singsang, den ich in jüdischen Landsynagogen oft in meiner Jugend von einem reisenden „Chasan, Baß und Singerl“ näseln und gurgeln hörte. Der Gesang der Juden im Abendlande ist eine klingende Fata morgana der Wüstenlieder, wie ich sie oft von Beduinen singen hörte.

Unter dem Sängerchore, den Herr Schemaja stets großmütig belohnt, befanden sich auch drei Dichter, die selbst hebräische und spanioliſche Lieder dichten. Es war Esra Dueg, den wir bereits kennen gelernt haben, Jakob Amar und Juda Arman. Religiöse Stoffe und Ideen singen sie in der biblischen, die weltlich heitern, meist satyrischen, in spanischer Sprache.

Herr Elias hatte auf meine Bitte die besondere Güte, die Abschrift bisher ungedruckter Gedichte besorgen zu lassen. Der Divan enthält nur hebräische Lieder der genannten drei lebenden und von mehreren hingeschiedenen Dichtern. Die arabischen Muster von Kassideen und Ghaselen, die Spiele des Akrostikons, des Beginnens eines jeden Verses mit demselben Buchstaben, oder der Reihenfolge des Alphabetes u. s. w. finden hier ihre Nachahmung.

Ich verehrte den interessanten Divan einem Mitgliede der deutsch-morgenländischen Gesellschaft, die der gelehrten Welt einen, wohl bald an sie gerichteten Bericht gewiß veröffentlichen dürfte. Der kundige Literarhistoriker wird manche tiefere literarische Beziehung und kulturwichtige Bedeutung finden. —

Poesie und Wunder waren stets mit einander verbunden, oder vielmehr zu allen Zeiten kaum von einander getrennt. Das Wunder ist geglaubte Poesie; Poesie ist ein wissendes Wunder.

Wir sprachen in diesen Blättern wiederholt den Namen des Kabbalisten Chajim Vital aus und wollen dem Leser etwas aus seinem Leben mittheilen.

Er wurde 1543 geboren und ſtarb zu Damaskus 1620. Er war der vertraute Jünger des Meiſters der modernen Kabbala, des Rabbi Iſak Luria. Ihm allein ertheilte der Meiſter die Erlaubniß, die ihm mündlich mitgetheilten Lehren niederzuſchreiben; doch er geſtattete Niemandem, Abſchriften zu machen. Als Vital im Sterben lag, ſuchte man durch Beſtechung ſich 600 Bogen ſeiner Schriften zu verſchaffen, gab ſie hundert Schreibern, die ſie innerhalb 3 Tage kopirten. Auf Befehl Vitals mußte man ihm ſeine Handſchriften mit ins Grab legen, die man aber dann, auf Veranlaſſung frommer Rabbinen, die Vital im Traume fragten und die Erlaubniß hierzu erhalten hatten, wieder herausnahm.

Es iſt auffallend, daß die Wunder der Kabbaliſten noch nicht geſammelt und zuſammengeſtellt ſind; ſie beanſpruchen daſſelbe Recht wie die Legenden, Sagen und Märchen eines jeden Volkes und ließen einen kulturhiſtoriſchen, Geiſt und Fantaſie meſſenden Blick in das Leben desjenigen thun, das keinen begrenzten Theil, ſondern die ganze Erde zum Wohnſitz hat. Die Lehre iſt das einzige Band, das die zerſtreuten Menſchen des jüdiſchen Volkes zuſammenhält; ſein Wunderglaube iſt nicht der ſchwächſte Faden dieſes Bandes.

Möge ein Wunder Chajim Vitals hier einen Platz finden:

Als Chajim Vital in Jeruſalem lebte, kam ein Paſcha Namens Abu Saifin, Vater des Schwertes, und fragte, ob nicht Jemand da wäre, der die vom König Hiskia verſtopfte Gichonmündung öffnen könnte? Man bezeichnete ihm den heiligen Gottesmann Vital, der Paſcha ließ ihn holen und trug ihm ſofort auf, den Gichon zu öffnen, ſonſt werde er ihn tödten laſſen. Vital verſetzte ſich durch einen Sprung nach Damaskus, um der Gefahr zu entrinnen. Da erſchien ihm Luria im Traume und ſagte zu ihm: „Jener Paſcha iſt die Metempſychoſe von Sanherib, daher er auch Abu Saifin heißt; du biſt die des Königs Hiskia; du hätteſt alſo den Gichon öffnen können. Vital entſchuldigte ſich damit, daß er nicht die heiligen Namen, dieſes Kunſtſtückes wegen, mißbrauchen wollte, worauf ihm Luria erwiderte:

„Haſt du dich doch der heiligen Namen, der Schemos, bedient, um raſch nach Damaskus zu kommen, warum thateſt du nicht ein Gleiches, um den Gichon zu öffnen? Dies wäre ein Kiduſch-ha-ſchem, eine Verherrlichung des Namens Gottes und von großem Nutzen geweſen.“ Vital wollte ſogleich nach Jeruſalem zurück, allein Luria ſprach! „Die paſſende Zeit iſt vorbei!“

Zum Antilibanon.

Erſter Tag.

Abſchied von Damaskus. — Kain und Abel. — Eine Schlucht. — Der betende Beduine. — Syriſches Bauergehöfte.

Je kürzer der Aufenthalt in einer Stadt für den Reiſenden iſt, um ſo gedrängter und näher ſteht die Gruppe Derjenigen, die er raſch kennen gelernt, deren Theilnahme er ſich erworben hat. Es waren treffliche Männer, geiſtig ausgezeichnete Perſönlichkeiten, denen mich ein glücklicher Zufall zugeführt hatte und mir den Abſchied jetzt um ſo ſchmerzlicher machte.

Als letzte Freundlichkeit, deren er ſo viele für mich hatte, ſandte der öſterreichiſche Conſul mir ſeinen Kawaß nach, um bei dem Zollamte unſer Gepäck ohne Durchſuchung fortzubringen.

Plötzlich ſprengte ein prächtiger Reiter mit zwei Bewaffneten uns nach. Ein weißer, wallender Mantel flatterte um den Leib, ein gelbrotes Seidentuch, mit einem grauen Kameelhaarwulſte befeſtigt, umgab nach Beduinenart ſein Haupt. Der Schimmel, den er ritt, war von kräftig edlem Bau und blank gezäumt. Der ritterliche Reiter ſprengte an uns vorüber, und dann, ſein Pferd in raſchem Wurfe wendend, ritt er uns entgegen und rief mit freundlichſtem Lachen: „Guten Morgen!“

Es war Oberſt Geßler.

Wir kamen eine breite, ſchön gepflaſterte Straße, die einzige in Damaskus, empor, deren Höhe mit einem geſchmackvollen, viel-

fensterigen Palaste geschmückt ist. Ueber seinem schönen Portale hing ein langgestrecktes Crocodil. Es ist der Palast des Militärgouverneurs.

Zur Linken, weiter empor, liegen mächtige Ruinen von mittelalterlichen Befestigungen: zerbrochene Bögen, versinkende Portale, die Reste eines Thurmes und ein nicht mehr verständliches Chaos von gewaltigen Quaderstücken. Wir erreichten bald die kahle Höhe des Berges Kasiun. Nach einer mohammedanischen Legende brachte Abel auf dem Gipfel desselben sein Opfer dar und wurde daselbst von Kain erschlagen; hierher verlegte sie auch die Geburtstätte des ersten Patriarchen und der Mutter Christi.

Uns gewährte die Höhe noch einmal einen Blick über die glanzvolle grüne Ebene, in welcher die Barada, der Chrysorrhoas, der goldfließende Strom der Alten, in sieben Arme getheilt, mit seiner sich in ihm freudig spiegelnden Genossin, der Sonne, die Fruchtbarkeit des Ghutathales hervorzaubert. Nichts erscheint dem Araber, zum Anblick der Wüste häufig gezwungen, und in ihren quellenlosen Einsamkeiten weilend, freudiger und schöner, als grünes, von Wasser durchströmtes Land.

Als wir auf der Höhe des Berges hielten, und hinabsahen, um auf immer von diesem paradiesischen Thale, in dessen Tiefe das fantastische, weiß und golden funkelnde Damaskus lag, Abschied zu nehmen, fiel mir jener letzte Abencerage ein, der Palast und Krone, Land und Volk einbüßte, und die Sierra Nevada mit den Seinen emporziehend, noch einmal hinabblickte in das verlorene Paradies seines Reiches und eine Thräne weinte, seit welcher Zeit jene Höhe El ultimo sospiro del Moro heißt.

Fort! Wie schon so oft im Leben von beglückenden Stellen, aus schönen Augenblicken fort!

Wir ritten, rasch die Pferde wendend, hinab bis zur frisch fluthenden Barada, wo Ibraim unser Frühstück vorbereitet hatte. Herr Alfanderi, dessen Schwiegereltern und Schwäger in Damaskus leben, wurde von ihnen begleitet, und wir lagerten in Gruppen an dem kühlen Flusse.

„Wie vielen Freunden," ſagte Oberſt Geßler, „habe ich ſchon über dieſen Berg das Geleite gegeben! Es iſt dann ein trauriges Zurückreiten jedesmal. Ich ſehne mich nach dem deutſchen Vaterlande, ſo glänzend das Glück iſt, das ich hier errungen habe. Oder ein deutſches Herz müßte mit mir dieſe ſchöne, aber immer fremde Welt theilen."

Wir ritten noch eine weite Strecke am Ufer des Fluſſes ſelbander hin. Feigen, Pappeln, Oliven, Weinranken geben ihm einen reich anmutigen Schmuck. Wir mußten durch den Fluß ſetzen, die Pferde ſchwammen. Am andern Ufer angelangt, ſah ich Herrn Geßler jenſeits ruhig halten; er war nicht mit uns herübergekommen, winkte uns ein Lebewohl zu und war, wie eine Erſcheinung, hinter Bäumen und Felſen verſchwunden. Es war dieſer ſtumme Abſchiedsgruß mächtiger, als alle Worte hätten ausdrücken können.

Allmälig das grüne Thal verlaſſend, ſtiegen wir wieder kahle Berge empor, um in der Tiefe ein ſchön umpflanztes Dorf wie eine grüne Oaſe zu erblicken. Nur ſelten begegnete uns ein Wanderer, zweimal ein Zug kleiner Eſelchen, die Holz ſchleppten. Wir konnten merken, daß wir uns abſeit der großen Karavanenſtraße befanden, die wir von Beyrut nach Damaskus durchzogen hatten.

Ich hatte mich an das Reiten in dieſen Felſen, an gefährlichen Abhängen, über ſturzdrohende Klippen gewöhnt, und die Sicherheit meines Pferdes Haſſan brachte auch mir etwas davon bei. Die Geſtalten waren nicht ſo häufig und bunt, und ich konnte der Szene ſelbſt mehr Aufmerkſamkeit zuwenden.

Die kühnen Bildungen der Berge, die Thierwelt, die Pflanzen, die Steine, Alles fing zu mir zu reden an und zwiſchen urweltliche Gedanken ſang die junge Gegenwart hinein, unbekümmert, ob ſie alt werden wird, wie die ewig wurzelnden Berge um ſie her.

Zwiſchen zwei kahlen Bergen plötzlich taucht es grünend und blühend auf und läßt uns glauben, daß wir wieder an eine der

Windungen der Barada gelangen, die all dieſe Friſche und Fruchtbarkeit hervorbringt.

Wir ritten eine Stunde lang mitten hin. Schon an die plötzlichen Umwandlungen der Szene gewöhnt, überraſchte es uns nicht, uns mit Einemmale wieder zwiſchen ſchroff abſinkenden, kahlen Felſen zu ſehen. In bedeutender Höhe derſelben, an der jäheſten Felſenſeite ſind mit länglichen Pforten eingeſchnittene Höhlen, etwa wie diejenigen, die zu Begräbnißſtätten beſtimmt ſind. Zwiſchen dem Felſen und der die Schlucht durchreißenden Barada iſt nur ein ſchmaler Felſenſteig frei, der, wenn die Hochwaſſer kommen, wohl auch von der Flut bedeckt ſein mag. Der Schnitt in den Felſen aber iſt ein augenſcheinlich künſtlicher und verbannt jeden Gedanken an eine zufällige Naturbildung.

Wir ſelbſt reiten dieſen Felſen gegenüber auf einem ſchmalen Saumwege, den ſich hier wild abſtürzenden Fluß entlang, der zweihundert Fuß tief unter uns, ſich über Felsſtücke wälzt und zornig rauſcht.

Ein heftiger Sturm weht uns aus dieſer Schlucht entgegen und jagt uns Sand, ſcharf wie Hagel, in die Augen. Ibraim lenkt ſein Pferd das ſich abſenkende Ufer hinab. Wir, noch oben, ſehen ihn, als ob ſein und ſeines Pferdes Kopf bald den Boden berühren müßten, ſich gleichſam hinabſtürzen. Unſere Pferde blieben einen Moment ſtehen, als ob ſie den Abhang prüfen und den ſicherſten Abſteig finden, oder ihre Kräfte ſammeln wollten.

Wen jetzt Schwindel ergreift, der iſt verloren, in den brauſenden Fluten unten an Felſen zerſchmettert.

Unter einem vorſpringenden Felſen, unmittelbar am Fluſſe, hatte Ibraim nach ſechsſtündigem Ritte uns ein treffliches Mahl, das Herrn Alſanderi von den Seinen mitgegeben worden war, aufgeteppicht. In unſerem Trinkbecher, mit dem feurigen Wein der Berge gemiſcht, durch die wir zogen, gefüllt, ſpritzte der Giſcht der toſenden Wellen, die durch ihre lärmenden Brandungen uns an jedem Geſpräche hinderten. Zu unſerer Linken wälzte ſich der Fluß noch tiefer hinab und war von einer, auf einem ſteiner-

nen Bogen von Fels zu Fels gezogenen Brücke so hoch überwölbt, daß sein zorniger Gischt nicht hinanreichen konnte.

Denselben Weg, den wir herabgelangt waren, kletterte jetzt das kleine Pferd eines Beduinen, der mit langer Lanze bewaffnet und die Flinte quer über den Sattelknopf gelegt hatte zum Flusse herab. Er schwang sich vom Pferde und entkleidete sich, dann schritt er in den Strom, um zu baden; während das Pferd Grashalme rupfte. Als er wieder heraus ans Ufer trat, entrollte er einen kleinen Teppich, der auf der Gruppe des Pferdes festgeschnallt war, breitete ihn auf dem Boden aus und verrichtete, sich auf die Kniee werfend, fünfmal den Teppich mit der Stirne berührend, sein Gebet.

Es war eine eigenthümliche Szene von mächtiger Wirkung; der tobende Strom, jenseits die ruhige Felsenwand mit ihren Gräbern, der betende Moslem und wir selbst die heiter Genießenden! Wo weilte der treffliche Stöckler mit seinen poetischen Farben?

Ich ließ den Beduinen durch Ibraim an unsern Teppich laden. Er grüßte schweigend und setzte sich neben uns, ohne von unseren Speisen etwas berühren zu wollen. Er holte aus seinem Mantel weiches, dünnes, zusammengerolltes Brot hervor, in welchem grüne Zwiebeln eingewickelt waren und aß davon. Nur Kaffee trank er mit uns und wechselte, als Zeichen seiner freundlichen Gesinnung gegen uns, mit mir den Tschibuk, indem er mir den seinen vom Munde weg reichte.

Unsere Diener mit den Maulthieren, die zurückgeblieben waren, und um die wir schon einige Sorge hatten, wurden zu unserer Freude jetzt auf der Höhe sichtbar und wir brachen auf. Die Schlucht lag bald hinter uns, wir befanden uns wieder in grüner Landschaft und auf wüsten Stellen. Uns gegenüber erhoben sich die hohen finstern Berge des Antilibanon. Der Himmel war den Tag hindurch grau und wir hatten nichts von Hitze zu leiden.

Um sechs Uhr Abends ritten wir durch die Gärten eines kleinen Dorfes und durch das aus Holz gezimmerte Thor eines Gehöftes, in dem wir diese Nacht verweilen sollten.

Zwei Frauen, ein Rudel Knaben und Mädchen, alle diese der

Beſitz des Mannes, auf deſſen Grund und Boden wir uns befanden, grüßten uns und ſagten; „Geſegnet ſei dein Kommen!“

Die Mädchen brachten jedem von uns einen Roſenſtrauß, und freuten ſich ſehr, als wir ihnen kleine Münzen ſchenkten. Die Frauen, ohne den Schleier vor ihre jugendlichen, aber nicht ſchönen Geſichter zu ziehen, brachten uns Milch, Brot und Honig herbei, um uns zu bewirten.

Die Knaben fingen, unter vielem Lärmen ein junges Schweinchen, das ſeltſam wie ein Zebra weiß und braun geſtreift war, um es uns zu zeigen und Backſchieſch für dieſe Aufmerkſamkeit zu verlangen.

Ibraim bereitete unſer Mahl, und als ich von Wien her mitgebrachte Suppengallerte aufſieden ließ, war er, noch mehr aber die Frauen, ganz verwundert; ich ließ ihnen davon reichen, doch aßen ſie erſt davon, als ich ihr Bedenken, es könnte die Gallerte vom Schweine herrühren, verſcheuchte. Der Herr des Hauſes Chaſſim, was der Gute heißt, kam jetzt vom Felde heim und fand es nicht anſtößig, daß ſeine Frauen mit uns aßen und plauderten.

Das Zelt wurde in der Ecke des Hofes unter Feigenbäumen aufgeſchlagen. Wir mußten uns bald in daſſelbe zurückziehen, denn es fing heftig zu regnen an.

Wir hörten ſpät Nachts Schüſſe fallen, trommeln, Geſänge und Schreie. Ein junger Türke im Dorfe feierte ſeine Hochzeit.

Zweiter Tag.

Begegnung. — Waffenbereitſchaft. — Ein Cavalier der Berge. — Dankgebet.

Wir erhoben uns um drei Uhr Morgens vom Lager und brachen doch erſt nach zwei Stunden zur Weiterreiſe auf. Das phlegmatiſche Thun des Orientalen iſt unbeſiegbar und ihm vielleicht unſere Haſt eben ſo unbegreiflich, wie uns ſeine Ruhe.

Der Weg führte uns wieder durch Gärten, durch eine nicht breite, gut bebaute Schlucht, und endlich einen bedeutenden Berg hinan. Wir befanden uns jetzt am Beginne einer unabsehbaren Hochebene, und hatten uns zur Rechten die steile, nahe an 8,000 Fuß hohe Spitze des Libanon; am Fuße derselben zwischen Weinreben und Pappeln, lag ein kleines Dorf.

Die Ebene selbst war fleißig bebaut und uns begegneten auf derselben eigenthümliche Gruppen; ein Mann, der einen Esel vor sich her trieb, dem er den Pflug aufgeladen hatte, um auf einem entfernten Acker zu pflügen. In gleicher Absicht ging ein weißbeturbanter Mann ruhig und stolz einher, indeß zwei Weiber einen Pflug hinter ihm herzogen. Ein Hirt, mit Flinte und Pistolen bewaffnet, weidete zwei Kühe. Auch einzelne Männer gingen an uns vorüber und ließen den scharfen Seitenblick auf uns ruhen, der nur die Gelegenheit abzumerken schien.

Nach mehrstündigem Ritte erreichten wir wieder ein schön und frisch umpflanztes Dorf. Alle Männer, die wir sahen, trugen selbst bei ihren Geschäften Flinten, um jeden Augenblick bereit zu sein, sich vor Ueberfall und Gewalt zu schützen. Auf einem offenen Friedhofe, dem wir vorüberzogen, weideten einige Kameele.

Hinter dem Dorfe, von einem Felsen gegen die Sonne geschützt, an einem rasch fließenden Flusse, über den eine steinerne Brücke führte, machten wir Halt, um zu frühstücken. Ich hatte große Sorge um unser Gepäck, mit dem die Diener weit hinter uns zurückgeblieben waren. Ich stellte Ibraim darüber zu Rede, wie er in so unsicherer Gegend die waffenlosen Diener allein hinter uns ziehen lasse. Ibraim, wenn er einen Fehler beging und dieser ihm vorgehalten wurde, lächelte jedesmal, ohne ein Wort zu erwidern. Ich erklärte, nicht eher die Stelle zu verlassen, bis unsere Männer mit Maulthier und Esel bei uns sein würden. Nach langem Harren erschienen sie endlich und ich gab Befehl, daß fortan die Karavane beisammen bleiben müsse.

Ibraim gab Chatib eine Flinte und dem andern Diener gab er den Rath, sein langes im Gürtel steckendes Messer zu schleifen, spitze Steine aus dem Flusse zu nehmen und in seinen Reisesack

zu thun, der ihm an der Seite hing. Wir ſelbſt feuerten unſere Gewehre und Piſtolen ab, die vom Morgenthau feucht geworden und nicht mehr ſicher waren, um ſie friſch zu laden.

Es waren keine angenehmen Vorbereitungen und beunruhigten mich um ſo mehr, weil Ibraim bis jetzt ziemlich ſorglos ſich verhalten hatte. Vielleicht auch wollte der ſchlaue und gewandte Grieche mich, für meinen ihm ſcharf gegebenen Befehl ſtrafen.

Unſere Packthiere gingen jetzt voran, Herr Alſanderi und ich folgten, Ibraim war die Arrieregarde.

Ein großartiger Schneeberg glänzte uns im Sonnenlichte entgegen; wir zogen ſeitab wieder in eine jener ſchönen, waſſerdurchrieſelten Schluchten, die ſo frucht- und ammutreich ſind und den Reiſenden immer friſch erfreuen. Wilde Roſen und blühender baumhoher und dichter Oleander, Maulbeerbäume, rote Mohnblüten verbreiteten einen entzückenden Glanz und Duft. Wir mußten zweimal, den ſich faſt in Kreiſen windenden Fluß durchſetzen, um nach dem entgegengeſetzten Ufer zu gelangen.

Da und dort lagerte ein Hirt und weidete einige Schafe, oder Ziegen. Ein ſchlank und gewandt ausſehender Mann mit einem Karabiner und Säbel bewaffnet, kam uns entgegen. Ibraim bezeichnete ihn, als einen freien Cavalier der Berge und wie er froh ſei, daß er friedlich an uns vorüberging. Wir ſetzten unſere Pferde, die wir früher, ihnen den Zaum abnehmend, im Fluſſe trinken ließen, auf einer mäßig anſteigenden Höhe in Galopp und hatten bald unſere Packthiere erreicht. Chatib erzählte uns, daß der Mann ſie angehalten und um die Zahl der Herren, denen das Gepäck gehöre, gefragt hätte.

„Was hätteſt Du, Chatib, mein Sohn! gethan, wenn er Dich angehalten hätte?“

Ich hätte mich ihm ergeben, Herr!

„Wozu trägſt Du die Flinte? Du hätteſt Dich wehren müſſen.“

Gott hat mich davor geſchützt.

Ibraim lächelte. Herr Alſanderi, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um Gott zu loben und zu beten, ſprach laut das den Juden übliche Gebet, wenn ſie eine Gefahr überſtanden ha-

ben: „Gelobt seist du, Gott, unser Herr, Herr der Welt, der sich uns verpflichtet hat durch seine Wohlthaten, er hat mir wohlgethan!“

Ich antwortete ihm: „Der Dir wohlgethan, der thue Dir ferner alles Gute. Selah!“

Wir hatten den Weg verfehlt und mußten, um aus der fruchtbaren, reich begrünten Ebene über steinigte unwirtbare Felsen wieder empor. Als wir sie in der unerträglichen Glut des Tages überwunden hatten, befanden wir uns abermals auf einer weitgestreckten Hochebene, die im Halbkreise, von schneebedeckten Bergen eingeschlossen, denen gegenüber in stunderweiter Ferne, sich kahles, sonneverbranntes Gebirge, kühn geschwungen vor- und rückwärts schob.

Mitten auf der Ebene kamen wir an eine tiefgemauerte, aber ausgetrocknete Zisterne.

Alles lag todt und entvölkert um uns her. Weit hinaus hing ein kleines Dorf an einem Berge, eine schwarze Ziegenheerde an einem Hügel vor uns, schien vergebens nach Nahrung zu spähen, und als wir um ihn herumbogen, lag plötzlich vor uns — Baalbek.

Baalbek.

Frau Maria. — Ohne Augengläser, ein Mensch. — Milch und Honig. — Naives Gespräch.

Wir erblickten einige Ruinen und Säulen, die eben keinen bedeutenden Eindruck auf uns machten, und ritten durch ein kleines, ärmliches Dorf, bis wir an einen frisch von üppigem Grün umgebenen Bach gelangten, und von den Pferden stiegen.

Hier unter drei mächtigen Nußbäumen saßen eine alte und eine junge Frau mit ihrem achtjährigen Töchterchen. Sie waren unverschleiert, und erfreuten sich müßig der kühlenden Nähe des Wassers, und kündigten sich durch ihren Gruß als Christinnen an. Wir lagerten uns neben sie, bis unser Zelt aufgeschlagen war. Uns gegenüber lag eine der Tempelmauern, von der wir durch eine niedrige Steinaufhäufung getrennt waren, zwischen der und dem Tempel wie aus einem tiefen Burggraben hohe Pappeln aufragten. Vier mächtige Säulen mit Architraven, und eine fünfte vom Sockel gefallene und an der Mauer lehnend, kündigten das Gewaltige, das wir bald sehen sollten, an.

Die Frauen waren neugierig, und thaten hundert Fragen, woher wir kämen, wer wir seien, und ob wir in unserer Heimat gar keine Ruinen haben, und so weit reisen müssen, um etwas zu sehen, was so nutzlos sei; da wir nicht die Absicht hätten, uns hier anzusiedeln, und etwa von den Ruinen Steine zum Aufbauen für ein Haus nähmen.

Die junge Frau, welche Maria Ribaë hieß, hatte ein anmutvolles Antlitz, aus dem zwei lebhafte Augen leuchteten; sie ließ nicht ab zu fragen:

„Giebt es auch Mohammedaner in Deinem Vaterlande?"

Nur wenn sie reisend, als Gäste zu uns kommen, sonst lebe meist Christen und Juden in den Ländern meines Sultans.

„Wie glücklich ist ein solches Reich!"

Hasseſt Du die Mohammedaner?

„Sie haben keine Vorstellung von Gott. In unseren Kirchen siehst Du ihn überall abgebildet."

Sind die Mohammedaner nicht redlich, gut und tapfer?

„Ihre Weiber aber sind schlechte Kreaturen, wie könnten sie sonst dulden, daß der Mann sich nicht an einem Weibe genügen lasse!"

Das Kind der jungen Frau hatte sich entfernt, und kehrte jetzt mit einem zweihenkeligen, unglasirten, irdenen Kruge zurück, und trug einen dünnen, mit Weinbeerensyrup bestrichenen Kuchen. Die Mutter nahm ihm beides ab, um es mir zu reichen. Ich trank die kühlendste Milch.

Frau Maria wußte kein Ende zu finden in ihren Reden, die sie mit wohlklingendem Organe und mit immer freundlichen Geberden vortrug. Wenn Herr Alfanderi mir ihre Gedanken übersetzte, sprach sie immer wieder dazwischen, um ihn an alles genau zu erinnern, was sie gesagt hatte, und mir genau übersetzt wünschte.

„Lasse mich", sagte sie plötzlich, „Deine Augen sehen. Ich rede nicht gern mit einem Blinden."

Ich trug nämlich, um das grelle Sonnenlicht und den Staub abzuhalten, graue Gläser, als ich sie ablegte, meinte sie lustig:

„Jetzt bist Du ein Mensch."

Dabei griff sie nach der Brille, setzte sie ihrer feingeformten Nase auf, und neigte sich über den Bach, um sich in seinem Spiegel sehen zu können. Sie lachte, wie eine Turteltaube, ihr kleines Mädchen aber fürchtete sich vor der Mutter, und fing zu weinen an.

Ich hatte während des Gespräches von den bronzenen kleinen Schmuckgegenständen, die ich aus Wien zu Geschenken mitgenommen hatte, ein Paar Ohrringe, und eine schimmernde Zitternadel hervorgesucht, um der unbefangenen, heiteren Frau für ihre Gastfreundschaft eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Ich hängte ihrem Mädchen die Ohrringe ein, und sagte Frau Maria, daß ich die Zitternadel ihr ebenfalls nach Art, wie sie die Frauen im Abendlande tragen, selbst in die Haare legen wolle. Sie schlug den weißen Schleier, der ihr Haupt bedeckte, und herabfließend die ganze Gestalt einhüllte, zurück, legte ihren roten Fez ab, und fing an, ihr schwarzes Haar aufzurollen, was ich, wiewohl ich es nicht beabsichtigte, geschehen ließ. Frau Maria war nicht groß, aber fein und schlank gebaut, ein bunter, gewebter Rock war um die Lenden mit einem roten, breiten Gürtel festgehalten. Ein weißseidenes Hemd verhüllte ihre Brüste nicht, und darüber hatte sie ein Jäckchen von apfelgrüner Seide mit Gold gestickt. Die Haare der jungen Frau fielen jetzt in erschreckend schöner, schwarzer Pracht ihren Rücken herab, so lang, daß sie noch den Rasen, auf dem sie saß, bedeckten.

Mit der orientalischen Bildersprache vertraut, die jedem Araber verständlich ist, und von ihm gebraucht wird, ließ ich ihr sagen: „Warum verhüllst Du Dich, o Stern der Schönheit mit einer finstern Wolke?“

Und anspielend auf die funkelnde Zitternadel, ließ sie mir antworten: „Du wirst erst einen Stern in diese Nacht hineinthun.“

Ich weiß nicht, oder vielmehr doch, ob eine von den gezierten und überaus geistreichen Salondamen Wiens so poetisch und eingehend fein zu antworten verstanden hätte, als diese „ungebildete“ Araberin. Uebrigens war es auch die einzige Frau, während meiner ganzen Reise im Oriente, die so zutraulich, munter und unbefangen in ihrem Thun sich benommen hat. Während wir am Bache saßen, und so heiter uns unterhielten, waren Männer und Frauen aus dem Dorfe vorübergekommen, ohne uns besonders zu beachten, oder die Gruppe auffallend zu finden.

Ibraim kam, um uns zu melden, daß unſer Zelt aufgeſchlagen ſei. Ich reichte der Frau Marie Ribaë die Hand zum Abſchied. Möge ſie geſegnet ſein, und es ihr wohlergehen immerdar!

Nur mühſam, über geborſtene Quadern, chaotiſch liegende, zerſchmetterte Architrave, blumen- und arabeskenreiche Geſimsſtücke kletterten wir an einer Säulenfronte vorbei in den großen Tempelraum, der nur noch von den zerfallenen Mauern umgeben, jene ſechs aufrechtſtehenden Rieſenſäulen zeigt, welche wie Sonnenzeiger der Ewigkeit aufragen, und mit Staunen und Ehrfurcht erfüllen.

Auf der ungeheuren, unebenen Fläche des Tempelplatzes war unſer Zelt aufgeſchlagen. Ueber die Mauer herein und zwiſchen den Rieſenſäulen ſchimmerten die fernen, ſchneebedeckten Häupter des Libanon, rotgolden in der untergehenden Sonne, in deren zerſtörtem Tempel wir uns befanden.

Ich ſegnete gerührt die Gunſt des Lebens, die mich glücklich in dieſe erhabenen und geweihten Räume gebracht hatte.

Beim Militärgouverneur.

Nächtlicher Beſuch. — Die Bevölkerung des Libanon. — Ein Proſet. — Ein Schullehrer.

Wir erfreuten uns, nach dem ermüdenden Ritte des Tages, eines ſtärkenden Mahles, zu welchem einige Bewohner des Dorfes uns wieder Butter, Käſe, Eier, Milch und Brot geliefert hatten.

Allmälig war die Nacht hereingebrochen, und voller, klarer Mond leuchtete auf die Ruinen um uns her; ihre zerriſſenen, gewaltigen Maſſen durch ſein Zauberlicht zu einem fantaſtiſch Ganzen aufbauend.

Weil es aber drin, in der Nacht nicht ganz ſicher ſein könnte, rieth mir Ibraim, noch jetzt dem Militärgouverneur, an den ich ein offenes Schreiben vom Paſcha von Damaskus hatte, meinen Beſuch abzuſtatten. Um demſelben die im Oriente immer nötige Feierlichkeit zu geben, kleidete Ibraim ſich um, nahm von unſern Waffen, und ließ ſich von unſern Dienern, die er ebenfalls bewaffnete, begleiten, um mich beim Gouverneur anzuſagen.

Nach einer Viertelſtunde kam Ibraim zurück. Vier maleriſch gekleidete, ſchön bewaffnete Männer folgten ihm, während er ſelbſt eine brennende Fackel voran trug. Ein brauner Sklave führte einen ſchön gezäumten Rappen nach. Der Gouverneur erwarte

ſeinen „hohen Gaſt“ ſagte mir Ibraim. Ich beſtieg das Pferd, und ritt, unter Vortritt der Bewaffneten, durch die mondbeſchienenen, öden Gaſſen des Dorfes.

Vor einem weitläufigen, mit einer Mauer umgebenen Hauſe mit flachem Dache hielten wir. Der braune Sklave, der mein Pferd führte, hob mich aus dem türkiſchen Sattel, und führte uns durch eine hohe, rußige Halle, in deren einer Ecke auf einem Heerde Feuer brannte, das ſie erhellte. Aus dieſer Halle gelangten wir in eine viereckige, große Stube, von deren Decke eine papierne Laterne hing, welche nur matt einen Lehmboden, rings an den Wänden blanke Waffen, und mit Papier, ſtatt mit Glas verſehene Fenſter zeigte. Der Gouverneur, ein kleiner, ſchlanker Mann, mit entſchloſſen blickenden Augen, war mir bis zur Thüre entgegengekommen, und ging nun zu einem, ihr entgegengeſetzt angebrachten Divan voraus. Wir ſetzten uns, und erfreuten uns bald des Tſchibuks und des Kaffees.

Indem der Gouverneur jetzt die Rechte, grüßend an Stirne und Mund legte, eröffnete er mit der dreimal üblichen Frage um meine Geſundheit, und um die Reiſe das Geſpräch. Ich überreichte ihm dann den Brief des Paſchas; er legte ihn, ſich verneigend an die Stirne, und las ihn; dann ſagte er zu mir gewendet: „Du biſt mein Herr, und Alles, was ich beſitze, iſt auch Dein Eigenthum.“ Er fragte darauf um die politiſche Weltlage, ob der Friede ſicher und dauernd ſei, und ob der Hat Humajum zur Ausführung kommen werde?

Gewiß! ließ ich ihm antworten, weil der Padiſchah es will.

„Sage: wenn Gott es will.“

Wie viele Chriſten leben in Baalbek?

„Die Bevölkerung iſt zu zwei Drittheilen mohammedaniſch; ein Drittheil iſt chriſtlich.“

Und fürchtet ihr, die Mehrheit der Zahl nach, von Wenigern beherrſcht zu werden?

„Die Chriſten ſind — doch der Padiſchah iſt mein Herr, und ich bin ſein treuer Diener. Haſt Du ihn geſehen?“

Ich ſah ihn zur Moſchee in Stambul reiten.

„Unſer Sultan iſt gut. Hat Dir ſeine Erſcheinung nicht dieſen Eindruck gemacht? Die Bevölkerungen unſerer Berge aber ſind wild und unbändig. Druſen und Maronitten, Mohammedaner und Metualis haſſen einander und ſind kampfbereit. Die habſüchtigen Prieſter lieben ſich mehr, als den Frieden; die eiferſüchtigen Emire mehr ihre Macht, als Gott. Dieſes geſegnete Gebirge mit ſeinen 600,000 Menſchen iſt entvölkert, und könnte ein Thron ſein, der Syrien und Paläſtina beherrſcht. Wenn eine Fauſt regierte, welche die zerſtreuten Zügel der Herrſchaft zuſammenfaſſen, und ſie die Hartmäuligen zwiſchen den Zähnen empfinden laſſen könnte! Wir ſind des Sultans, und doch thun die Emire, als ob ſie herrenlos wären, und was das Schlimmſte iſt, Jeder von ihnen thut es anders.“

Welcher Gedanke aber ſoll das Volk durchdringen, damit es nach einem Ziele ringe, und nur Eines wolle?

„Der Gedanke an Gott! Das Volk in dieſen Bergen, das tapfer, freiheitliebend, mäßig, fromm und tugendhaft iſt, nur ein Profet könnte es lenken, und mit ihm Wunder vollbringen. Gegen die weltliche Macht wird es ſich immer wieder empören!“

In der Vorhalle entſtand ein Lärm.

Ein Mann mit grünem Turban, dem Zeichen, daß er vom Profeten ſtamme, wurde von zwei ſeiner Glaubensgenoſſen hereingeführt. Er ſah ſehr bleich und niedergeſchlagen aus. Die beiden Männer klagten ihn, der als Lehrer in der Dorfſchule angeſtellt war, eines Laſters an, das im Oriente nur dann als ſchändlich gilt, wenn ganz junge Kinder als ſein Opfer fallen. Der Gouverneur ließ ihn verhaften, und verſprach den Anklägern eine ſtrenge Beſtrafung.

Als ſie ſich entfernt hatten, fragte ich den Gouverneur, welche Strafe den Mann, falls er ſchuldig iſt, treffen werde?

„Er wird acht Tage, ehe ich ihn hören will, im Gefängniß bleiben, dann Stockſtreiche empfangen und — damit die Kinder nicht zu lange ohne Unterricht bleiben, wieder entlaſſen werden.“

Wer bürgt für die Wiederholung des Verbrechens?

„Ich habe nicht die Macht, ihn abzuſetzen.“

Es war mittlerweile spät geworden und ich nahm Abschied
Der Gouverneur ging mir voran, bis an das Haus, wo mich di
Bewaffneten und der braune Sklave, das Reitpferd haltend, e
warteten.

Als wir mein Zelt erreicht hatten, ließ ich durch Ibrai
Jedem der Begleiter eine Silbermünze reichen, und zog mich dan
in das Zelt zurück, mit dem eigenthümlichen, mir fast als Wun
der erscheinenden Gedanken: Heute wirst du im Sonnentempe
von Heliopolis schlafen!

Die Tempel.

König Salomo. — Der große Tempel. — Gegenbesuch des Gouverneurs. — Geschenke. — Dämonengeschichte. — Ein Hammel.

Die Geschichte von Baalbek, dem alten Heliopolis, ist unsicher, und es scheint verhängnißvoll, daß über der Sonnenstadt ein tiefes Dunkel ruht.

Es ist nicht entschieden, wie wohl allgemein angenommen, daß die Stadt von König Salomo gegründet sei, denn es heißt im Buche der Könige: „Er baute Gaser; und das niedere Beth-Heron und Baelath und Tadmor in der Wüste im Lande.“ Eine Stelle im Buche der Chronik hebt den Beweis auf, und Josefus Flavius erzählt, daß das durch den König befestigte Baelath im Lande der Philister lag. Neuere Forschung glaubt, daß der Proset Amos die Sonnenstadt bezeichne, wenn er vom Götzendienste in der Ebene Aven spricht.

Schon der Name deutet auf einen Zusammenhang mit der uralten Heliospolis in Egypten. Der Sonnendienst ist seit mythischen Zeiten in Syrien heimisch, und Helios sowohl, wie Zeus wurden unter dem Namen Baal, was Herr heißt, verehrt; daher das hebräische Baal Schemesch, was Herr der Sonne bedeutet, und sich in einer Inschrift Tadmors findet.

Der größte Tempel Baalbeks, mit dem Staunen erregenden Peristyl von sechs aufragenden, 70 Fuß hohen Säulen, mit seinen

gewaltigen Hallen und Hofräumen ist 1000 Fuß lang, und steht auf einer Plattform, die mächtig emporgewölbt, von der Bodenfläche sich bis 30 Fuß erhebt. Ein großartiger Portikus, etwa 200 Fuß, war von zwei thorartigen Bauen geschützt, zu dem eine gewaltige Treppe empor geführt hat. Zwölf Säulen, von welchen nur noch die Piedestale bestehen, schmückten seinen Zugang; kaum leserliche, lateinische Inschriften sind an zwei von ihnen angebracht, und erzählen, daß der Tempel den großen Göttern von Heliopolis für das Heil des Antoninus Pius und der Julia Augusta gewidmet worden ist. Leere Nischen deuten die Stellen an, wo die Statuen der Götter standen, die Wände zeigen noch prachtvolle Verzierungen, Blumen und Arabesken aus Stein. Aus dem Portikus gelangt man in den großen Hofraum, der ein Sechseck bildet, in deren jedem sich Gemächer für die Priester befanden und noch die Spuren der sie vor Zeiten schmückenden Säulen zeigen.

Nur mühsam ringen sich diese Formen und Räume aus den Ruinen hervor, und führen zu einem, wie von titanischer Kraft hingeschmetterten Säulenchaos von korinthischer Ordnung aus egyptischem Granit. Die Piedestale, die theilweise noch im Boden wurzeln, lassen erkennen, daß 54 Säulen aufragten mit einem Durchmesser von 7 Fuß an der Basis, und 5 an der Spitze. Die meisten dieser Säulen waren aus vier Stücken zusammengefügt, und durch einen Fuß lange, und einen Fuß dicke eiserne Klammern so fest zusammengehalten, daß sie, als die Säulen in ungeheurem Sturze von den Piedestalen sanken und zerbrachen, nicht aus den Fugen gingen.

Das Peristyl ruhte auf kolossalen Mauern von 50 Fuß Höhe, die es auf ihrem gewaltigen Rücken trugen, daß es über die ungeheure Ebene, Stunden weit, in seiner erhabenen Pracht sichtbar war.

Die Mauern selbst sind von kiklopischer Gewalt, und bestehen aus fugengeränderten Felsblöcken, darunter drei 60—64 Fuß lange, die vielleicht dem Heiligthume den Beinamen Trilithon erworben haben.

Unter dem koloſſalen Tempel führen dunkle, hoch ſich wölbende Räume mit Pfeilern hin, die geeignet ſind, die ungeheuren, auf ihnen ruhenden Laſten zu tragen.

Nur der Anblick der egyptiſchen Bauwerke konnte ſpäter den Eindruck etwas mindern, den dieſe erhabenen Ueberreſte menſchlicher Kraft und genialer Kühnheit in mir hervorriefen. Die genaueſte Beſchreibung würde dem Leſer wohl einen klareren Begriff von den Einzelheiten dieſes Bauwerkes geben, nimmermehr aber das Bild in ſeiner gewaltigen Erhabenheit hinſtellen. Wer jene wünſcht, wird ſie am beſten in einem Werke finden, das vor einem Jahrhunderte von Wood und Dawkins herausgegeben worden iſt.

Ibraim hatte mich ſchon lange geſucht, und meldete mir, daß der Gouverneur gekommen ſei, mir ſeinen Gegenbeſuch abzuſtatten. Ich fand ihn vor dem Zelte mit zwei Männern ſitzend, während vier Soldaten ehrerbietig in einiger Entfernung ſtanden. Ibraim hatte aus unſeren Reiſetaſchen, Mänteln und Teppichen raſch einen Divan improviſirt, auf den ich mich zu meinem Gaſte ſetzte. Nachdem ich Kaffee und Tſchibuk reichen ließ, eröffnete ich, an die orientaliſche Sitte ſchon gewöhnt, das Geſpräch mit der Frage um das Wohlbefinden. —

Achmed Mezellim Bei reichte mir hierauf zwei Geſchenke: eine ſilberne, römiſche Münze mit der Legende: „Col. Jal. Hel.“ und auf der Kehrſeite mit der Abbildung eines Ackerers, der zwei Ochſen vor ſich her treibt; ein geprägtes Dokument, daß Heliopolis eine Colonie der Römer war. Koſtbarer noch war das zweite Geſchenk, ein ebenfalls in den Ruinen von Baalbek aufgefundener ſchwarzgrüner Stein, dem ein fantaſtiſches Thier mit Hühnerfüßen und einem Thurme auf dem Rücken eingeſchnitten iſt.

Ich freute mich, als der Gouverneur unſere Waffen beſah, und an einem eleganten Dolche, deſſen Klinge mit Freimaurerzeichen damasziert, und deſſen Griff von ſchön geſchnittenen Perl-

mutter war, besonderes Wohlgefallen fand. Ich bat ihn, dieses kleine Werk eines Waffenschmiedes aus Wien, zu meinem Andenken zu behalten.

Die Begleiter des Gouverneurs, sein Schreiber und Kassier, jener ein junger Christ, dieser ein greiser Mohammedaner, hatten sich während unseres Gesprächs schweigend verhalten. Als ich jedoch von den ungeheuren Ruinen, die uns umgaben, zu sprechen anfing, wie sie das Wunder der Welt, und wert sind, aus dem fernen Abendlande besucht zu werden, fing der Greis ganz ernsthaft mit zu sprechen an:

„Diese Bogen und Säulen, diese Hallen und Wölbungen haben aber auch nicht Menschenhände vollendet. Dschinnen und Dämonen, die der Sultan Suleiman mit seinem Siegelringe beherrschte, mußten die Steine zu dem Baue aus dem Felsen schneiden, tragen und in einander fügen. Hier und in Tadmor kannst Du dieselbe dämonische Kraft sehen, die all dies aufbaute. Wenn die Dschinnen zuweilen müde wurden, oder widerspenstig, so zwängte sie der weise König zwischen zwei flache Marmorblöcke, und ließ sie als Grundsteine verwenden. Die Dschinnen suchen sich fort und fort zu befreien, und mächtig sich bewegend, verursachen sie die vielen Erdbeben, die schon diese Tempel erschüttert haben. Andere, sich gegen ihn empörende Geister sperrte er in metallene Töpfe, versiegelte sie mit seinem Ringe, und ließ sie ins Meer werfen. In ihrem Bestreben nach Freiheit erschüttern sie die Wogen des Meeres, und das sind die Stürme, welche die Schiffe vernichten. Wenn der weise König in El Kods, wo er den prächtigen Tempel aus Zedernholz erbauen ließ, seine Morgenandacht vollendet und die Geschäfte der Regierung besorgt hatte, bestieg er den Ostwind und ließ sich zu den Bauwerken von Baalbek und Palmyra tragen, um den Fleiß der bauenden Dämonen zu überwachen. Hier hielt er seinen Divan, in welchem sich die Diwe, die Genien und die Schaaren der Vögel um ihn versammelten. Auf einem goldenen, von flügelfächernden Vögeln überschatteten Throne sitzend, den Dämonen und Thiergestalten trugen, lagerten auf den diamantenen Stufen vier Wessire, die Vertreter der Menschen, der Genien, der

Vögel und der vierfüßigen Thiere. Zwölftausend goldene Sitze zur Rechten des Thrones waren bereit für die Propheten, Patriarchen und Heiligen; zwölftausend goldene Sitze zur Linken des Thrones für Könige, Helden und Weise. Wenn der König den Divan aufhob, ließ er sich auf dem Throne von den Geiern, oder wieder vom Ostwind nach Tadmor tragen zu den weiß schimmernden Palästen seiner tausend Frauen von außerordentlicher Schönheit.

Eines Tages, als ihm der Ostwind als Pferd diente, fühlte er sich, bald hoch durch die Wolken getragen und bald wieder die Halme der Erde streifend. Dem Könige fiel das auf und er beobachtete genau, was die Ursache sei? Da offenbarte ihm seine Weisheit den Grund: wenn er erhabene Gedanken dachte, wurde er dem Flügelpferde leicht und es konnte ihn hoch über die höchsten Gebirgsgipfel tragen. Sobald ein stolzes Bewußtsein an seine irdische Herrschermacht durch sein Herz ging, drückte er das Wolkenpferd wuchtig, daß es sich tief mit ihm auf die Erde senken mußte. Die tausend Frauen in den weiß schimmernden Palästen —"

„Wollen wir schlafen lassen in ihren goldenen Gemächern," unterbrach der Gouverneur den legendenseligen Greis, der uns vielleicht jetzt erst die schönsten der Geschichten erzählt haben würde. Gegen mich gewendet ließ er mich bitten: ihn zu entlassen, wenn ich keine Befehle für ihn hätte, denn er habe wichtige Geschäfte. Er versprach mir, für meine Weiterreise, morgen zwei Reiter als Bedeckung zu schicken. —

Der Gouverneur hatte schon des Morgens für unsere Thiere Hafer gesendet und kurz vor seiner Ankunft, wie mir Ibraim mit feinschmeckendem Zungenschnalzen berichtete, einen lebendigen, fetten Hammel und sechs Hühner.

Herr Alfanderi übernahm wieder das Schlächteramt und war ein wenig gekränkt, als ich ihn, mit hochgeschürzten Aermeln das blutige Geschäft vollbringen sah und einen Baalspriester nannte.

Ibraim hatte in einer hohen Nische, die einst die funkelnde Gestalt irgend einer Gottheit beherbergte, die Küche aufgeschlagen. Ueber zwei auseinander gerückten Steinklötzen siedete Wasser in einem kupfernen Kessel, in einer Ecke bei kleinem Kohlenfeuer stand die Kaffeekanne und jetzt schleppte er mit Chatib, den von einem hölzernen Spieße durchbohrten und ausgeweideten Hammel heran, um ihn statt des Kessels über die Kohlenglut zu thun. —

Besser erhalten als der geschilderte, ist der zweite Tempel, der auf einer eigenen, ebenfalls unterwölbten Plattform steht. Er ist 225 Fuß lang und 120 Fuß breit. Dreißig Stufen führten zu ihm empor, neben der obersten, zu beiden Seiten befanden sich 15 Fuß hohe Piedestale, die Bildsäulen trugen. Die Längenseiten umgaben 15, die schmalen 8 Säulen. An der Ostseite waren nach innen noch 8 Säulen angebracht und bildeten die Vorhalle. Die Höhe der noch aufrecht stehenden 13 Säulen sammt den prächtigen korinthischen Kapitälen beträgt 45 Fuß. Das auf ihnen ruhende Karnieß ist mit der Cella durch schön gemeißelte Platten, in deren Mitte sich Sechsecke befinden, verbunden. Sie waren mit Basreliefsbüsten geschmückt. Nur ein Ganymed und eine Leda, in sehr beschädigtem Zustande, sind noch erkennbar.

Nur durch kolossale Trümmer, geborstene Säulen und zerschmetterte Architrave, über Schutt und späteres ebenfalls schon verfallenes Bauwerk kann man zu dem Tempel emporgelangen, da und dort kriechend, kletternd, sich durchwindend, von Block zu Block springend.

Das größte Staunen erweckt das großartigste Portal, das vielleicht jemals auf Erden gebaut worden ist. Die zu ihm führende Vorhalle ist tief und läßt nur die Breite desselben, 21 Fuß sehen. Die ihr entsprechende Höhe ist wegen aufgehäuften Schuttes nicht zu messen. Die Seitenpfosten des Portales bestehen aus Monoliten, die sorgfältigst ausgearbeitete Blumenarabesken zeigen. Ueber ihnen ruhte ein aus drei Stücken

zuſammengeſetzter Sturz. Ein Erdbeben hat das Mittelſtück geſenkt, ſo daß es zwiſchen den beiden eingeklemmt herabhängt und auf den Eintretenden niederzuſtürzen droht. Der orientaliſche, mit einem Federbuſche geſchmückte Adler, der in den Fängen eine Schlange hält, iſt auf dieſem Blocke gemeißelt; von ſeinem Schnabel gehen Guirlanden aus, die mit arg verſtümmelten Genien-geſtalten zuſammen hingen.

An dieſer gewaltigen Eingangspforte ſind maſſive Steinpfeiler angebaut, in denen Wendeltreppen empor führen.

Wir befinden uns im Innern des Tempels. Die Cella hat kein Fenſter und mußte, um Licht zu bekommen, wahrſcheinlich unbedeckt ſein. Die Seitenwände ſind mit kanelirten Halbſäulen geſchmückt, zwiſchen denen ſich eine doppelte, über einander liegende Niſchenreihe hinzieht. Die in derſelben vorſpringenden Piedeſtale laſſen annehmen, daß ſich auf ihnen die Statuen der Götter befanden. Die ebenerdigen Niſchen ſind in Muſchelform, die ſimetriſch über ihnen angebrachten haben ein dreieckiges Giebelwerk. Die Länge des mit Schutt gefüllten Tempels beträgt 90, die Breite 74 Fuß. —

Man muß dieſe Ruinenwelt verlaſſen, um in einiger Entfernung einen kleinen runden Tempel zu beſuchen. Die Cella kündigt ſich mit 8 ſchönen, korinthiſchen Säulen an, zwiſchen denen ſich Niſchen für Statuen befinden. Im Innern ſind zwei Reihen von Säulen, deren eine der korinthiſchen, die andere der joniſchen Ordnung angehört. Die Wände ſind zerriſſen, durch das zerbrochene Dach ſchaut der Himmel herein und wir waren froh, den Raum wieder verlaſſen zu können. Es ſchien uns, als ob der nächſte Sturm das zierliche Gebäude umſtürzen würde. Dieſer ſowohl als der vorangeſchilderte Tempel war im Mittelalter in chriſtliche Kirchen umgewandelt.

Spaziergang.

Moſchee. — Kirche. — Der Biſchof. — Verſprochene Glocken.—Tempel. — Steinbruch. — Schule.

Wir gingen in das kleine Dorf, welches einſt die weitberühmte Sonnenſtadt geweſen iſt. Die Häuschen ſind alle aus Stein aufgeführt, Schwellen und Pfeiler, geweſenes ſchönes Tempeleigenthum und den Mauern, weil ſie eben zur Hand lagen, iſt da und dort zwiſchen den übrigen blöden Steinen eine ſchön gemeißelte Arabeske, ein Blumenfragment eingefugt. Durch die ſchmalen Straßen fließt in antikem Rinnſaale der muntere Bach und leitet uns zur Moſchee; ſie iſt offen, wir legen die Schuhe ab und treten ein. Der Lehmboden iſt mit Strohdecken ſpärlich bedeckt, die Wände ſind grün angeſtrichen, an ihnen hängen geſchriebene Stellen aus dem Koran. Aber die Säulen der kleinen Moſchee ſind prächtig, welchem Gotte mögen ſie einſt ſein Heiligthum getragen haben? Der Wächter findet keine Entweihung darin, daß wir den Raum betreten und doch iſt Damaskus nicht fern, wo der Paſcha alles türkiſche Militair ausrücken laſſen mußte, um die Beſtürzung der Rechtgläubigen nicht zum zornigen Ausbruche kommen zu laſſen, als der Herzog von Brabant, der erſte Chriſt, die große Moſchee der Omejaden betrat.

Als wir die kleine Moſchee verließen, bot uns der Wächter einige kupferne, antike Münzen zum Kaufe an.

Nicht fern dieſem türkiſchen Bethauſe ſteht die Kirche der heiligen Barbara im Hofraume eines kleinen Kloſters. Der Boden iſt mit Marmorplatten belegt, zwei ſchön geformte Säulen ſtützen den Altar. Der Raum iſt, zu einem Drittheil durch eine enge Gitterwand getheilt, hinter derſelben ſind die Sitze für die Frauen, wie im Abendlande noch jetzt in Synagogen. Einige unbedeutende Gemälde hingen an den Wänden und eine holzgeſchnitzte, bemalte reuige Magdalene iſt über dem Beichtſtuhle angebracht.

Ein ſchlicht ausſehender Mann trat in die Kirche; er trug einen dunkelvioleten Talar und ein Käppchen von ähnlicher Farbe. Man ſagte mir ſpäter, daß es der Biſchof von Baalbek geweſen ſei. Er begrüßte uns in freundlichſter Weiſe und erzählte vom Beſuche des Herzogs von Brabant im Prieſterhauſe und daß er der Kirche eine Glocke verſprochen habe.

Zutraulich naiv fragte er mich, ob ich glaube, daß der Herzog Wort halten werde? Als ich ihn deſſen verſicherte, meinte er, daß ſeit dem Verſprechen viel Zeit verſtrichen ſei und er fürchte, die heilige Barbara habe ſich umſonſt gefreut.

„Dürft ihr denn Glocken haben und werden die Mohammedaner das Läuten ruhig anhören?“

Ach was würde der Hat Humajum für Werth haben, wenn wir nicht einmal zur Ehre Gottes läuten dürften! Wir Chriſten, fuhr der freundliche alte Mann zu reden fort, ſind die da und dort in Syrien und Paläſtina ausgeſtellten Poſten, die von den chriſtlichen Mächten nicht genug beachtet ſind. Sollte einmal ein Umſchwung der Dinge kommen, ſo ſind die chriſtlichen Gemeinden ein außerordentlicher Stützpunkt. Wir kennen das Land, wir werden zu unſeren Brüdern halten und der Religion und der Civiliſazion, die wir vorbereiten, die Hand reichen. Aber jetzt beachtet man uns nicht.

Wir verabſchiedeten uns von dem freundlichen Manne und kamen, aus dem Hauſe tretend, an einem Hofraume vorüber, aus dem uns ein unmäßiger Lärm von Kindern entgegen ſcholl. Es war die Schule, deren Meiſter wir, geſtern Abend bedenklich

angeklagt, kennen gelernt haben. Als wir hinzutraten, sprangen Knaben und Mädchen, die gekreuzter Beine den Wänden entlang saßen, empor und schrien, sich um uns drängend, aus einem Munde: „Backschiesch!“ Ein junger Mensch, der die Aufsicht hatte, wehrte ihnen ein solches Thun, hieß sie wieder sitzen und nahm mit ihnen eine kleine Prüfung vor. Alle fingen, sich vor- und rückwärts beugend, Gebete und Koranstellen näselnd und gurgelnd, mit unglaublicher Betonung zu singen an. Während dieser Zeit zeigte uns der Aufseher die arabische Schrift der Kinder, die genug zierlich war. Wir ließen für jedes Kind eine Kupfermünze zurück und setzten unsern Gang fort.

Ich sah mich in den offenen Handwerkstuben der Straßen, in denen Männer fleißig waren, nach irgend einem Gegenstande um, den ich als Andenken an Baalbek's industrielle Thätigkeit gern erwerben mochte. Es bot sich nichts dar, als rote Pantoffel, deren Sohlen von ungegerbtem Leder waren und vier Piaster, etwa zwanzig Kreuzer, kosteten.

Wir waren vor das Dorf hinaus und zu den Steinbrüchen gelangt, aus denen der Kalkstein zu den Tempeln gebrochen wurde. Interessant ist hier eine kleine Anzahl vom Felsen losgelöster und schon behauener Blöcke, die seit Jahrtausenden liegen gelassen, den Eindruck machen, als hätten sich die Steinmetze nur eben entfernt, um Rast zu halten. Einer dieser Blöcke erregt die größte Bewunderung. Von einem senkrechten Felsen durch einen Einschnitt von einigen Zoll von oben herab und ebenso zu beiden Seiten losgelöst, steht er frei wie ein Pfeiler, der nur noch mit dem Felsengrunde zusammengewachsen ist, und mißt nahe an 70 Fuß in der Länge, 17 in der Breite und 15 in der Höhe. Vielleicht war er zu einer Riesensäule bestimmt, die ein Genosse derjenigen werden sollte, deren sechs wir noch aufragen sehen.

Rückkehrend kamen wir an die schöne Quelle von Baalbek, an der die Ruinen einer Moschee liegen. In einem viereckigen Vorhofe erhebt sich ein Grabdenkmal mit einer arabischen Inschrift auf kleinen zerbrochenen roten Porphirsäulen. Ein weitschattender Kastanienbaum breitet im Hofe seine Aeste aus. Anliegend durch

eine eingestürzte Mauer nur getrennt, ragen in einem Längenviereck zwei Reihen etwa 9 Fuß hoher Säulen auf, die theilweise durch Bogen verbunden, aber ohne Dach sind. In einer Ecke des Hofraumes ragt ein Thurm auf, dessen zerbrochene Wendeltreppe wir hinauf stiegen, und einer weiten Aussicht in eine fruchtbare, begrünte Ebene froh wurden.

Aus diesen Räumen hervor, nachdem wir die heiligen nachbarlichen Stätten Baals, Christi und Mohammeds betreten hatten, kletterten wir, um keinen Umweg machen zu müssen, über Trümmer zur steil emporragenden Ostmauer des großen Tempels empor und wanden uns durch einen Riß derselben in den Tempelplatz hinein.

Gäſte.

Emir Harfuſh. — Ein Ruinenfürſt. — Ein Emir als Kapuziner. — Beſuch von Frauen. — Kuß und Tanz.

Der Hammel war erinnernd an die Urzuſtände der Kochkunſt, am hölzernen Spieße gebraten und unſere Eßluſt, die wir ſeit Stunden uns in den Ruinen müde geklettert hatten, rege. Ibraim erklärte aber, daß ich vorerſt noch den Beſuch des Emirs Selman Harfuſh erwarten müſſe, an den ich ebenfalls einen Empfehlungsbrief hatte.

Als ich mich des Morgens bei ihm anſagen ließ, war er nicht zu Hauſe, man wußte nicht, ob er noch an demſelben Tage zurückkommen werde. Bald darauf aber kehrte er von einer kleinen Reiſe unerwartet heim und hatte ſchon zweimal einen Diener geſendet, um mir ſeinen Beſuch anzukündigen.

Kaum wurde Ibraim unſer anſichtig, ſandte er, ohne uns zu fragen, raſch Chatib ab, um zu melden, daß ich den Emir vor meinem Zelte erwarte. Als ich ihn von Ferne kommen ſah, wollte ich ihm entgegen gehen. Mein Zeremonienmeiſter jedoch hielt mich davon ab, weil der Emir glauben würde, ich ſei kein großer Herr und Ibraim liebte es, nur als der Diener eines ſolchen angeſehen zu werden. Um ſeine Eitelkeit nicht zu verletzen, was ihn für Stunden ſchweigſam und unwillig gemacht hätte, folgte ich ſeinem Rathe und empfing den Emir ſtehend vor dem Zelte.

Selman Harfuſh iſt ein Mann von etwa fünfzig Jahren, eine hohe kräftige Geſtalt. Er trug eine braune Jacke von Tuch, zwei ſilbereingelegte Piſtolen im bunt ſeidenen Gürtel, ein blaues weites Beinkleid. Die Beine nackt mit roten Pantoffeln angethan. Das ausdrucksvolle braune Auge leuchtete in einem von wilden Leidenſchaften durchpflügten Geſichte, der Schnurrbart hing bis an die Schultern herab.

Ich lud ihn auf den, wieder von Ibraim zierlichſt hergerichteten Divan ein. Kaffee und Tſchibuk, weil er faſtete, nahm der Emir nicht an. Ich fragte ihn um ſein Wolbefinden.

„In dem Briefe, den Du mir mitgebracht haſt. Gott ſegne den Schreiber deſſelben und Dich! wird geſagt, Du ſeieſt ein Arzt. Mich quälen ſeit Monaten heftige Kopfſchmerzen. Willſt Du mich nicht heilen mit Deiner Weisheit?“

Er reichte mir die Hand hin, um den Puls taſten zu laſſen. Ich ließ die genaueſten Fragen über ſeine Gewohnheiten, den Zuſtand ſeiner Geſundheit an ihn richten und konnte bald das Leiden erkennen, gegen welches ich ihm einige mehr diätetiſche Maßregeln verordnete, vor Allem aber kalte Bäder.

Während wir ſprachen, hielt ſich ſeine Begleitung, mit der er gekommen war, ruhig ſtehend in einiger Entfernung. Es war eine bunte Gruppe von zehn Männern: Albaneſen, Arnauten, einige Beduinen, alle glänzend bewaffnet, und ein alter Mann in weißem Gewande und Turban, der einen zwei Schuh hohen, als runde Säule geformten Blumenſtrauß trug, mit dem er, während ich mit dem Emir ſprach, von Zeit zu Zeit herantrat, um ſeinen Herrn daran riechen zu laſſen.

„Wie lange wirſt Du der Fürſt dieſer Ruinen bleiben?“

Ich ließ antworten, daß ich ſchon morgen aufbrechen wolle und ihn bäte mir eine Bedeckung zu geben, weil einige Dörfer in der Ebene, wie ich höre, im Kriege mit einander lägen.

„Du wirſt ſicher reiſen!“

Der Emir griff in ſeinen Gürtel und öffnete das in denſelben, wie ein Dolch geſteckte, langgeſtielte ſilberne Tintenfaß, wie ich von Abd-el-kadr erhalten hatte. Ein Diener reichte ein Blatt

Papier, auf das der Emir einige Worte schrieb und einem der Beduinen übergab.

Er erhob sich jetzt, um zu gehen; ich schritt ihm voran, durch den weiten Raum des Tempelhofes. Der Emir blieb stehen, um Abschied zu nehmen. Ich ließ ihm durch Herrn Alfanderi sagen: daß er mich kurz zuvor den Fürsten der Ruinen genannt habe und ich werde ihm bis an die Grenzen meines eintägigen Reiches das Geleite geben.

Der Emir faßte zutraulich freundlich meine Hand, die er, neben mir einhergehend, nicht wieder frei ließ, und ließ mir in geistvoll feiner Wendung sagen:

„Jetzt darf ich Dich nicht mehr zurückkehren heißen, sonst bestimme ich, einschränkend die Grenzen Deines Reiches."

Außerhalb der Tempel stand ein prächtig geschirrter Hengst für den Emir und bunt beschirrte Pferde des Gefolges, unter denen mir ein Rappe besonders auffiel, dem man die Mähne und den Schweif rot gefärbt hatte; er sah wie ein Dämon mit Feuerflügeln aus.

Die Familie Harfush ist eine von jenen, die seit Jahrhunderten dem weiten Bezirke von Baalbek feudale Herren giebt. Wenn auch von der türkischen Regierung abhängig, sind sie ihr bald unterthänig und je nach Umständen, gegen sie in Empörung. Ihre Macht ist neben der militärischen eine weit populärere und mehr gefürchtete. Um einen Begriff von diesen Herren zu geben, die es nicht begreifen können, daß sie ihre frühere, fast unabhängige Herrschaft eingebüßt haben, möge ein Beispiel genügen!

Ein naher Verwandter des Emirs, den wir eben kennen gelernt haben, Mohammed Harfush wollte seine Macht begründen. Er wußte 500 Reiter in der Wüste aufzubringen und rückte mit ihnen gegen Damaskus. Die ihm mit Kanonen entgegenziehende Militärmacht konnte ihn nicht erschrecken, und er wagte einen Angriff, bei welchem er, zu tollkühn sich vorwagend, gefangen wurde; seine Reiter zerstoben in die Wüste. Der Pascha von Damaskus hielt ihn lange im Kerker fest und ließ ihn, mit Ketten belastet die Höfe seines Serails kehren. Endlich wurde er auf die Galeere

nach Konſtantinopel gebracht, wo er, als Kapuziner verkleidet, entſprang und nach Baalbek zurückkehrte. Er begab ſich unter franzöſiſchen Schutz und beſucht nunmehr nicht ſelten Damaskus, völlig ungefährdet, der Rebell, der entſprungene Galeerenſträfling! —

Ich kehrte raſch zum Zelte zurück, wo das homeriſche Gericht und was ſonſt Ibraim während der Muße unſeres Raſttages Treffliches bereitet hatte, ſchon aufgetragen war.

Ibraim lächelte und ſprach geheimnißvoll noch von einem Beſuche, der da geweſen ſei und wieder kommen werde. Meine Eitelkeit ließ mich ſogleich an Frau Maria Ribaë denken; aber ſie war nicht da geweſen. Während wir aßen kam es über die Säulenfragmente und Architravblöcke weiß und lärmend herübergeflattert, etwa wie eine Gruppe Gänſe, die ſchnatternd die Flügel ſchlägt und ſich mühſam zu erheben ſucht.

Ibraim lächelte: „Da kommen Deine Gäſte, Herr! die Dich ſchon einmal geſucht haben.“

Es waren zehn ganz in weiße Schleier gehüllte Frauen, nur das Antlitz frei; ſie kamen heran und baten Ibraim, durcheinander lärmend und lachend, mir zu ſagen, daß ich ihnen, wie der Frau Maria doch auch Schmuck geben ſollte. Während mir Ibraim ihren Wunſch dolmetſchte, drängte Eine die Andere zurück und Alle drückten mit bittender und lächelnder Miene pantomimiſch den Wunſch nach Geſchmeiden aus, indem ſie mit den Fingern den Arm umringten, auf ihre Haare, oder ihre Finger wieſen. Es waren einige ganz hübſche unter ihnen.

Ich ſagte, um die Wirkung eines ſolchen Scherzes zu prüfen, zu Ibraim: „Wagſt Du es den Frauen zu ſagen, daß diejenige einen Schmuck bekomme, die mir für denſelben einen Kuß giebt?“

Die Frauen hörten, das was ich lächelnd geſprochen hatte, ſtill an. Kaum aber hatte ich ausgeredet, machten ſie einen förmlichen Angriff auf Ibraim. Jede wollte wiſſen, was ich geantwortet habe.

Ibraim ſagte mir, mit meinem Antrage habe es kein Wagniß, denn es ſind alle Frauen und „nur“ Chriſtinnen, mit Mohammedanerinnen, die übrigens nicht gekommen ſein würden, wäre mein Scherz durchaus nicht unbedenklich. Er ſtellte ihnen denn friſch weg meinen Antrag. Wie vor einer Schlange ſprangen Alle mit einem ſchreienden verächtlichen „Eh!“ zurück, verhüllten ihr Antlitz und wendeten ſich ab. Es war aber nur ein momentanes Abwenden, ſie fingen wieder lachend und bittend an, ihre Wünſche pantomimiſch auszudrücken. Ich ließ Allen Zigaretten reichen und ſie bitten, wenn ſie ſchon zu keinem Kuſſe geneigt wären, mich einen Tanz ſehen zu laſſen. Wieder wendeten ſie ſich mit dem verachtend zornigen „Eh“ ab und gingen, die Zigaretten aus dem Munde werfend, Alle fort. Die Aufforderung zu tanzen, hatte ſie in Wahrheit beleidigt und wieder ſtiegen ſie mit flatternden Gewändern über die Trümmer des Tempels fort und verſchwanden.

Ibraim gab mir die gute Lehre, niemals einem Weibe etwas zu ſchenken, was ſie zeigen kann, denn ihre Eitelkeit wird ſie immer anreizen, je ſchöner es iſt, das Geſchenk ſehen zu laſſen, um Neid und Eiferſucht zu wecken. Alle Frauen Baalbeks ſeien geſtern bei Frau Maria Ribaë verſammelt geweſen, um ſich den Schmuck zeigen und von dem großmütigen fremden „Fürſten“ erzählen zu laſſen. Die Frauen aber aufzufordern, daß ſie öffentlich tanzen, ſei ein Angriff auf ihre Ehre, die Bitte um einen Kuß eine ſchmeichelhafte Höflichkeit, die gerne vernommen, wenn auch nicht erfüllt wird.

„Warum haſt Du, wenn Du dieſes weiſt, meinen Wunſch ihnen gedolmetſcht?“

Ich wollte Euch, erwiederte Ibraim boshaft lächelnd, von den Zudringlichen befreien. Jetzt kommt kein Weib von Baalbek mehr, Euch zu beſuchen.

Ein trauriger Ritt.

Beduinenkünste. — Ungarn und Syrien. — Der Esel und der Teufel. — Noa's Grab. — Krieg um Wasser. — Gefährliche Wege. — Ein Bauernhof. — Nicht zu den Zedern.

Von einem Schuttberge des großen Tempelhofes, aus dem einzelne Trümmer hervorragen, sah ich der Schönheit des Morgenglühens zu, die auf den fernen Schneespitzen des Libanon lag und ihnen jenen magischen Zauber lieh, an dem das Auge des Menschen sich nicht satt sehen kann, wie oft er auch sich in ihm spiegelt.

Unser Zelt war abgebrochen, die Thiere bepackt und gesattelt, in der Statuennische das Feuer unserer Küche im Erlöschen. Ibraim reichte uns den schwarzen Kaffee und bemerkte, daß die zu unserem Schutze entbotenen Männer schon unser harrten.

Wir gingen, die Pferde hinter uns führend, aus den unsterblichen Räumen hinaus. Es ist stets eine schmerzliche Empfindung, ein Scheiden für immerdar, sei es von geliebten Menschen, von einem erhabenen Naturschauspiele, oder von Stätten, die durch große und heilige Erinnerungen geweiht sind.

Vor den Ruinen liegen einige schön und reich bepflanzte Hügel; Weinreben schlingen sich um Oliven-, Pfirsich- und Aprikosenbäume. An ihrem Fuße hielten zwei Soldaten des Militärgouverneurs und zwei Beduinen des Emirs. Letztere trugen lange, weißbraun gestreifte Mäntel, rotgelbe Tücher um das Haupt gewunden; sie hatten Pistolen im Gürtel und führten in der Rechten

neun Schuh hohe Stangen, an deren oberen Enden Lanzenſpitzen funkelten. Sie begrüßten mich und ritten voran, Ibraim folgte, dann ich und Herr Alſanderi. Die Packthiere mit ihren Führern und endlich ſchloſſen ſich die beiden Soldaten an.

Zwiſchen dem mohammedaniſchen und chriſtlichen Friedhofe, die ohne Einfriedung einander gegenüber liegen und nur durch den Weg geſchieden ſind, reiten wir hinaus und haben das Dorf und die Ruinen im Rücken. Ich wende mich oft im Sattel, um ſie noch einmal und wieder zu ſehen, bis ſie durch die Entfernung und einen leiſe rieſelnden Regen, der von einem ganz umwölkten grauen Himmel fällt, dem Auge entzogen ſind.

Wir ſind in der unüberſehbaren, meilenweiten Ebene Bekaa, in deren tiefem Vordergrunde ſich Berge in Nebel gehüllt erheben und werden durch den Anblick der Fläche an jene erinnert, die ſich in Ungarn horizontlos erſtrecken. Wie auf dieſen begegnen wir da und dort einer Heerde von Schafen, oder Kühen, der Hirt trägt das ungegerbte Fell eines Widders, vom Nacken herab hängend, ſein Hund hält die ſich gerne zerſtreuenden Thiere immer wieder bellend zuſammen. Unſere Beduinen mit den langen Lanzen, könnten die auf den ungariſchen Puſzten mit langen Stäben bewaffneten Hirten ſein, die auf kleinen Pferden, wie der Blitz hinjagen. Nur die uns begegnenden Kameele und Mauleſel mit ihren orientaliſch gekleideten Treibern vernichten plötzlich die Täuſchung, die ſelbſt durch die Unſicherheit des Reiſenden, bis ins Genaueſte geſteigert wurde.

Mitten in Getreide- und Tabakfeldern werden wir wieder an die gewaltigen Säulen von Baalbek erinnert. Weit hinaus in der Fläche erhebt ſich eine einſame Säule, ſo fern, daß ſie nur im Geſichtskreiſe eines trefflichen Fernglaſes deutlicher Konturen zeigt und wie ein einſamer Trümmerzeiger von Baalbek aufragt, ein Rieſeneremit der Ebene.

Während ich haltend die Säule betrachtete, legte ſich ein Bogen über ſie von wunderbarer Verklärung. Die Sonne brach plötzlich über den Bergen durch und ſpannte jenen halben Blumenkranz über das Haupt der Säule, den der Menſch immer wieder als das leuchtende Friedenszeichen betrachtet, das Gott, mit dem Men-

ſchengeſchlechte ſich verſöhnend, in trüben Momenten auftauchen läßt. Es war der einzige Regenbogen, den ich im Morgenlande ſah, ſeine Farben ſchienen mir brennender, aber ſein Daſein kürzer. Nur wenige Augenblicke des intenſivſten Glanzes und er war verſchwunden. Die Beduinen machten ſpäter auf eine andere Lufterſcheinung aufmerkſam, die aber mit aller Anſtrengung des Auges Niemand von uns erkennen konnte: ſie behaupteten eine grünende Oaſe mit Bäumen, die mit den Kronen die Erde berühren, zu ſehen. Ibraim war von der Erſcheinung, die er von der Wüſte zwiſchen Gaza und Aegypten kannte, überzeugt, weil die Beduinen, deren ſcharfes Auge berühmt iſt, ſagten, daß ſie die Erſcheinung ſehen.

Der Regenbogen war in dieſer Ebene von noch anderer Bedeutung. Die arabiſche Legende verlegt das Grab Noa's, der auf dem Berge Samin wohnte, in dieſe Ebene und zeigt einige verfallene Bogen und Säulen als ſein Grabmal.

Als ſich Noa mit den Thieren in die Arche geflüchtet hatte, erzählte einer der Beduinen, wollte nur der Eſel nicht über die Schwelle gehen. Der Teufel hatte ſich unter ſeinem Schweife verſteckt. Noa rief im Zorne: „Tritt ein, Verfluchter!“ Der Eſel folgte dem Rufe. So ſchmuggelte ſich der Teufel ein und als ihn Noa bemerkte, fragte er ihn, wie er herein gekommen ſei? „Auf deinen Befehl; denn du rieſt: „Tritt ein, Verfluchter und verflucht bin nur ich auf Erden.“

Das Schwein und die Katze wurden erſt in der Arche erſchaffen, als der Unrath und die Mäuſe ſich mehrten. Und welchen Ekel der Mohammedaner auch vor dem Schweine hat, er ſieht es gerne im Schiffe, auf dem er die See befährt.

Nebſt Noa und ſeinen Kindern wurde nur noch Ein Menſch gerettet, der ſich nicht in der Arche befand: der Rieſe Audſch, ein Anakſohn. Die Wogen der Sündflut reichten ihm nur bis an den Gürtel. Mit der Rechten hob er Walfiſche aus der Flut, die er mit der Linken hoch in die Wolken hielt, bis ſie an der Sonne gebraten waren und ihm als Nahrung dienten.

Die Beduinen, denen das langſame Reiten, wegen der Packthiere, die wir nicht allein hinter uns zu laſſen wagten, zu lang-

weilig wurde, fingen nun an ihre Künste zu produziren. Sie schleuderten, während des flüchtigsten Galopps die Lanzen weit vor sich hin und ohne einzuhalten, hoben sie dieselben, aus dem Sattel tief sich bis zur Erde neigend, wieder auf.

Nach einem dreistündigen Ritte befanden wir uns Angesichts des Dorfes Der el Achmar. In den Feldern vor demselben, auf Steinen zerstreut, saßen Männer, lange Flinten über die Kniee gelegt und sonst mit Pistolen und langen Messern bewaffnet, etwa wie auf dem Anstand. Dem war auch wirklich so, doch galt es den Bewohnern des nächsten Dorfes. Die Männer lauerten auf sie, um Jeden, der aus dem Dorfe sich blicken ließe, niederzuschießen. Dieser Dorfkrieg, vielmehr die Belagerung eines Dorfes dauerte bereits seit vierzehn Tagen. Die Weiber brachten ihren Männern das Essen ins Feld hinaus und keiner verließ seinen Posten.

Die Ursache der Feindschaft war folgende: Der el Achmar bezieht seit undenklichen Zeiten aus einer Wasserleitung die Hälfte des Inhalts, das Dorf Hoesch die andere. Ein Mann ist von beiden Dörfern bestellt, der über die gerechte Vertheilung, welche auf einem alten Vertrage beruht, zu wachen hat. Sei es, daß die Bevölkerung in Hoesch im Zunehmen, sei es, daß eine Gewaltthätigkeit der Grund ist; plötzlich lassen seine Bewohner dem nachbarlichen Dorfe nur den vierten Theil der Wassermenge zufließen und sperren für sich drei Viertel ab. Der el Achmar wendet sich dreimal an den Emir Selman Harfush, um gerechten Schutz, und da es ihn nicht findet, prügelt es den Wasserwächter durch und versetzt ihm Säbelhiebe; er entkommt, um zu klagen. Die Bewohner von Der el Achmar greifen zu den Waffen und wollen nunmehr die Gewalt des Stärkern entscheiden lassen.

Wir sind beim Dorfe angelangt und froh, aus einer immerhin bedenklichen Schußweite zu sein, in welcher ein zufälliges Mißverständniß für jeden von uns sehr unangenehme Folgen hätte haben können. Auf allen Dächern stehen oder sitzen Weiber und Kinder und spähen hinaus, um den Kampf, der jeden Augen-

blick entſtehen kann, zu ſehen. wohl auch die Männer, als morgenländiſche Walkyren zum Kampfe anzufeuern.

Wir kehrten in einem Bauernhofe ein und unter einem Vordache vor demſelben, auf Teppichen gelagert, hatten wir ebenfalls die Ausſicht auf den Raum, auf dem vielleicht bald Blut um Waſſer fließen wird.

Der Regen wurde immer heftiger. Die Frau des Hauſes kochte uns den trefflichſten Reis in Milch und trug Käſe und Butter auf. Wir dagegen boten ihr von unſerer kalten Küche, einige von Ibraim ſorgfältig in Brot eingewickelte Ueberreſte des Baalopfers.

Das Dorf iſt größtentheils von Chriſten bewohnt, und in der Nähe des Hauſes wurde eben an einer Kirche, der heiligen Barbara zu Ehren, gebaut.

Die Soldaten des Gouverneurs fragten an, ob ich ſie entlaſſen wolle? Ibraim rieth dazu, weil wir nunmehr die gefährliche Landſchaft hinter uns hätten; doch ſollte ich die Beduinen bis zum Nachtlager bei uns behalten. Ich entließ die Soldaten mit einem kleinen Geldgeſchenke und gab den Befehl zum Aufbruch.

Meine Sehnſucht, heute unter den Zedern des Libanon das Zelt aufzuſchlagen, war faſt fieberhaft geſteigert und wir mußten, um noch vor Sonnenuntergang anzulangen, acht Stunden im Bügel ſitzen.

Hinter Der el Achmar kamen wir bald in einen Wald von Krüppeleichen, als ob die Berge, eiferſüchtig auf ihre Zedern keinen andern Baum aufkommen laſſen wollten. Weiter begannen jene ſteinigte Wege, die das beſte Pferd ermüden und ſeinen Gang ſo unſicher machen. Der herabgießende Regen machte die Steine glatt und die Berge lagen theils in Nebel, theils in Schnee eingehüllt. An den immerwährenden Sonnenglanz der Reiſe gewöhnt, erſchien mir die wilde verlaſſene Gegend in ihren ungeheuren Zerklüftungen mit ihren Abgründen und ſtürzenden Waſſerfällen, das troſtlos einſame Ende der Welt.

Nachdem wir mehrere Stunden Berge auf und Berge hinunter geritten, ließ der Regen nach, ein heftiger Sturm, der die

Gäſte.

Emir Harfuſh. — Ein Ruinenfürſt. — Ein Emir als Kapuziner. — Beſuch von Frauen. — Kuß und Tanz.

Der Hammel war erinnernd an die Urzuſtände der Kochkunſt, am hölzernen Spieße gebraten und unſere Eßluſt, die wir ſeit Stunden uns in den Ruinen müde geklettert hatten, rege. Ibraim erklärte aber, daß ich vorerſt noch den Beſuch des Emirs Selman Harfuſh erwarten müſſe, an den ich ebenfalls einen Empfehlungsbrief hatte.

Als ich mich des Morgens bei ihm anſagen ließ, war er nicht zu Hauſe, man wußte nicht, ob er noch an demſelben Tage zurückkommen werde. Bald darauf aber kehrte er von einer kleinen Reiſe unerwartet heim und hatte ſchon zweimal einen Diener geſendet, um mir ſeinen Beſuch anzukündigen.

Kaum wurde Ibraim unſer anſichtig, ſandte er, ohne uns zu fragen, raſch Chatib ab, um zu melden, daß ich den Emir vor meinem Zelte erwarte. Als ich ihn von Ferne kommen ſah, wollte ich ihm entgegen gehen. Mein Zeremonienmeiſter jedoch hielt mich davon ab, weil der Emir glauben würde, ich ſei kein großer Herr und Ibraim liebte es, nur als der Diener eines ſolchen angeſehen zu werden. Um ſeine Eitelkeit nicht zu verletzen, was ihn für Stunden ſchweigſam und unwillig gemacht hätte, folgte ich ſeinem Rathe und empfing den Emir ſtehend vor dem Zelte.

Selman Harfuſh iſt ein Mann von etwa fünfzig Jahren, eine hohe kräftige Geſtalt. Er trug eine braune Jacke von Tuch, zwei ſilbereingelegte Piſtolen im bunt ſeidenen Gürtel, ein blaues weites Beinkleid. Die Beine nackt mit roten Pantoffeln angethan. Das ausdrucksvolle braune Auge leuchtete in einem von wilden Leidenſchaften durchpflügten Geſichte, der Schnurrbart hing bis an die Schultern herab.

Ich lud ihn auf den, wieder von Ibraim zierlichſt hergerichteten Divan ein. Kaffee und Tſchibuk, weil er faſtete, nahm der Emir nicht an. Ich fragte ihn um ſein Wolbefinden.

„In dem Briefe, den Du mir mitgebracht haſt. Gott ſegne den Schreiber deſſelben und Dich! wird geſagt, Du ſeieſt ein Arzt. Mich quälen ſeit Monaten heftige Kopfſchmerzen. Willſt Du mich nicht heilen mit Deiner Weisheit?“

Er reichte mir die Hand hin, um den Puls taſten zu laſſen. Ich ließ die genaueſten Fragen über ſeine Gewohnheiten, den Zuſtand ſeiner Geſundheit an ihn richten und konnte bald das Leiden erkennen, gegen welches ich ihm einige mehr diätetiſche Maßregeln verordnete, vor Allem aber kalte Bäder.

Während wir ſprachen, hielt ſich ſeine Begleitung, mit der er gekommen war, ruhig ſtehend in einiger Entfernung. Es war eine bunte Gruppe von zehn Männern: Albaneſen, Arnauten, einige Beduinen, alle glänzend bewaffnet, und ein alter Mann in weißem Gewande und Turban, der einen zwei Schuh hohen, als runde Säule geformten Blumenſtrauß trug, mit dem er, während ich mit dem Emir ſprach, von Zeit zu Zeit herantrat, um ſeinen Herrn daran riechen zu laſſen.

„Wie lange wirſt Du der Fürſt dieſer Ruinen bleiben?“

Ich ließ antworten, daß ich ſchon morgen aufbrechen wolle und ihn bäte mir eine Bedeckung zu geben, weil einige Dörfer in der Ebene, wie ich höre, im Kriege mit einander lägen.

„Du wirſt ſicher reiſen!“

Der Emir griff in ſeinen Gürtel und öffnete das in denſelben, wie ein Dolch geſteckte, langgeſtielte ſilberne Tintenfaß, wie ich von Abd-el-kadr erhalten hatte. Ein Diener reichte ein Blatt

Die Zedern.

Eine Lebensgefahr. — Druſenſchädel. — Gottesdienſt. — Geramb. — Holz der Zedern. — Ehden.

Ich hörte mich beim Namen rufen und fuhr, noch halb ſchlafend empor.

„Stürmt es noch?“

Ibraim antwortete: „Hättet Ihr, Herr! ſo gut ſchlafen können unter dem Zelte, wenn der Sturm ſich nicht gelegt hätte! Wir werden reiten.“

Nach Beyrut?

„Nach Beyrut, Herr! Aber wollt Ihr nicht früher die Zedern ſehen? Der Himmel iſt voll Sterne und der Jebel el Makmel ſichtbar, vom Fuß bis zum Scheitel.“

Ibraim ſagte all dies mit einem Tone der Befriedigung, als hätte er den Naturgewalten Befehle ertheilt und Alles ſo geordnet, um ſeinem Herrn eine kleine Ueberraſchung zu bereiten.

Um ſechs Uhr Morgens hatten wir ein ſtärkendes Frühſtück eingenommen und ſaßen zu Pferde. Die beiden Beduinen hatte ich ſchon früher entlaſſen, dafür war ein des Gebirges kundiger Bewohner im Dorfe aufgenommen, der uns vorangehen und den Weg zeigen ſollte.

Wir ritten den ſteilen Abhang hinunter, durchſchritten das lange vom Wildbach durchbrauſte Thal und fingen an empor zu ſteigen. Nach einer halben Stunde waren wir bei einem Schneefelde angelangt, die Pferde ſanken bis an die Kniee ein und das Reiten war ein ſehr beſchwerliches. Jenſeit dieſes lang empor ſich ſtreckenden Schneefeldes gelangten wir auf ſteinigten Grund, von dem der Sturm den Schnee weggeweht hatte, nur da und dort hinter dem ſpärlich zwiſchen Steinen hervorkriechenden Krüppelholze war eine leichte Spur von ihm erhalten. Eine großblätterige Pflanze, jedes Blatt rund und ein bis zwei Schuh im Durchmeſſer, lag häufig auf dem Boden, etwa wie eine Waſſerlilie im Baſſin unſerer botaniſchen Gärten. Ich ſchildere dieſe Pflanze ausführlicher, weil mir die kürzere Bezeichnung der Wiſſenſchaft für dieſelbe fehlte. Unſer Führer entwurzelte einige dieſer Pflanzen mit einem langen Meſſer, das er bei ſich trug, ſchälte die einen Zoll dicke und etwa drei Zoll lange Wurzel ab und gab ſie uns als ein „Labſal des Gebirges" zu eſſen; ſie hatte einen ſäuerlichen, zuſammenziehenden Geſchmack.

Unſer Weg, weil wir den Schnee überdeckten Stellen ausweichen mußten, ging jetzt ſo ſteil, daß wir die Hand in die Mähne des Pferdes ſchlingen und uns ſo halten mußten, um nicht über die Gruppe hinab zu gleiten. Wir ſahen uns von Schneefeldern rings umgeben, Berge hinauf, Klüfte hinab, und ſo ſtark war der Glanz der Sonne auf ihnen, daß das Auge bald geblendet war und nur blaue Schatten ſah.

Wir zogen ſchweigend des gefährlichen Weges, bis wir wieder quer über die halbe Höhe eines ſteilen Abhanges, der tauſend Fuß ſich hinabſenkte, reiten mußten. Es hatte etwas Entſetzen Erregendes, zu denken, wenn das Thier einen Fehltritt, durch die ihm unter dem Schnee verborgenen Steine macht, hinab zu ſinken in den weißen Abgrund, in dem Rieſenſarge aus Schnee lebendig begraben zu ſein und Angeſichts der Sonne, nicht fern den Menſchen, unter den furchtbarſten Qualen, zu verhungern! Es iſt etwas Dämoniſches, das aus ſolchen Tiefen emporgreift und den Menſchen hinabziehen will, er aber glaubt, es ergreife ihn ein Schwindel.

Als wir dieſen Weg gezogen und jenſeits angelangt waren, blieb unſer Führer ſtehen, ſah nach allen Richtungen und erklärte, daß wir uns vom rechten Wege, eine halbe Stunde weit, verirrt hätten. Wir mußten denſelben Abſturz und Tod drohenden Weg zurück.

Da begab ſich eine Szene fürchterlicher Art.

Die Pferde dampften und waren müde, ſie blieben ſchon ſeit einer Stunde oft ſtehen, um auszuruhen.

Ich muß jetzt von unſerem zweiten Führer reden, der Aſſan hieß und eigentlich der Beſitzer unſerer Thiere war. Er hatte, wie billig nur für ſie Sorge, für ſie Anhänglichkeit, für ſie Worte und Zärtlichkeit. Er bat mich jetzt, es waren die erſten Worte, die er an mich verſchwendete, vom Pferde zu ſteigen und es hinter mir herzuführen. Das Maulthier hatte er ſchon früher entlaſtet, um das Zelt und das Gepäck mit Chatib hinüber zu ſchleppen, eine Strecke von etwa tauſend Schritten. Ich und Herr Alfanderi ſtiegen ſogleich vom Pferde, es ſchien uns ſicherer, dem eigenen Fuße zu vertrauen, als dem, des wenn noch ſo ſicher vortaſtenden Pferdes, das übrigens breitſpurig zu gehen gezwungen war, um mit den beiden linken Beinen ſich gegen die ſchiefe Fläche des Schneeabhanges zu ſtemmen.

Nur Ibraim blieb zu Pferde, um ſich wieder hinüber tragen zu laſſen.

Ueber dieſe Grauſamkeit gegen das Thier war Aſſan empört: „Ich tödte Dich, wenn Du nicht hinunter ſteigſt!“ rief er ihm zu. Ibriam lächelte, wie er immer pflegte, und blieb ruhig im Sattel. Aſſan's athletiſche Geſtalt war in drei wilden Sätzen bei Ibraim und ſein Pferd mit der Linken am Zügel faſſend, ſchwang er einen ſpitzen Stein, den er in ſeinem Kleide getragen haben mußte, da ringsum Alles verſchneit war, um ihn Ibraim ins Geſicht zu ſchlagen. Dieſer, ohne die Miene zu verziehen, ohne ein Wort zu reden, zog ſeinen Dolch aus dem Gürtel und hielt ihn dem Angreifenden entgegen. Es konnten beide im nächſten Momente als Leichen in den neben uns gähnenden Abgrund geſtürzt ſein. Herr Alfanderi rief ihnen einige arabiſche Worte zu. In demſelben Augenblicke

ließ Aſſan den Stein fallen, Ibraim ſteckte den Dolch in den Gürtel und ſtieg vom Pferde.

Ich fragte Herrn Alſanderi um ſein Zauberwort.

„Dieſe Beſtien!“ antwortete er mir „denken in einer ſolchen Gefahr, wie wir uns befinden, nicht an Gott, und da rief ich ihnen zu: Gott wird euch verderben, wenn ihr gegen ihn frevelt.“

Wir ſtiegen etwa noch eine Viertelſtunde aufwärts und hatten den 7500 Fuß hohen Punkt des Jebel el Arz, der in ſeiner höchſten Höhe 9310 Fuß hoch iſt, nach vierſtündiger Mühſal erreicht, um wieder hinabzuſteigen.

Es gewährt dieſer Punkt einen unſterblich großen Anblick.

Wir ſahen in einen ungeheuern Thalkeſſel hinab, der von hohen ſchneebedeckten Bergen nach drei Seiten umgeben, vor uns weit hinaus ſich öffnend, abfallende Berge und Thäler und am Ende derſelben das himmelblaue Meer von Tripolis ſehen ließ. Es iſt ein Blick in meilenweite Fernen, zu weißſchimmernden Bergſpitzen empor, zu grünen Schluchten hinunter. Auf dem Meere karawanenhafte Wolkenzüge und während wir im Schnee ſtehen, fallen auf unſere Häupter die ſengenden Strahlen der ſyriſchen Sonne.

Herr Alſanderi ſprach wieder das übliche Gebet nach einer überſtandenen Gefahr und wir mußten eine halbe Stunde frierend und glühend unſere Thiere erwarten.

Ibraim rief uns heiter zu, die Pferde zu beſteigen, denn in einer Stunde werden wir an den Zedern ſein.

Der gewaltige Anblick hatte mich die Bäume ganz vergeſſen laſſen, um deren willen ich die gefährliche Höhe erſtiegen, eine tagelange Reiſe unternommen hatte.

„Wo ſind die Zedern?“

Ibraim zeigte auf einen Raum im tiefſten Thale, wo es wie ein dunkles Geſträuch lag.

Wir ſtiegen langſam ſteinigte Abhänge hinunter. Der Schnee war weich und zerfloß, je mehr wir uns von der Höhe entfernten.

Das Geſträuch, wie es uns oben erſchienen war, fing an zu wachſen und wurde ein kleines Wäldchen, welcher Eindruck ſich nicht minderte, als wir ſchon vor demſelben angelangt waren.

Wir ritten zwiſchen hohen, ſchlank aufſtrebenden Stämmen hin, die mäßig weit auseinanderſtehen und gelangten auf einen freiern Raſenplatz, auf dem ſich ein kleines, dem Salvator geweihtes Kirchlein befindet. Ein Prieſter trat uns entgegen und rief uns in engliſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Sprache einen Willkommensgruß zu, wie ſich ſpäter zeigte, die einzigen Worte, die er von all dieſen Sprachen kannte. Nur deutſch, in dem wir ihm am liebſten geantwortet hätten, verſtand er nicht und er wußte auch nicht, daß es auf der Erde ein Volk gebe, das die Deutſchen genannt wird.

Nachdem wir uns für eine kurze Zeit gelagert und von der überſtandenen Mühſal, wie von der innern Aufregung etwas erholt hatten, fingen wir an das Wäldchen zu durchwandern, das nur einige hundert Schritte im Umfange hat und deſſen neun urälteſte Zedern, die grünen, ewigen Säulen ſind, auf denen das blaue Himmelsgewölbe zu ruhen ſcheint.

Ein Tempel des Herrn in erhabener Einſamkeit, eine unvergängliche Oaſe in einer Bergwüſte, ſteht der kleine Wald duftend, grünend, von Profetenworten verklärt, von tauſend und tauſend untergegangenen Geſchlechtern bewundert, von ewigen Dichtern beſungen und unſterblich!

Die älteſten Bäume beſtehen jeder aus mehreren Stämmen, die einen Umfang haben, daß wir ſieben Männer, die wir uns eben an ihnen befanden, ſie nicht umſchlingen konnten. Die Stämme würden, wenn hoch über ihnen ſich nicht die Wolken berührenden Kronen erhöben, vielmehr als grauweiße Felsſtücke erſcheinen, die durch Donnerkeile geſprengt worden ſind.

Nichts leichter, als die Bäume empor zu klettern und in ihren Zweigen, die dick wie Stämme ſind, zu wandeln. Ich befand mich in ihren Kronen 6000 Fuß hoch über der Meeresfläche und brach eine Anzahl von den, unſeren Tannenzapfen ähnlichen Früchten ab und ſchnitt einige dünnſte Zweige ab, die ich als dicke Wanderſtöcke Freunden mitbrachte. In einer der Zedern fand ich tief eingeſchnittene Namen von Wanderern, die vor zweihundert Jahren unter ihr weilten, unter den neueren auch den Namen eines Mannes,

der als ungarischer Freischärler ein lustiges Leben führte, abenteuernd später auf der Spitze des Aetna ein Duell hatte, und es mit der Bedingung einging, daß der Sieger den Besiegten in den Krater schleudere. Später wallfahrtete er, als Pilger ins gelobte Land und auf den Sinai, schrieb fantastisch-bornirte Reiseskizzen und starb im Kloster La Trappe: Josef Maria, Freiherr von Geramb, in einem unbekannten Flecken Ungarns geboren.

Interessanter als diese vandalischen Namenseinschnitte, die den endlichen Untergang dieser letzten Zeugen vergangener Jahrtausende verbrecherisch befördern helfen, war mir der Fund eines — Schädels, der in dem ausgehöhlten Stamme einer der alten Zedern lag. Als ich eine derselben niederstieg, sah ich tief unten in ihr etwas Weißes blinken. Ich fragte den Geistlichen, der fort und fort mein Begleiter war, was da unten läge?

„Der Kopf eines Druſen, Herr!"

Wie kam er dahin?

„Vor einigen Jahren war, wie häufig ein Kampf zwischen Druſen und Maroniten ausgebrochen. Ein Maronite brachte eines Tages das blutige Haupt des von ihm erschlagenen Feindes herauf; er trug es, die Hand in die langen Haare des Hauptes geflochten, als ein entsetzliches Siegeszeichen, um es in sein Dorf zu bringen. Ich stellte ihm seine grausame Lust vor und wie es eines Christen unwürdig sei, die Todten zu verhöhnen. Er gab mir das Haupt, daß ich es beerdige. Blutig wie es war, ließ ich es in den Zedernstamm, wie in eine Gruft hinab. Regen, Schnee und Sonnenhitze haben alles bis auf den Knochen verzehrt.

„Wollt Ihr, ehrwürdiger Herr! mir den Schädel schenken und dagegen ein Geldgeschenk annehmen für Eure kleine Kirche?"

Nehmt, lieber Herr! Ich werde für das Seelenheil des Hingeschiedenen Messen lesen.

Er holte aus dem Kirchlein eine lange Schnur, an deren Ende er eine Schlinge machte, und holte so aus dem kostbarsten Sarge der Welt, aus einem Jahrtausende alten Zedernschreine den Schädel hervor. Er zeigt an der Stirne eine Stelle, wo das

tödtliche viereckige Eisen eindrang. Der Schädel ist jetzt, mit den übrigen, die ich aus dem Morgenlande, im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften mitbrachte, ein Eigenthum des anatomischen Museums.

Wir kehrten zum Kirchlein zurück; der Geistliche bat mich, meine Geldspende selbst auf dem Altare niederzulegen. Dieses Kirchlein ist erst seit einem Jahrzehend an der Stelle erbaut, wo ehemals ein Altar, nur aus rohen Steinen aufgeschichtet war. Zu diesem ritt mit prächtigem Gefolge, reich geschmückt der Patriarch der Maroniten jedes Jahr einmal herauf, um für die ihm nachströmende Bevölkerung der in den Schluchten liegenden Dörfer, einen Gottesdienst abzuhalten.

Der freie Altar unter den wunderbar rauschenden, vom Sturme bewegten Zedern mochte jedenfalls die Tausende von Andächtigen, die rings umher knieten, heiliger stimmen, als wenn jetzt der Priester in der kleinen, schlecht gebauten Kapelle, die nur durch die Thüre Licht erhält, unsichtbar Gebete singt. Die Kapelle war, damit sie der Sturm nicht umwerfe, von zwei Seiten mit Zedernbalken gestützt.

Auf unserem Lagerplatze hatten sich einige Gäste eingefunden. Zwei Weiber, einige kleine Mädchen, die im Zedernwalde weiße Ziegen hüteten. Beide Frauen trugen einen eigenthümlichen Kopfputz. An ihre Stirne war, aufrechtstehend nach Außen hin, ein silbernes Horn von einem Schuh Länge befestigt, in dem zu beiden Seiten desselben sich an eine Schnur eng aneinander gereihte Silbermünzen befanden, die am Hinterhaupte zusammen gebunden waren. An die Spitze des Einhornes war ein langer weißer Schleier befestigt, der zu beiden Seiten zeltartig herabhing. Ein solcher Kopfschmuck mit den Münzen, unter denen einige antik-christliche sich befanden, ist von bedeutendem Werthe und erbt in den Familien fort.

Ibraim hatte unser Frühmahl bereitet, zu welchem der Priester vortrefflichen Libanonwein, Käse, Brot und Eier geliefert hatte.

Der Zedernwald, in dem wir uns befanden, ist nicht der einzige auf dem Libanon; doch keiner von ihnen hat so alte Bäume auf-

zuweisen und keiner liegt, so zu sagen an der Karawanenstraße, wie dieser. Wenn man bedenkt, was seit der Bibel Zeiten aus Zedern gebaut wurde, daß sie nicht allein als Gebälke an den Palästen der Könige, sondern auch an den Hütten der Armen, als Maste auf dem Meere gebraucht wurden, wohl auch in kalten Winternächten als Feuerungen dienten und das durch Jahrtausende fort; so muß man annehmen, daß dieses Gebirge einst einen reichen Wälderschmuck trug, der immer mehr und mehr verschwindet. Selbst von diesen urältesten Zedern zählte man noch im sechzehnten Jahrhunderte achtundzwanzig, im siebzehnten vierundzwanzig, im achtzehnten sechzehn. Jetzt ist die Zahl zu neun herabgesunken. Und so werden sie nach einem Jahrhundert vielleicht völlig verschwunden sein und eine erhabene Mythe der Welt bleiben.

Die Gesammtzahl aller Bäume dieses Wäldchens ist etwa vierhundert, darunter welche, die schwerlich älter als zweihundert Jahre sind; jedenfalls Riesen gegen die Parodie einer Zeder, im botanischen Garten zu Wien.

Uebrigens ist es nicht sicher anzunehmen, daß die Arse ha Lebanon der heiligen Schrift der Spezies angehören, zu der die wenigen gigantesken Ueberreste des Jebel el Arz gehören.

Ihr Holz ist schwach und leicht zu zerbrechen. Es mag freilich im jungen Alter dieser Bäume anders gewesen sein. So viel aber ist gewiß, daß der arabische Name Erez, Arz, der allgemeine für Nadelholz und unter ihm die häufig auf dem Libanon vorkommende Fichte ist, die noch heutzutage ein festes, gediegenes Bauholz liefert. Das Holz der Zedern ist weißlich und verbreitet einen angenehmen Duft.

Wir hatten mehrere Stunden geruht und Ibraim mahnte zum Aufbruch, denn wir hatten noch einen Ritt von starken drei Stunden zu thun, um in unser heutiges Nachtquartier nach Ehden zu gelangen.

Wir ritten von den Zedern fort und gelangten emporsteigend bald an den Rand des ungeheuern Bergbeckens. Unabsehbare kahle Flächen und Berge, auf denen die Einsamkeit wohnt, lagen vor uns. Wir begegneten nur einer kleinen Ziegenheerde und zwei

Frauen, die einen Esel, mit Holz von den Zedern beladen, vor sich her trieben.

Nach einer Stunde that sich uns zur Linken eine der gewaltigsten und prächtigsten Schluchten des Libanon auf. Eng und von schroffen Felswänden eingeschlossen, von der Tiefe bis zur Höhe grün, weiß stäubende Wasserfälle, dazwischen fantastisch vorspringende Felsblöcke vereinigt sich hier Alles, was ein Naturbild erhaben, wild und schön zugleich macht.

An dem steilsten Abhange hing, als sollte es der nächste Sturm wegnehmen, das Dorf Bscherreh. Der Weg führte uns hinter einen Berg und der wunderbare Anblick war uns entzogen, bis wir auf entsetzlichen Wegkrümmungen wieder in die Schlucht sehen konnten.

Hier stürzte mein gutes Pferd Hassan zum Erstenmale; ich wand mich mühsam unter ihm hervor. Das Thier zitterte und lag wie leblos, bis es durch Streicheln seines Kopfes und durch freundliches Thun wieder auf die Beine gebracht wurde.

Ich führte es eine lange Strecke hinter mir her. Immer niedersteigend verloren wir endlich völlig die Schlucht und gelangten auf minder gefährlichen, aber sehr beschwerlichen Wegen in einen Thalkessel, wo uns die grünsten Pflanzungen, Olivenbäume, Zypressen und Weinreben begrüßten.

Ein Mönch zu Pferde, in brauner Kutte und breitkrämpigem Hute kam uns entgegen. Ich war eben an der Spitze unserer Karawane. Der Mönch begrüßte mich in wohlklingendstem Italienisch.

„Guten Abend, Herr! Wohin des Weges?"

Nach Tripolis.

„Ihr kommt, aus welchem Lande?"

Aus Oesterreich.

„Ich bin aus Genua. Lebt wohl!"

So kurz war unser Gespräch, das eben nicht länger währte, als zwei Reiter langsam an einander vorüberziehen und in einer fremden Welt von so eigenthümlich ermunternder und wehmüthiger Wirkung ist. Ein Grüßen und ein Scheiden auf immerdar!

Durch Gärten und Pflanzungen, an einem hundert Fuß sich niederstürzenden Wasserfalle vorüber, gelangten wir nach dem Dorfe Ehden.

Auf einem kleinen von mächtigen Kaſtanien beſchatteten Wieſenplatze fanden wir unſer Zelt bereits aufgeſchlagen; den kupfernen Keſſel über einem luſtigen Feuer brodelnd und Ibraim mit einer Menge von Menſchen, die Lebensmittel herbeigebracht haben, in lebhaftem Handeln begriffen.

Wir lagerten uns im blumigen Graſe, hinter uns toſte der Waſſerfall von der Höhe herab, um als raſch bewegter Fluß an uns vorüber zu eilen. Kinder brachten uns Roſen- und Nelkenſträuße und uns gegenüber ſingen die ſteilen und ſchroffen Wände des Libanon, auf denen den ganzen Tag hindurch kalte Schneewolken zogen, wie pures, rotes Gold zu leuchten an. Die ſterblich ſchöne Verklärung des Abendrotes, wenn es um ewige Schneehäupter ſpielt, und Wolkenroſen auf ſie legt, feſſelte unſer beglücktes Auge, während wir im duftigſten Frühling der Erde lagerten.

Allmälig glommen die Berghöhen aus und die raſch einſinkende Nacht wurde durch ein in mohammedaniſchen Landen überraſchendes Glockenläuten begrüßt.

Die Sterne, die ewigen Vergißmeinnichte Gottes, brachen lichtduftend durch den ſchwarzen Himmel — gute Nacht!

Den Libanon hinab.

Entſetzliche Wege. — Raſt am Bache. — Fruchtbare Ebene. — Schöne Trauer. — Eine mutige Jüdin.

Wir brachen des Morgens um 6 Uhr auf, nachdem wir den Führer entlaſſen und einen andern, nach Tripolis aufgenommen hatten.

Das zwiſchen Gärten und reichen Oliven- und Maulbeerpflanzungen ſchön gebaute Dorf, welches größtentheils von Maroniten bewohnt iſt, verlaſſend, ſahen wir meilenweit Bergabhänge, Schluchten, Waldungen tief zu unſeren Füßen liegen bis an die See. Dort erhob ſich weiß und glanzvoll Tripolis. Im durchſichtigen, lichtzitternden Aether ſchien es uns nahe zu liegen; wir brauchten aber zehn Stunden, um es zu erreichen.

Wir kamen, immer niederſteigend, auf ſo ſchroff abſinkende Felſenwände, daß wir vom Pferde ſteigen und es völlig frei gebend, hinter uns herabklettern ließen. Was wir auch bisher an Felswegen kennen gelernt hatten, hier war es überboten und ich ſagte Herrn Alſanderi, daß es mir, wenn wir glücklich mit unſeren Thieren hinab gelangt ſein würden, jetzt erſt notwendig ſcheinen werde, jenes Gebet zu ſprechen, das er ſpäter, in der Synagoge von Tripolis, auch andächtig, dankbar dem Herrn, that.

Ein zwiſchen Felſen rinnender Bach begleitete uns zuweilen, dann verlor er ſich wieder in Schluchten, aus denen Zedernwipfel, nur wenige Schuh hoch, emporragten. Nach drei Stunden erreichten wir das maleriſch auf einem Bergabhange gelegene, ſchön umpflanzte Dorf Mileh. An ihm vorüberziehend, ſetzten wir durch den uns begleitenden Bach, der im Thale, breit wie ein Fluß wurde, und lagerten uns an ſeinem Ufer, um das Frühmahl einzunehmen. Wie unſere Bäche mit Weidengebüſch, ſo war dieſer mit roſenrot blühenden Oleandern üppig umwachſen. Im Fluſſe, der nicht tief war, lagen Steine von ſehr bedeutender Größe und man konnte von einem zum andern bequem gelangen, dadurch wurde der Fluß vielfach getheilt und erhielt eine ungewöhnliche Breite.

Ibraim, der ſtets darauf bedacht war, uns eine anmutige Abwechſelung der Genüſſe zu bereiten, hatte den Einfall, auf einem dieſer flachen, ſanft umrauſchten Steine, der nahe dem Ufer lag, und ganz von Oleanderbäumen beſchattet wurde, uns das Frühmahl vorzuſetzen. Wir ſaßen denn auf dieſer kleinſten aller Felſeninſeln, kühl umhaucht von der Flut, aus der wir ſchöpften, wenn wir trinken wollten, und froh, den gewaltigen Ritt über den Libanon glücklich vollbracht zu haben.

Forton ging es auf ebenen Wegen, zwiſchen Getreidefeldern, die auf ſonnigen Abhängen lagen, zwiſchen den üppigſten Wein-, Oliven- und Maulbeergärten, an Feigen- und Zitronenbäumen vorbei. Die geſegnete Landſchaft war durch Arbeiter in den Gärten, durch Reiter, durch Wandernde belebt. Die Pracht und der Segen, der hier ausgebreitet lag, wirkte durch ſeine Schönheit und hatte es nicht nötig, im Abſtiche der kahlen, entſetzlichen, unfruchtbaren Gebirgsabdachung, die wir herabgekommen waren, betrachtet und ſchön gefunden zu werden.

Wir gelangten nach zwei Stunden auf eine weitgedehnte Hochebene, die üppig bepflanzt, vor uns wieder das Meer aufrollte und deren Hintergrund die ſchneebedeckten Berge des Libanon bildeten. In den Feldern waren zahlreiche Arbeiter beſchäftigt, ein Knabe kam heran und reichte meinem Pferde eine Hand-

voll Aehren, „damit ich Freude habe“. So liebenswürdiges Betteln wußte ich nicht anders, als durch eine kleine Münze zu erwiedern, damit der munter blickende Knabe ebenfalls eine Freude habe.

Kleine Karawanen von Kameelen, Mauleseln, die Waarenlasten trugen, kamen uns immer zahlreicher entgegen und mahnten, daß wir uns in der Nähe eines Hafens befinden.

Von der Ebene sanft niedersteigend, erblickten wir bald Tripolis, das mit seinem weitläufigen, einer großartigen Burgruine gleichenden Kastelle, mit seinen weißgrau im Sonnenlichte funkelnden Häusern, in üppigsten Baum- und Gartenpflanzungen vor uns lag. Wir ritten durch die engen, schmutzigen Gassen, die wie in jeder türkischen Stadt rasch allen Zauber verwischten, den der Anblick derselben von ferne gewährt.

Froh nach ermüdendem Ritte die Stadt endlich erreicht zu haben, erklärte uns Ibraim, daß wir noch eine halbe Stunde reiten müßten, um an die Hafenstadt zu gelangen, wo wir unser Zelt aufgeschlagen finden würden, indem er Affan und Chatib mit den Maulthieren dahin vorausgeschickt habe.

Wir kamen vor dem Thore an einem türkischen Friedhofe vorüber, auf welchem uns mehrere weiß aufgeschlagene Zelte auffielen. unter denen Frauen und Kinder saßen und speisten. Es war Freitag, der mohammedanische Ruhetag und die Bewohner der Stadt luſtwandelten zwischen den Gräbern. Mehrere Witwen kamen, schon des Morgens mit ihren Kindern, um den Tag am Grabe des Vaters zuzubringen. Sie ließen an demselben ein Zelt aufschlagen, um vor der Sonne geschützt zu sein und in Erinnerung und Betrachtung mit den Todten, im eigentlichsten Sinne des Wortes, zu leben. Diese Weise des Gräberbesuches, die den Lebensgenuß nicht ausschließt und durch die Nähe eines geliebten Todten sich fort und fort angeregt fühlt, schien mir eine poetische, herzlich fromme Sitte.

Wir ritten auf einer breiten sandigen Straße, die zu beiden Seiten durch hohe Kaktuswände eingefaßt, hinter diesen

Orangen-, Zitronen- und Maulbeerbäume in üppigſter Fülle ſehen ließ. Nach einer halben Stunde langten wir vor dem Thore der Vorſtadt, welche die Franken Marina nennen, an. Zur Rechten, zwanzig Schritte den brandenden Wellen des Meeres fern, auf einem wenig erhöhten Ufer ſtand unſer Zelt, das wir freudig begrüßten.

Tripolis.

Die jüdiſche Gemeinde. — Antiker Ring. — Damenbeſuch. — Juden in Chasbeia. — Haſſan.

Wir hatten unſere Reiſe ſo eingerichtet, um in Tripolis Sabbatruhe zu halten und das franzöſiſche Dampfſchiff zu erwarten, das uns wieder nach Beyrut bringen ſollte.

Wir ſtanden um vier Uhr Morgens auf, badeten in der See und gingen hierauf in die Stadt zur Synagoge. Ein Knabe, den wir nach derſelben gefragt hatten, führte uns durch viele enge, winkelige, von hohen Steinhäuſern gebildete Gaſſen. Wir traten in einen mäßig großen, viereckigen Raum, der eine mit kleinen Säulchen geſchmückte Empore hat und durch unregelmäßig angebrachte kleine und größere Fenſter Licht empfängt. Aus der hölzernen Decke wölbten ſich zwei Kuppeln hinaus, ſie waren an mehreren Stellen zerbrochen. In der Mitte der Synagoge ſtand der hölzerne Almener, zu dem zwei Stufen emporführen, dieſem gegenüber die Bundeslade mit einem wollenen Tuche verhängt, in einer Stadt, deren Haupterwerb in Seidenerzeugung beſteht. Das Ganze machte den Eindruck der Armut, der durch die Kleidung der verſammelten Betenden nicht vermindert wurde. Es waren nur acht Perſonen und zehn Kinder, darunter die jüngſten auffallend genug, baarhaupt, verſammelt. Ich und Herr Alſanderi wurden doppelt freudig willkommen geheißen, als Gäſte und weil

wir die zum Minjan nötige Zahl voll machten. Später kamen noch drei Andächtige hinzu.

Nach dem Gottesdienſte lud uns der Vorſteher der Gemeinde, Herr Schehaje Chamui in ſeine Wohnung ein, wo wir von der Familie und bald von faſt allen Männern der Gemeinde begrüßt wurden.

Die Gemeinde iſt eine ſehr kleine, ſie zählt nur ſiebzehn Familien mit achtzig Seelen; ſie iſt ſeit undenklicher Zeit hier angeſiedelt, doch weiſt der älteſte Grabſtein auf ihrem Friedhofe ein Alter von nur 400 Jahren nach. Sie ſtammen kaum, wie die meiſten in Kleinaſien und Syrien, von ſpaniſchen Juden her, indem dieſes Idiom ihnen fremd iſt und Alle nur arabiſch ſprechen.

Ich hatte folgendes Geſpräch mit den Anweſenden:

„Beſitzt die Gemeinde irgend ein Vermögen?“

Weder die Gemeinde noch ihre Mitglieder. Wir ſind ſehr arm, wie Du in der Synagoge ſehen konnteſt. Wir beſitzen nur eine Thorarolle und unſere Kinder haben keine Schule. Unſere Ausgaben belaufen ſich auf 4000 Piaſter jährlich, von denen der Chacham allein, der zugleich unſer Vorbeter und Schlächter iſt und die Kinder am achten Tage in den Bund aufnimmt, 2500 Piaſter d. i. 250 fl. bezieht. Du haſt die finſtere Höhle, die er neben der Synagoge bewohnt, geſehen und gewiß Mitleid mit einer Gemeinde empfunden, die ſo arm iſt, daß ſie ihren Rabbi keine beſſere Wohnung anweiſen kann.

„Womit ernähren ſich die Juden von Tripolis?“

Wir treiben kleine Handelsgeſchäfte.

„Sind keine Juden Handwerker?“

Zwei unter uns ſind Schuſter, in neuerer Zeit kam ein ruſſiſcher Soldat, der Schneider iſt, hinzu.

„Warum lernen Eure Kinder, um der Armut zu entgehen, nicht Handwerke?“

Weil keine jüdiſchen Meiſter unter uns ſind. Zu den mohammedaniſchen dürfen wir ſie, wegen der Entweihung des Sabbats und wegen eines Laſters, das an ihnen verübt werden könnte, nicht ſchicken. Wenn wir nur eine Talmudthora hätten, oder

doch genug Gebetbücher, damit der Vater sein eigenes Kind wenigstens lesen lehren könnte.

„Ich werde Euch, wenn ich nach Wien zurückgekehrt bin, Gebetbücher und die Bücher Moses schicken."

Dafür wird Dich Gott segnen.

Alle Anwesenden sagten laut und andächtig: „Amen!"

„In welchem Alter heiraten eure Kinder?"

Die Knaben mit 16, die Mädchen mit 12 Jahren.

„Wenn aber die Familien so arm sind, warum vergrößert ihr, durch ihre so frühe Vermehrung noch mehr ihre Not?"

Wir sammeln für die zu Vermählenden Geld in Damaskus, in Beyrut.

„Warum sammelt ihr nicht für eine Schule?"

Sollen unsere Knaben, wenn wir sie nicht verheiraten, sich einem Laster ergeben und siech werden?

Die Anwesenden, die Frau und die Kinder des Vorstehers hörten dem Gespräche, das ich mit dem Letzteren führte und Herr Alfanderi dolmetschte, aufmerksam zu und ich konnte merken, daß Alle die ausgesprochenen Ansichten nicht nur vollkommen theilten, sondern auch ganz vernünftig fanden.

Angenehm fiel mir die Reinlichkeit aller Anwesenden auf und die orientalische Gastfreundschaft verleugnete sich auch im Hause der Armut nicht; wir wurden mit Rakí und Süßigkeiten bewirtet. —

Ebenso freundlich wurden wir bei dem österreichischen Consularagenten, dem griechischen Christen Herrn Kaziklis aufgenommen. Das Haus, nicht so reich, aber nach dem Geschmacke in Damaskus eingerichtet, bot einen angenehmen Aufenthalt.

Leider hatte Herr Alfanderi, wiewohl ich ihn wiederholt bat, es nicht zu thun, verrathen, daß ich ein Arzt sei, weil er wußte, daß ein solcher im Oriente einer besonderen Achtung genieße. Sogleich wurde mir ein blondes, fünfzehnjähriges Mädchen vorgeführt, damit ich sie vom kalten Fieber heile. Sie hatte es sich

zogen, indem ſie, wegen der drückenden Hitze Nachts, ſich den Teppich auf der Terraſſe des Hauſes ausbreitete und im Freien ſchlief.

Ich erſuchte, einen Diener zu mir ans Zelt zu ſenden, um einige Chininpulver abzuholen. —

Wir kehrten in der größten Sonnenglut wieder zu unſerem Zelte zurück, um unter dem Schutze deſſelben die heißeſte Zeit zu verſchlafen.

Nach Mittag beſuchte uns der Vorſteher und der Chacham der Gemeinde. Der Erſtere trug einen eigenthümlich geformten, goldenen Ring am Finger, dem ein geſchnittener Karneol eingeſetzt war. Ich bat, mich den Ring ſehen zu laſſen und hatte mich nicht getäuſcht, indem ich ihn für einen antiken hielt. Herr Chamui erzählte mir, daß er auf einer Reiſe nach Tarſus zufällig anweſend geweſen ſei, als der Ring in einem alten Felſengrabe gefunden wurde. Vom feinſten Golde, breit und hohl, trug er oben den nicht ganz genau gefaßten Karneol, in den ein Eros mit Pfeil und Bogen geſchnitten iſt. Ich beging die Unvorſichtigkeit, den Ring laut zu bewundern, und Herr Chamui reichte mir ihn ſogleich mit den Worten: „Er iſt Dein Eigenthum, Herr!“

Ich befand mich in nicht geringer Verlegenheit, von dem armen Manne ein Geſchenk annehmen zu ſollen, das ich mit nichts zu erwiedern hatte. Herr Alſanderi winkte mir, den Ring anzunehmen und ſagte mir ſpäter, ich ſolle, weil es heut Sabbat ſei, von Beyrut aus das Geſchenk mit Geld erwiedern. —

Ein abyſſiniſcher Knabe kam zu Pferde heran und ließ mich durch Ibraim fragen, ob ich zwei Frauen vor dem Zelte empfangen wolle?

Ich war ſehr erſtaunt über einen ſolchen Beſuch und ließ antworten: „Der Sklave iſt bereit, ſeine Herrin zu erwarten.“ Ibraim lächelte meiner Phraſe ſeinen Beifall und überſetzte ſie.

Der Knabe sprengte davon und kam bald hinter zwei ganz weiß verschleierten Frauen, die auf kleinen Eselchen ritten, wieder einher.

Er sprang aus dem Sattel und sein Pferd am Zügel haltend, neigte er sich so tief auf die Erde, daß jede der Damen seinen Rücken als Schemel benutzte, um abzusteigen. Die Damen schlugen die Schleier zurück und ich begrüßte die Mutter mit ihrer fieberkranken Tochter, die selbst gekommen waren, um das Medikament abzuholen und noch einige Fragen an mich zu richten.

Ich ließ rasch aus unserem Gepäcke einige Sitze improvisiren und mit Teppichen überdecken. Ibraim bereitete Limonade und schwarzen Kaffee, während Herr Alfanderi so freundlich war, mein Gespräch mit den Damen zu dolmetschen.

Es begann die Flut der See und spielte mit stärkeren Brandungen, fast bis an unsere Füße heran. Von ferne wirbelte auf ihr eine leichte Rauchwolke, sie wurde als die des Dampfschiffes erkannt, das uns nach Beyrut bringen sollte, aber noch zwei Stunden weit in See war.

Die Dame übergab mir eine kleine Anzahl antiker Münzen aus Silber und Kupfer und damit es nicht den Anschein habe, als ob sie mich für die Ordinazion belohnen wollte, bemerkte sie in feiner Wendung, ihr Gatte unterlasse es nie, wenn Oesterreicher kämen, ihnen ein Gastgeschenk zu widmen.

So fand ich mich in kurzer Zeit zwei Mal beschenkt; doch konnte ich jetzt das Geschenk erwiedern, indem ich den Damen goldgestickte Pantoffeln, deren einige Paare ich in Konstantinopel gekauft hatte, entgegenbot.

Assan und Chatib hatten, weil wir sie von hier zu Lande zurücksendeten, die Pferde gesattelt und so konnte ich, als die Damen Abschied nahmen, sie durch Ibraim und die beiden Diener bis ans Thor der Stadt zurück begleiten lassen.

Ehe wir aus der Nähe der Berge scheiden, sei noch einer jüdischen Gemeinde auf dem Antilibanon erwähnt:

In Chasbeia leben 100 Juden, die Ackerbau treiben und durch ihre Tapferkeit bekannt sind. Als Abdala Pascha im Jahre 1831 gegen das aufrührerische Sanur Mannschaft brauchte, sandte ihm der Emir Beschir meist Juden aus Deir el Kamar und Chasbeia. Herr Schwarz, der Verfasser des Buches „das heilige Land" erzählte mir, daß auch die jüdischen Mädchen von Chasbeia, mit Pistolen und Spießen bewaffnet die Heerden weiden. Es ereignete sich, daß ein solches Mädchen, von einem Türken überfallen, ihre Ehre damit rettete, daß sie ihn muthig niederschoß. Das Gericht sprach sie frei und der Ruhm ihrer Tapferkeit und Tugend wurde von allen Bergbewohnern gefeiert.

Die Segel des heranziehenden Schiffes waren im Fernrohre schon weiß und geschwellt sichtbar.

Nachdem Ibraim zurückgekehrt war, gingen wir durchs Thor, um die kleine Hafenstadt, in der jetzt eine größere Bewegung war, zu sehen und Karten für unsere Fahrt zu lösen.

Ich wußte nicht, daß ich noch einen traurigen Abschied zu nehmen hatte, von meinem guten Hassan! Das Thier hatte mich über die gefährlichsten Wege des Libanon, an Abgründen vorbei, durch grauenhafte Schluchten sicher und treu auf seinem Rücken getragen und nun sollte ich von ihm für immer scheiden. Kaum hätte mir von einem Menschen, der zufällig mit mir denselben Weg gegangen wäre, der Abschied schwerer werden können.

Ich gab dem klugen Thiere, woran ich es während der Reise gewöhnt hatte, Zucker zu essen, den es jedesmal damit belohnte, daß es an meinem Kleide, wohl auch an meiner Wange zutraulich mit der Zunge leckte.

Assan und Chatib schwangen sich auf die Pferde und waren bald hinter einem sandigen Hügel verschwunden.

Abſchied von Syrien.

Egyptiſches Wunder. — Die L'loyddampfer. — Ziege Amalthea. — Nach Jeruſalem!

Die Sonne war untergehend, als wir uns an Bord begaben. Es war ein franzöſiſches Dampfſchiff und alle Plätze auf demſelben überfüllt. Auf den Rath Ibraims hatte ich, da die Fahrt nur eine Nacht währte und das herrlichſte Wetter verſprach, daß ſie eine ſternenhelle, warme ſein werde, eine Karte für das Verdeck gelöſt. Das Gewühl auf demſelben war aber ſo groß, daß ich meine Karte umtauſchte und einen Platz in der Kajüte nahm. Ich hatte das gleich Anfangs zu bereuen und Gelegenheit, mich der trefflichen und bequemen Einrichtung der Schiffe des öſterreichiſchen L'loyd zu erinnern. Als ich mich in das Bett begab, ſpürte ich bald eine brennende Glut am ganzen Leibe. Ich fürchtete, daß ich mir vielleicht durch das ungewohnte Klima, die anſtrengende Reiſe einen Hautausſchlag zugezogen habe. Meine Unruhe wurde immer größer, ich machte Licht und ſah mich in einem Bette, das ſchon Vielen gedient haben mußte, es war ein ſo entſetzlicher Anblick, daß ich aufſprang, mich ankleidete und auf das Verdeck eilte, auf dem ich eine der ſchönſten Nächte verlebte.

Erſt in Beyrut, das wir gegen Morgen erreichten, befreite mich ein Bad von dem dritten, egyptiſchen Wunder.

Der Tag in Beyrut, wo ich von meinen Gaſtfreunden aufs freudigſte begrüßt wurde, ging in Reiſevorbereitungen, in Abſendung von Gepäck, in Abſchiedsbeſuchen auf. Ich kann nicht unterlaſſen, der vielen Güte zu gedenken, die der L'loydagent Herr Laurella und ſein Bruder für mich hatten, durch jede Art von Rath und Unterſtützung mir die Reiſe zu erleichtern und durch Gaſtfreundlichkeit den Aufenthalt in Beyrut angenehm zu machen.

Am 26. Mai, nach Mittag um vier Uhr ging ich wieder an Bord eines franzöſiſchen Dampfſchiffes, um zwar keine ſo entſetzliche Erfahrung zu machen, wie auf der Fahrt von Tripolis nach Beyrut; doch iſt jedem Reiſenden zu rathen, wenn ihm die Wahl gelaſſen iſt, ſich immer der Schiffe des öſterreichiſchen L'loyd zu bedienen, die ſicher, blank und rein, jede mögliche Bequemlichkeit bieten.

Auf dem Schiffe hatte ich die Freude, Herrn und Frau Wetzſtein zu finden, die ſich nach Europa eingeſchifft hatten mit ihrem ſchönen Kinde, zu deſſen Ernährung eine prächtige Ziege mitging. Ich dachte an die mythiſch heilige Amalthea und den jungen Gott, der dankbar ſpäter aus ihrem Horne alle Fülle und jeden Segen ſtrömen ließ.

Ich blieb lange auf dem Verdecke, bis ich die ſyriſche Küſte verſinken ſah und mich der Gedanke faßte: morgen betrittſt du Paläſtina und dann —

„Nach Jeruſalem!“

Ries'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Siloah.

Eine Auswahl von Predigten, zur Erbauung, sowie insonders zum Vorlesen in Synagogen, die des Redners ermangeln

von

Dr. Ludwig Philippson, Rabbiner.

Erster, zweiter und dritter Band.

Pro Band 1 Thlr. 10 Ngr. Jeder Band ist auch einzeln zu haben.

Von dem ersten Bande erscheint binnen Kurzem die zweite unveränderte Auflage.

Kleines israelitisches Gesangbuch,

enthaltend

deutsche Lieder und Melodien.

Von Dr. Ludwig Philippson.

Preis 9 Ngr.

Katechismus der israelitischen Religion,

von Dr. **Ludwig Philippson.**

Preis geb. 3¾ Ngr.

Katechismus der Geschichte Israels,

der Bibelkunde, Landeskunde von Palästina u. Liturgie

von **Dr. Ludwig Philippson.**

Preis geb. 4½ Ngr.

Israels Geschichte

von der Zeit

des Bibel-Abschlusses bis zur Gegenwart.

Für

Schüler jüdischer Lehranstalten, höherer Bürgerschulen und Gymnasien, für Familien und Schulbibliotheken.

Von **Emanuel Hecht.**

Mit einem Vorworte von Dr. L. Philippson.

gr. 8. broch. Preis 21 Ngr.

Reis'sche Buchdruckerei (Carl B. Lock).

52 73572 005
89 53 BR 2V 6485

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Von Ludw. Aug. Frankl erschienen folgende

Das Habsb
v. Ghel

Epische u
jetzt Za

Sagen au

Parisina.
v. Stöck

Christopho
Brodhag

De Influx

Gedichte.

Jos. Em. S

Sonntagsb
1842. 7

Rachel, Bi

Don Juan

Ein Magy
(Vergrif

Gusle. Se
in 2 Au

Hippokrate
Wien 18

Zur Geschi
in 2 Ab

Die Charl
in 4 Ak

Zu Lenau's

Hippokrate
1854, i

Inschriften
Wien 1

Libanon.

JAN 30 1989

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Siloah.

Eine Auswahl von Predigten, zur Erbauung, sowie insonders zum Vorlesen in Synagogen, die des Redners erwangeln

von

Dr. Ludwig Philippson, Rabbiner.

Erster, zweiter und dritter Band.

Pro Band 1 Thlr. 10 Ngr. Jeder Band ist auch einzeln zu haben.

Von dem ersten Bande erscheint binnen Kurzem die zweite unveränderte Auflage.

Kleines israelitisches Gesangbuch,

enthaltend

deutsche Lieder und Melodien.

Von Dr. Ludwig Philippson.

Preis 9 Ngr.

Katechismus der israelitischen Religion,

von Dr. **Ludwig Philippson.**

Preis geb. 3¾ Ngr.

Katechismus der Geschichte Israels,

der Bibelkunde, Landeskunde von Palästina u. Liturgie

von **Dr. Ludwig Philippson.**

Preis geb. 4½ Ngr.

Israels Geschichte

von der Zeit

des Bibel-Abschlusses bis zur Gegenwart.

Für

Schüler jüdischer Lehranstalten, höherer Bürgerschulen und Gymnasien, für Familien und Schulbibliotheken.

Von **Emanuel Hecht.**

Mit einem Vorworte von Dr. L. Philippson.

gr. 8. broch. Preis 21 Ngr.

Riem'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck).

9 73ST2 005 53 BR 2V 6485

Stanford University Libraries
3 6105 121 192 582

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004